This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

he
ecke.

Modern-freimaurerische Bekenntnisse.

Beiträge

zur Welt- und Lebensanschauung

von

Gustav Hecke.

»Junger Soldat, wohin gehst du? — Ich will für die ewigen Gesetze kämpfen, die vom Himmel herniedergestiegen sind. — Seien deine Waffen gesegnet, junger Soldat!« (Lamennais.)

Braunschweig 1906.

Druck und Verlag von Joh. Heinr. Meyer.

1. Freemasons - Addresses, essays, lectures

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
673198A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 163 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Die meisten der nachfolgenden Abhandlungen sind von dem Verfasser in den letzten vier Jahren in der hiesigen Loge „Carl zur gekrönten Säule“ gehaltene Reden. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß sie sich äußerlich den durch das maurerische Jahr wie durch einzelne besondere festliche Vorkommnisse dargebotenen feierlichen Gelegenheiten anzupassen hatten. Allein die während dieses Zeitraumes von dem deutschen Logentum durchlebte, nun glücklich überwundene Krisis, das in weiten Kreisen unsers Bundes lebhafter als je vorhandene Bedürfnis nach einer unzweideutigen Stellungnahme zu dem modernen Geiste, nicht zum wenigsten aber persönliches Ringen nach möglichst vollkommener Erfassung der freimaurerischen Ideen und Ideale mußten dem Verfasser ebensoviele Antriebe werden, hauptsächlich den großen Grundfragen der Freimaurerei und ihrem Zusammenhange mit dem Geistesleben der Menschheit nachzugehen. Gilt doch von jedem tiefer angelegten freimaurerischen Gemüte das, was unser Br. Goethe durch Leonorens Mund im Tasso dem großen Dichter nachsagt:

„Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.“

Ein Blick auf das angehängte Namenverzeichnis, noch besser aber das Durchlesen aller Vorträge selbst wird zeigen, wie das hier geschah. Durch Lautwerdenlassen dessen, was in Geschichte und Leben, in Philosophie und Religion, in Wissenschaft und Kunst die erhabenen Worte Menschheit und Menschlichkeit erklingen läßt, wird der Nachweis geführt, daß die Freimaurerei in allen wesentlichen Fragen der Welt- und Lebensanschauung mit den Besten aller Zeiten einig ist, daß die von ihr bewußt geübte Kunst, in dem geschichtlichen Fortschritt des Wahren, Guten und Schönen das begrifflich und gefühlsmäßig Gleiche und über den Wandel der Zeiten Erhabene zu schauen und zur Richtschnur für die Gegen-

33D E# 33A

wart zu machen, ihre einzige und dauernde Grundlage bildet. Insbesondere wollten wir Klarheit darüber verbreiten helfen, wie sehr die Zukunft unsers Bundes von der Stellung seiner Mitglieder zur Philosophie abhängig sein wird. Schon Clemens von Alexandrien schrieb: „Der gemeine Haufe fürchtet die griechische Philosophie wie die Kinder den schwarzen Mann aus Angst, daß sie mit ihnen davonlaufen werde.“ Sehr unserer Beachtung wert erscheint es, wenn ein ausgezeichneter Denker der Gegenwart, Baron C. v. Brockdorff, am Schluß seiner kürzlich erschienenen Psychologie sich also vernehmen läßt: „Wir müssen einsehen lernen, daß wir, daß die Menschheit sich erst dann zu ihrer größten Machtentfaltung emporringt, wenn sie einig wird. Sie wird erst einig, wenn sie sich in ihren einzelnen Gliedern selbst erkennt, und sie kann sich nicht erkennen ohne Liebe. Gemeinsames Verstehen ist erst dann ein vollendetes Verstehen, wenn es sich an das Erkennen knüpft. Die letzte Einheit des Geistes d. h. der Geister überhaupt ist das Begreifen, und die Wahrheit des Begriffs ist das Symbol dieses Erkennens. So muß also der wahrhaft von dem Menschheitsgedanken Erfüllte kämpfen für die Grundbegriffe des Erkennens.“ — Die Freimaurerei bleibt sich selber treu und erfreut sich ewiger Jugend, wenn sie das Entwicklungsgesetz der Menschheit ehrt, wenn sie sich ihren räumlich und zeitlich weltweiten Gesichtskreis wahrt; nur durch die tiefste Erfassung des Wesens und der Aufgabe des Menschen bewegt sie sich auf jener Bahn, die unser Geschlecht einer immer besseren Zukunft entgegenführt. Es traf sich, daß außer dem in diesem Sinne für uns wegweisend gewordenen Br. Herder auch Kant und Schiller mit Festreden bedacht wurden; der mit dem Geist und Herzen eines Carlyle Schauende wird das, was über die Geistesverwandtschaft dieser Männer mit der Freimaurerei gesagt worden ist, entsprechend ausdehnen auf alle wahren Helden der Menschheit. Auf diesem Wege kann jeder, der es wünscht, erfahren, was Freimaurerei ist und was sie der Welt auch künftig noch zu sein vermag. Sollte das vorliegende Buch, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, seinen Lesern etwas über den Augenblick hinaus bedeuten und, seinem Titel entsprechend, der heiligsten Sache einen Dienst leisten, so würde der Verfasser das mit zu dem schönsten Ertrage seiner Lebensarbeit rechnen.

Braunschweig im November 1905.

Gustav Hecke.

Inhalt.

Seite

1. **Über die Förderung menschlicher Glückseligkeit durch die Freimaurerei.** (Zum Johannisfest 1901) 1
2. **Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.** (Zum Schwesternfest am 13. Oktober 1901) 16
3. **Erkenne dich selbst!** (Abhandlung aus dem Jahre 1892) . . 28
4. **Memento mori!** (Zur Trauerloge 1901) 40
5. **Zum Gedächtnis des abgeschiedenen Mstrs. v. St.** (Für den Br. Isendahl am 25. Januar 1902) 51
6. **Es werde Licht!** (Zum Stiftungsfest 1902) 57
7. **Unser Ziel sei Harmonie.** (Zum Johannisfest 1902) 67
8. **Von sittlicher Vollkommenheit.** (Ansprache, gehalten am 23. Oktober 1902) 80
9. **Das Rätsel des Todes und seine Lösungen.** (Zur Trauerloge 1902) 88
10. **Prolog.** (Zur Weihnachtsfeier mit den Schwestern, Januar 1903) 100
11. **Adhuc stat!** (Zum Stiftungsfest 1903) 102
12. **Requiescat in pace.** (Für den † Br. Harden, zug. Großmeister der Großen Loge von Hamburg, am 20. Mai 1903) 112
13. **Menschenwürde.** (Zum Johannisfest 1903) 124
14. **Gottfried Herder als Freimaurer.** (Zum 18. Dezember 1903) . 137
15. **Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.** (Zur Trauerloge 1903) 157
16. **Zum Gedächtnis Immanuel Kants.** (Zum Stiftungsfest am 12. Februar 1904) 171
17. **Tut Busse, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.** (Zum Johannisfest 1904) 190
18. **Dass ein Mensch du nur bist, — der Gedanke beuge das Haupt dir; aber dass Mensch du bist, hebe dich freudig empor!** (Zur Trauerloge 1904) 201
19. **Über den pädagogischen Beruf der Freimaurerei.** (Zum Stiftungsfest 1905) 217
20. **Schiller in seinem Verhältnis zur Freimaurerei.** (Zum 9. Mai 1905) 228
21. **Die Welt des Wissens und die Welt der Werte in ihrer Bedeutung für die Freimaurerei.** (Vortrag, gehalten in der 41. Jahresversammlung des Vereins deutscher Freimaurer zu Hannover am 26. September 1903). 248

Über die Förderung menschlicher Glückseligkeit durch die Freimaurerei.

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,
O du schöne Welt, wie bist du so weit!
Und so weit ist mein Herz und so blau wie der Tag,
Wie die Lüfte, durchjubelt vom Lerchenschlag.
Ihr Fröhlichen singt, weil das Leben noch mait:
Noch ist die blühende, goldene Zeit,
Noch sind die Tage der Rosen!"

In diese von Johannisfestjubel durchwehten Worte des Dichters Otto Roquette stimmt auch unser Herz ein, m. gel. Br., und die Rosen, mit denen wir uns geschmückt haben, legen Zeugnis ab, daß wir gar gern dem Rufe folgen, den die Natur in diesen holden Tagen, da der Lenz dem Sommer die Hand reicht, so laut, so eindringlich vernehmen läßt. Fühlen wir uns doch als Kinder der Mutter Natur, als Untertanen dieser Königin, als Empfänger ihrer reichen Gaben, von deren Wundern ergriffen schon die alttestamentlichen Sänger ihre Harfen zum Lobe Gottes stimmten. Allein zu allen Zeiten hat sich der Geist des Menschen in gewisser Art über die Natur zu erheben gewußt, hat der fromme Sinn nicht selten eine solche Richtung eingeschlagen, daß Natur und Geist ihm in einen feindlichen Gegensatz traten; ja ganze Zeitalter — man denke nur an das naturentfremdete Mittelalter — haben das Feldgeschrei laut werden lassen: Hie Geist, hie Natur! hie Sünde, hie Sittlichkeit! hie Gott, hie Teufel! Daß wir Frmrer. über diesen Zwiespalt des Denkens und Fühlens hinausgekommen sind, könnte jedem ein Fest wie unser heutiges zeigen, da es sich darstellt als eine Vereinigung von echter, harmloser Freude und sittlichem Ernst. Dem auf der Hochwarte wahrer Menschlichkeit stehenden Frmr. gilt die rechte Freude eben nur als dort vorhanden, wo das Natürliche des Menschenwesens durch die Sittlichkeit wohl gebunden, aber nicht unterdrückt wird, wo man der Stimme der Natur folgt und zugleich den Heroldsruf jener Helden vernimmt, die der Menschheit ihre sittliche Bestimmung zu Gemüt führten. Indem wir nach einem dieser geschichtlichen Helden das heutige Fest benennen, sagen wir: Unsere Freude sei geheiligt

und verklärt durch den sittlichen Geist, den er vertrat. Nicht als Kinder, die nur dem Augenblick leben und in seinen Eindrücken aufgehen, freuen wir uns, sondern als Männer, die mehr sehen als die glänzende Oberfläche der Dinge, die zur Tiefe und Höhe und zu den großen Zusammenhängen des Seins vorzudringen bemüht sind. Von solchem Willen zur Erfassung der höchsten Bedeutung des Lebens erfüllt, würdigen wir einen Johannes den Täufer als einen jener Großen, denen in der Entwicklung des sittlichen Bewußtseins der Menschheit, auf die allerwege unser Blick gerichtet ist, eine epochemachende Bedeutung zukommt. Ist er doch, mit seinem Wirken auf die Grenze zweier Weltalter gestellt, der helle Morgenstern, mit dessen Erscheinen die Menschheit heraustreten sollte aus Finsternis und Schatten des Todes. Ist er doch der Gesinnungsgenosse, Vorläufer und Wegbereiter des Großen von Nazareth, der ihn nicht umsonst den Größten nannte unter allen von Weibern Geborenen. Ja, groß steht er da in seinem Charakter und in seinem Wirken, der sittlich zum Siege gelangende Held einer gewaltigen geschichtlichen Tragödie, auch hierin der Vorläufer Christi!

Dieser Prophet im härenen Gewande, der sich von Heuschrecken und wildem Honig, der Speise der Armen, nährt, mahnt seine Zeitgenossen mit ernsten Worten zur völligen Sinnesänderung, zur Umkehr von sittlicher Verworfenheit, zur Gerechtigkeit und Liebe. Vor keinem Stande macht seine Predigt halt, er nennt die geistigen Führer seines Volkes Natternbrut, er erscheint vor dem ehebrecherischen Fürsten Herodes mit dem flammenden Wort: „Es ist nicht recht!“ Herbei strömen die Scharen und lauschen seiner Buß- und Himmelreichspredigt; Christus selbst läßt sich von ihm taufen, und Johannes erkennt in ihm den, der sein Werk fortsetzen werde. Das Los so vieler Wahrheitszeugen der Menschheit teilend, wandert er zuletzt in das Gefängnis und legt sein Haupt auf den Henkersblock. So steht Johannes vor uns als „freier Mann von gutem Ruf“, als Anfänger einer neuen Menschheitsepoche, als Prophet der sittlichen Erneuerung zur Gerechtigkeit und Liebe, dadurch aber als unser Sinnbild und Musterbild; denn auch wir streben nach dem künftigen Gottesstaat hin, in dem Gerechtigkeit und Liebe alle Menschen zu Brüdern macht in Gesinnung, Wort und Tat. Wir tun dies von dem Glauben geleitet, daß eben hierauf und nur hierauf die wahre Glückseligkeit des Menschengeschlechts, auf die schließlich alles Streben gerichtet

ist, beruhe. Nach dem Wortlaut der unserer Großloge eigenen Verfassung hat sich die Frmei. „die Förderung der sittlichen Veredelung und menschlicher Glückseligkeit überhaupt" zum Ziel gesetzt. Wir haben den Begriff der „Schöngutheit" (Kalokagathie), wie ihn die besten der Griechen als Ideal des Menschenlebens aufstellten, nicht aufgegeben; wir wollen ihn aber im Sinne der von Johannes und Christus vertretenen Sittlichkeitsidee, welche eine wirkliche Menschheit und Menschlichkeit anerkennt, vertieft zur Geltung bringen. Wer dies erkannt hat, dem löst sich von selbst die Frage, ob und wie der Mensch sich des Lebens freuen dürfe, wie die Erfüllung der Forderungen des Gewissens mit dem Genuß der Naturgaben zu vereinigen sei. Möge denn das Licht, nach dem wir streben, auch dieser Feierstunde leuchten, indem wir den beiden Fragen nachgehen:

1. Was heißt Glückseligkeit?
2. Was kann die Loge zu ihrer Förderung tun?

I.

Was ist menschliche Glückseligkeit? Die Frage nach dem Wesen der Glückseligkeit scheint auf den ersten Blick leicht beantwortbar; versteht doch jeder aus eigener Erfahrung das Dichterwort:

„In ein Gewebe wanden die Götter Freud' und Schmerz:
Sie webten und erfanden ein armes Menschenherz;" —

hat doch auch der Jüngste von uns Tage und Stunden erlebt, in denen er „himmelhoch jauchzend" oder „zum Tode betrübt" war. Gleichwohl bietet jene Frage eins der schwierigsten Probleme dar, eine Grundaufgabe der größten Denker von den Zeiten der sieben Weisen Griechenlands bis auf Fr. Nietzsche, den Modephilosophen unserer Tage, dessen Zarathustra über das Welträtsel den Orakelspruch tut:

„O Mensch, gib acht! Was spricht die tiefe Mitternacht?
Ich schlief, ich schlief; aus tiefem Traum bin ich erwacht.
Die Welt ist tief und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh, Lust tiefer noch als Herzeleid.
Weh spricht: Vergeh. Doch alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit."

Für uns einfachere Leute handelt es sich nicht um die Glückseligkeit des „Übermenschen", sondern des Menschen. Wir suchen zu

einer befriedigenden Beantwortung jener Frage zu gelangen, indem wir uns nach dem Maße unserer Einsicht das Wesen des Menschen klar machen, des Menschen, wie er leibt und lebt, und sind gewiß, daß das „Erkenne dich selbst!“ auch hier den Schlüssel zur Weisheit liefern werde. Betrachten wir den Menschen in seiner erfahrungsmäßigen Wirklichkeit, so erkennen wir in ihm ein Einzelwesen, gekennzeichnet durch leibliche und geistige Bedürfnisse der mannigfaltigsten Art, ein lebendes d. h. als ein in vielfacher Beziehung sozusagen habenwollendes Wesen. Fehlen ihm gewisse Dinge leiblicher oder geistiger Art, so gibt sein Gefühl ihm das als Leere, Störung, Unbehagen, Schmerz kund; höchste Steigerung des Schmerzes vernichtet sein Leben. Alles dagegen, was seiner Selbsterhaltung, dem ungehemmten Fortgange seiner Lebenstätigkeiten dient, bereitet ihm Behagen, Freude, Heiterkeit, zufriedene Stimmung oder wie wir diese physiologisch-psychischen Zustände sonst nennen mögen. Leben und Glückseligkeit sind also Wechselbegriffe, die sich gegenseitig fordern. Die Frage kann daher nicht die sein, ob es überhaupt erlaubt oder gerechtfertigt sei, nach Glückseligkeit zu streben, ebensowenig wie wir etwa nach der Berechtigung des Wachsens der Bäume fragen; es handelt sich vielmehr darum, ob alle erfahrungsmäßig möglichen Arten von Glückseligkeit dem besten Begriff vom Menschen entsprechen oder ob Abstufungen, niedere und höhere Grade von Glückseligkeit zu unterscheiden seien je nach ihrer Bedeutung für die ideale d. h. möglichst vollkommen gedachte Menschennatur. Die Antwort hierauf werden wir vor allem bei den besten und weisesten Menschen suchen, bei denjenigen, von welchen wir wissen, daß sie ein möglichst ideales Leben gelebt und andere ein solches gelehrt haben; hinausgehend über die Weisheit auf der Gasse werden wir daher in erster Linie bei Religionsstiftern, Dichtern und Philosophen Umfrage halten müssen. Die Aussprüche der Erfahrung und der dem Thema der Glückseligkeit am tiefsten nachgehenden Vernunft werden uns in dem Grade als Vernunftmaßstab dienen können, wie sie mit einander harmonieren.

Den Grundrichtungen des menschlichen Strebens entsprechend können wir auch den Begriff der Glückseligkeit einteilen und abstufen. Jenes Streben schlägt nämlich eine doppelte Richtung ein: die auf Selbsterhaltung und die auf Selbstvervollkommnung.

Welchen Begriff von Glückseligkeit erhalten wir demnach, wenn wir lediglich das menschliche Selbsterhaltungsstreben als ihre Grundlage betrachten? — Es sind alsdann Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, Haus und Hof, Acker und Vieh, geschlechtlicher Umgang, ein glänzendes Geschäft, eine einträgliche Stellung, überhaupt alles, was dazu dienen kann, das bloße Sinnenleben eines Menschen zu beschäftigen und auszufüllen und damit sein organisches Lebensgefühl zufriedenzustellen, die Güter, an denen der Mensch hängt, nach denen er strebt und ringt. Die Vernunft des höher entwickelten Menschen kann ein solches Streben nicht verurteilen und verbieten, und täte sie es, so würde dies doch vergeblich sein. Gleichwohl führen Erfahrung und Vernunft schon in betreff des Selbsterhaltungsstrebens zu ernsteren Erwägungen; sie stellen in Anbetracht dessen, daß das rein sinnliche Streben etwas Schrankenloses hat, Warnungstafeln auf mit der Inschrift: Halte Maß in allen Dingen! Befriedige deine sinnlichen Wünsche und Begierden nur innerhalb bestimmter Grenzen, damit die gesuchte Glückseligkeit sich nicht in ihr Gegenteil verkehre! Schon Aristoteles hat gelehrt, daß die Tugend in der Innehaltung des rechten Maßes, der goldenen Mittelstraße zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig bestehe. Der Cyniker Diogenes nimmt eine Tonne zum Aufenthalt, trinkt aus der Hand und schätzt den Sonnenschein höher als den Besuch des mächtigsten Königs der Erde. Die Epikuräer gewöhnlichen Schlages folgen mehr der Regel: Um glückselig zu sein, leere den Becher sinnlicher Lust bis auf den letzten Tropfen; „lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“ Überwiegend aber stellen die Weisen Bedürfnislosigkeit und Entsagung als Bedingung eines glücklichen Lebens hin. Wurde schon dem auf Heiterkeit und Frohsinn gerichteten Altertum von stoischer Seite das Wort zugerufen: „Nichts bedürfen ist göttlich“, so hat in unseren Tagen der große Russe Tolstoi in Dichtungen und Abhandlungen in diesem Sinne sein soziales Reformprogramm verkündet. Er ist zurückgekehrt zu der Lehre Jesu von Nazareth: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet!“ (Matth. 6, 25.) Nach Jesu Anschauung fällt dem nach dem Reiche Gottes Strebenden alles andere von selbst zu. Darum warnt er vor dem Geiz, vor dem Streben nach vielen Gütern, darum predigt er: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der

Nahrung!“ (Luk. 21, 34) und wenn er im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus zwei gar verschiedene Lebensauffassungen und Lebensläufe mit verschiedenem Ausgang zeichnet, so tut er das in der Absicht, unsern Beifall nicht dem Genußschwelgen, sondern der Armut zuzuwenden. Warum das? Soll etwa das Selbsterhaltungsstreben aufhören? soll der Mensch seine sinnliche Natur aufgeben gleich den mittelalterlichen Asketen und Mystikern, die ihr vermeintlich sündhaftes Fleisch mit seinen Lüsten und Begierden kreuzigten durch selbstgewählte Pein? Es ist ganz klar, daß das Christentum seine sittliche Bedeutung einbüßen würde, wenn es den Menschen zur völligen Lebensverneinung im Sinne mittelalterlicher Bußübung führen wollte. Unsere Vernunft macht achtungsvoll halt vor dem Sein, auch vor dem physisch-sinnlichen Sein; sie kann nicht zerstören wollen, was unser Gott geschaffen hat; sie gibt dem Leibe, was ihm gebührt, und weiß sich auch darin mit Jesu eins, der zwar nichts wissen will von einer eudämonistischen Lebensauffassung, wie sie zu seiner Zeit das Judentum und das Heidentum beherrschte, der aber im Vaterunser die Bitte um das tägliche Brot nicht hat fehlen lassen und der auch dahin ging, wo frohe Menschen beisammen waren.

Die Vernunft erkennt aber noch ein anderes Grundstreben als berechtigt an, von dem jenes nur die Voraussetzung ist; ich meine das Vervollkommnungsstreben, das unserer Natur nicht minder eigen ist und ihr die Richtung auf Güter gibt, die uns als höhere erscheinen. Mehr als jedes vergangene Zeitalter hat uns das 19. Jahrhundert den Begriff der Entwicklung zu Gemüt geführt: alles Sein ist nur ein fließendes Sein, Entwicklung des Gegebenen zu höheren Formen. Auch der Mensch erscheint sowohl nach seiner geistigen wie nach seiner körperlichen Natur als ein sich entwickelndes, nach höherer Gattung und Eigenart strebendes Geschöpf. Schon das leiblich-sinnliche Sein des Menschen ist auf Veredelung angelegt; durch Summierung der hierauf gerichteten Bestrebungen entsteht das, was man als physische Lebenskultur bezeichnen könnte: der Mensch sorgt für seine Gesundheit, für die Kraft und edle Erscheinung seines Körpers, auch wohl für die leibliche Veredelung seines Nachwuchses. Mit derartigen Bemühungen glauben wir, wie angedeutet, die Grundlage für alle geistige Kultur zu schaffen; denn wir erkennen alles Geistige als körperlich bedingt, und wenn der Geist es ist,

der sich im Körper das Haus erbaut, so schätzt der Besitzer dies Haus, aus dessen äußerem Aussehen man auf den Besitzer schließen kann, nicht gering. Bloße Athletennaturen freilich, kalte Schönheiten, stupide Sportsmen, Leute, die nichts weiter können als die technischen Griffe der Handarbeit, oder die nur Reiten, Schwimmen, Jagen, Schlittschuhlaufen, Kegelschieben, Radfahren und sonstige auf bloßer körperlicher Kraft, Gesundheit und Geschicklichkeit beruhende Künste verstehen, verkörpern noch lange nicht das höchste Ideal eines glückseligen Daseins. Mögen auch die meisten Augenblicke ihres Lebens infolge der Bewahrung gesunder Säfte und eines ungestörten Stoffwechsels von schmerzloser Heiterkeit erfüllt sein, so haben solche Menschen doch nur Bruchstücke der Glückseligkeit, nicht der Güter höchstes erlangt. Den Trieb des Habenwollens beschränken sie auf den Leib, ihr besseres Selbst liegt brach und wird überwuchert von dem Schlinggewächs einer ganz veräußerlichten Lebensauffassung; sie vergessen, daß auch ihren geistigen Anlagen die Entwicklungsrichtung zum Höheren eigen ist. Das Erkenntnisstreben des Menschen, beginnend mit der kindlichen Neugierde und Verwunderung, vermag sich zum θαυμάζειν, zum Staunen des denkenden Mannes, zum weltumfassenden Denken des Philosophen zu entwickeln. Der kleine Geist des Menschen sucht die große Welt der Wirklichkeit klaren Blickes zu durchdringen; Himmel und Erde, die Tiefen der Meere und die Höhen der Berge, die ganze Mannigfaltigkeit des Naturdaseins, die jahrtausendelange Entwicklung seines Geschlechtes, sein eigenes Wesen und die Tiefen der Gottheit: alles will der Mensch erkennend in sich widerspiegeln und abbilden. Er findet in solchem Streben aus einem doppelten Grunde Befriedigung. Es gibt ihm einmal das freudige Bewußtsein, die ihm zunächst gezogenen Grenzen erweitert und neue Machtmittel für das Dasein gewonnen zu haben. Zwar birgt das sich in der Wissenschaft verkörpernde Streben des Menschen, sofern es die Triebe auf Selbsterhaltung und Verschönerung steigert, die Gefahr in sich, mit der Steigerung der physischen Bedürfnisse, welche die Wirklichkeit nicht in gleichem Maße zu befriedigen vermag, das Leid in der Welt zu mehren und so die äußere Glückseligkeit wiederum zu mindern. Allein der Mensch schätzt doch auch zum andern die Erkenntnis ihrer selbst wegen hoch genug, daß er um ihretwillen einige begleitende Leiden in den Kauf nimmt, wie er denn schon die Anstrengung, welche das wissenschaftliche Arbeiten mit

sich bringt, nie als eigentliches Leid in Anschlag bringt. Ist der Lohn solcher Arbeit auch nicht der Vollbesitz der Wahrheit, sondern nur eine schrittweise Annäherung an sie, so fühlt sich doch der von reinem Wissensdurst Beseelte in seiner Betätigung so glücklich, daß er die leiblich Reichen, wenn sie am Geist arm sind, in Ewigkeit nicht beneiden würde. — Nicht minder aber lächelt die Göttin der Kunst demjenigen glückverheißend zu, der einen Teil seines Lebens ihrem Dienste weiht; ja Schiller glaubte einst die Erfahrung gemacht zu haben, daß sogar der beste Philosoph im Vergleich mit dem schaffenden Künstler nur ein Zerrbild sei. In der Tat, eine Quelle der Glückseligkeit sprudelt sowohl dem schaffenden Meister wie dem ästhetisch genießenden Jünger in den besten Werken der Musik, der Dichtkunst, der Malerei usw. Jede dieser Künste ist eine eigene Welt, die andere Saiten des menschlichen Gemütes erklingen macht, die eigenartig selige Freuden gewährt, die uns zugleich Tiefblicke in das Wesen des Menschen und der Welt tun läßt, von denen sich die bloß verstandesmäßig-wissenschaftliche Betrachtung der Dinge nichts träumen läßt, so daß wir überzeugt werden, zum vollkommenen, wahrhaft glücklichen Menschendasein gehört auch der Durchgang des menschlichen Geistes durch das Morgentor des Schönen.

Ist nun wissenschaftliche oder künstlerische Befähigung der einzelnen, durch Schulen oder Hochschulen oder auf dem Wege der Selbstbildung erworben, das, wonach alle als nach dem Höchsten streben sollen? Wäre dies der Fall, dann stände es allerdings nicht berühmt mit der menschlichen Glückseligkeit. Millionen sehen wir jener Güter verlustig gehen, und selbst in den sog. gebildeten Kreisen sind der Selbstdenkenden und selbständig Forschenden, der wahrhaft Bildungsbedürftigen sehr wenige. Gesetzt aber auch, wir dürften mit frohem Mute einer Zeit entgegensehen, wo alle, die ein menschliches Antlitz tragen, in den Besitz jener intellektuellen und ästhetischen Vollkommenheit gelangten, so kämen wir doch mit alledem nicht hinaus über einen auf das Einzelwesen als solches beschränkten, also subjektiven und daher im Grunde selbstischen Glückseligkeitsbegriff. Als eine Befriedigungsform gewisser von vorn herein in der menschlichen Natur liegender Triebe führt das bloß kulturelle Streben doch nicht zur Auffassung des Lebens in seinem vollen Umfange, in seiner ganzen Tiefe; der Kampf um die fettesten Weideplätze kann bei alledem weitertoben, das Ringen um das Dasein allein hat bestenfalls die

Glückseligkeit einer Auslese unsers Geschlechtes zur Folge. Wenn demnach die äußere Kultur einen Turm bauen will, dessen Spitze bis in den Himmel reicht, wenn sie aus dem Menschen einen Gott oder wenigstens einen Übermenschen im Sinne Nietzsches zu machen beabsichtigt, so erhebt sich für die nachsinnende Vernunft die gewichtige Frage, ob ein solches schrankenloses Streben, Handeln unserer Weisheit letzter Schluß sein dürfe. Um eine mehr als bloß willkürliche oder gefühlsmäßige oder phantastische, um eine strenge Antwort zu erhalten, gibt es keinen anderen Weg als den, uns an das Sein zu halten: die wirkliche Welt im umfassenden Sinne muß uns die Gesetze für das Seinsollende an die Hand geben. Nun ist es aber eine unzweifelhafte Tatsache, daß mit uns 1600 Millionen Menschen den Erdball bewohnen und daß diese wie ihre voraussichtlich noch viel zahlreichere Nachkommenschaft auf die Erde als auf ihre Wohn- und Wirkungsstätte angewiesen sind. Diese Wirklichkeit im wesentlichen gleichbeanlagter, gleichstrebender Wesen kann durch keine Logik hinwegdisputiert werden, diese große überwältigende Mehrheit wird sich gewiß nicht durch eine verschwindende Minderheit von „Übermenschen" vergewaltigen lassen; es ist einfach unmöglich, sie totzuschlagen, um auf der entvölkerten Erde einen Garten der Glückseligkeit für wenige Kraftmenschen im Sinne Nietzsches einzurichten. Dadurch, daß die Natur jedem Menschen den Selbsterhaltungs- und Vervollkommnungstrieb auf den Weg gegeben hat, zeigt sie selbst, daß er für mehr als ein gleichgültiges, ohne weiteres zur Vernichtung bestimmtes Wesen zu halten ist; eben durch jene Triebe, deren schrankenlose Betätigung das Dasein des Menschen vernichtet, gibt sie selbst den Hinweis darauf, daß die in solcher Art ins Ungemessene gehenden Ansprüche der einzelnen durch eine höhere Gesetzgebung geregelt werden müssen, welche dem Grundsatze folgt, daß die dem menschlichen Geschlechte mögliche Glückseligkeit der Teilung bedürfe. Das Individuum — dem Wortlaute nach: das Unteilbare — wird damit zu einem Teilwesen gestempelt; der Mensch ist im Verhältnis zur Menschheit nur ein Glied, kein Ganzes. Das Sein, die gesamte den Menschen einhegende Wirklichkeit ist somit Verkünderin einer sittlichen Lebensordnung, welche bei der wesentlichen Gleichheit aller Menschen keine andere sein kann als die vom Christentum nachdrücklichst zur Geltung gebrachte

Regel: „Alles nun, was ihr wollet, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“ Auch die Erwägung, daß die mancherlei Beziehungen von Mensch zu Mensch ebensoviele Quellen individueller Glückseligkeit werden können, daß der Mensch, wenn er sich von seinesgleichen löst, sich damit in den Zustand der Glücklosigkeit begeben würde, lassen das Gesetz der Menschenliebe als die Grundlage der wahren Glückseligkeit erkennen. Die Liebe, welche Menschen verbindet und eint, sie gemeinsam streben, wirken und genießen heißt, wird von uns nicht als unseliger Zwang, sondern als reinstes Glück empfunden; unsere Vernunft beugt sich vor einem Gesetze, das die Natur mit jedem jungen Menschenkinde predigt, welches in das Leben eintretend um unsere Liebe bittet, um seinen Anteil an dem Glück der Erde. Nur dem unter dem Zwange seiner physischen Triebe Stehenden erscheint das Sittengesetz als eine unwillkommene Verminderung seiner Glückseligkeit; dem vernünftigen d. h. dem über sein subjektives Geisteswechbild hinausschauenden Menschen bedeutet es eine reinere und reichere Quelle, eine höhere Form der Befriedigung und Freude. Das dem sich selbst überlassenen Selbsterhaltungs- und dem schrankenlosen Vervollkommnungstriebe sich als kluger Wächter zur Seite stellende: „Nimmer zu sehr!“ erhält durch das Gebot der Menschenliebe eine einleuchtende Begründung, eine hehre Weihe. Ist unsere Vernunft besser als die des Kindes und der Wilden, die beide gewissermaßen noch außerhalb des sittlichen Verbandes der Menschen stehen, so sehen wir in unsersgleichen unsere Brüder und Schwestern, Kinder eines Hauses, vor denen wir nichts vorab haben wollen; das bloß habenwollende Glückseligkeitsstreben ist nunmehr zu einem teilenden, zu einem mitgenießenlassenden geworden und hat damit einer höheren Form der Glückseligkeit den Weg bereitet.

Eine noch erhabenere Auffassung aber als die gesellschaftlich-sittliche Lebensbetrachtung gewährt uns die übersinnlich-religiöse Weltanschauung. Diese sagt uns, daß die Erde und die Menschheit auf ihr wiederum Teile einer Ordnung höherer Art sind. Die unserm Geist und Wirken zugängliche Welt ist beschränkt, und wenn wir alle Berge menschlicher Erkenntnis erstiegen hätten, würden wir uns doch vorkommen als irrende Fremdlinge im Reich des unendlichen Seins, als ziellose Schiffsleute in dem Ozean der Welten. Wie winzig ist doch der Mensch im All, wie geringfügig seine Entwicklung im anfang- und

endlosen Weltlauf! Zentnerschwer fallen uns die Fragen auf das Herz: Was soll diese ganze Welt? Welches ist der Ausgang ihrer Entwicklung? Hat sie überhaupt ein Ziel und Ende? Was soll inmitten des unfaßbaren Kosmos das kleine, schwache Menschensein? Lohnt es sich im Ernst, ein Leben weiterzuführen, dessen Ausgang völlige Vernichtung scheint? Und so geht es uns wie jenem Jüngling-Mann in Heines Gedicht, der am tosenden Meeresstrande die Wellen fragt: „Löst mir, ihr Wogen, das uralte, qualvolle Rätsel der Menschheit: Der Mensch, woher ist er kommen? wohin wird er gehen? Wer wohnt dort über den goldenen Sternen?“ Wir bescheiden uns nicht mit Heine: „Ein Narr wartet auf Antwort“, sondern gehen hinaus in der Mitternacht und schauen empor:

„Nun stehn im Himmelskreise die Stern' in Majestät:
In gleichem, festem Gleise der goldne Wagen geht, —
Und gleich den Sternen lenket E r deinen Weg durch Nacht:
Wirf ab, Herz, was dich kränket und was dir bange macht.“

(G. Kinkel.)

So kommt unser Gemüt zum Glauben an einen Allerschaffer und Allerhalter, an einen heiligen Willen, an einen höchsten Gedanken, der über der Zeit und dem Raum webt, an einen Urgrund der Dinge, der allem, was ist und lebt, Zusammenhang gibt, der in den Dingen ist und in dem sie sind. Dieser Glaube ist lediglich ein Ahnen, Fühlen, Hoffen; nach Art der Wissenschaft Gedankenreihen ausspinnen, um ein Bild des unendlichen Seins zu gewinnen, das hieße die der menschlichen Natur und Vernunft gezogenen Grenzen überschreiten. Der mit der Vernunft im Einklang bleibende Glaube vermißt sich nicht, dem Urgrund vorzuschreiben, wie er nach seinen beschränkten Begriffen an sich sein müsse, noch wie er die Welt einrichten solle, damit alles nur recht hübsch dem kindischen Einzelmenschen nach dem Geschmack sei. Der Glaube ist Ergebung des Menschen in die unbegreifliche, heilige Notwendigkeit, nach der alles in der Welt bestimmt und geleitet wird und der er nicht entfliehen kann, flöge er auch bis zum fernsten Stern; der gläubige Mensch begnügt sich mit der ihm zugewiesenen Rolle, ein beseeltes Stäubchen im Weltall zu sein; er bescheidet sich damit, als Werkzeug eines höchsten Willens zu wirken, mag ihm auch unfaßbar bleiben, was dieser Wille mit ihm vorhat; er ist zufrieden, sich auswirken zu dürfen innerhalb des ihm zugemessenen Kreises in dieser Menschenwelt; er folgt dem guten Genius, der ihn in das

Leben rief und dies Leben in seinem innersten Mittelpunkt an unsichtbaren Fäden leitet; kein Endziel vor Augen fühlt er doch eine Hauptrichtung, vorgeschrieben von den Idealen seiner Vernunft, und es bewahrheitet sich an ihm die Erfahrung, die ein Faust hat machen dürfen:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Dies gläubige Bewußtsein, dieses Gefühl der Einheit unsers Strebens mit unsern Idealen macht uns froh und heiter; nun sorgen wir uns nicht um Tod und Teufel und nicht um Leid, Geschrei und Schmerz in dieser Welt. Haben wir die Welt nach ihrem Wesen durchschaut, soweit uns dies möglich ist, kommen wir bei unseren Fragen nach den letzten Gründen zu der Gewißheit, daß wir irgendwie zusammenhängen mit dem Urgrund alles Seins, dann empfinden wir damit die höchste Glückseligkeit, die wir haben und genießen können und die darin besteht, daß wir das Dasein nicht mehr scheuen, daß wir den Ausgang unsers Lebens nicht mehr fürchten. Unser Wesen ruht so fest und sicher wie alles Sein, unsere Entwicklung zum Höheren geht so unfehlbar von statten wie alle Entwicklung in der großen Welt um uns her; wir sind göttlichen Geschlechtes, wir ruhen am Busen einer unendlichen Liebe, die sich in allem Geschaffenen auswirkt, am Herzen dessen, den unser Mund nach frommer Ahnen Weise mit kindlichem Stammeln Gott und Vater nennt.

So hat denn der Begriff der Glückseligkeit im Lichte der Vernunft letztlich und zuhöchst den Sinn: alles Seiende lieben, und unsere Betrachtung hat uns den genialen Tiefsinn der Worte erschlossen, mit denen unser Br. Goethe in seinem „Vermächtnis" überschriebenen Gedichte sich also vernehmen läßt:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ewige regt sich fort in allen, —
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt."

Glückselig ist, wer alles Seiende, sich selbst, alle Geschöpfe und die Gottheit als Trägerin des unendlichen Seins in Liebe umfaßt. Selbst-

liebe, Menschenliebe, Gottesliebe sind Freude am Sein; sie lösen das letzte Rätsel des Lebens und seiner Glückseligkeit. Und so kommen wir denn auch durch diese Betrachtung zu jenem schon im alten Bunde ausgesprochene, von Christus aber zum Vollgewicht seiner Bedeutung erhobene Gebot zurück: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst! (Matth. 22, 37—40.)

II.

Bedarf es nun, m. gel. Br., noch des eingehenden Nachweises, daß die Freimaurerei der ganzen Welt zur menschlichen Glückseligkeit in dem angegebenen Sinne förderlich wirken kann und tatsächlich wirkt? — Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, dessen eigentliche Losung nach dem Vorgange von Leibniz, Wolf und Locke war: Förderung menschlicher Glückseligkeit durch die menschliche Vernunft, und wo alle, deren Wirken auf ein Künftiges gerichtet war, Philosophen, Dichter, Erzieher, diesem eudämonistischen und philanthropischen Zeitgeiste folgten, hat die Loge sich in den Dienst der gleichen Ideen gestellt. Freilich wurde der Begriff der Glückseligkeit vielfach ebensosehr veräußerlicht wie der der Vernunft: Sensualisten und Materialisten führten nicht selten das Glück auf bloßen Sinnengenuß zurück, und auch an das Logentum hingen sich bekanntlich Entartungen an. Der veräußerlichten Glückseligkeitsethik des 18. Jahrhunderts hat I. Kant seinen kategorischen Imperativ entgegengesetzt: „Tue das Gute um des Guten willen!“ Hat der Königsberger Weise aber etwa lehren wollen, daß das Streben nach Glückseligkeit an sich verwerflich sei? Seine Ansicht war offenbar nur die: Es ist falsch, das Gute zu tun, um dadurch lediglich persönliches Wohlergehen zu erlangen. Und wie stellte sich die Frmrei. dazu? Indem sie die Förderung der Sittlichkeit mit der Glückseligkeit in Verbindung brachte, huldigte sie durchweg einer solchen Auffassung, wie sie uns etwa in der Gellertschen Strophe entgegentritt:

„Gott will, wir sollen glücklich sein; drum gab er uns Gesetze:
Sie sind es, die das Herz erfreun, sie sind des Lebens Schätze.“

Hier wird die Glückseligkeit nicht bloß als Zweck der Sittlichkeit, sondern als gleichbedeutend mit ihr aufgefaßt. Je tiefer man nun allmählich den Begriff der Glückseligkeit auffassen lernte, desto ernster wurde auch die Auffassung von der Sittlichkeit, und so trifft man denn, von dem vertieften Begriff der Glückseligkeit aus-

gehend, schließlich doch wieder mit Kants zunächst überstreng erscheinendem unbedingten Pflichtgebot zusammen.

An Kant anknüpfend hat weiterhin Schopenhauer eine neue Auffassung vom Leben zu begründen gesucht, welche der optimistischen bezw. eudämonistischen schnurstracks entgegengesetzt ist: den Pessimismus d. i. die Lehre, der Gesamteindruck der Welt und des Lebens sei ein solcher, daß das Nichtsein dem Sein entschieden vorzuziehen sei. Wie wenig aber der Mensch mit einer solchen pessimistischen Ansicht auskommt, hat Schopenhauer selbst dadurch bewiesen, daß er seinem Hauptwerke „Die Welt als Wille und Vorstellung" seine „Aphorismen zur Lebensweisheit", die recht eigentlich eine Anweisung zum glückseligen Leben sein wollen, an die Seite gestellt hat. Auch der Pessimismus kann demnach nicht vom Streben nach Glückseligkeit ablassen, so tief wurzelt das Streben nach ihr in des Menschen Brust. Andererseits hat Schopenhauer durch die Aufstellung seiner pessimistischen Lebensansicht dem einseitigen Optimismus und oberflächlichen Eudämonismus heilsam entgegengewirkt, so daß dieselbe als Sauerteig des natürlichen Menschenstrebens vollauf ihre Bedeutung behält. Die Mittelstraße zwischen Optimismus und Pessimismus dürfte auch noch heute den Bestrebungen der Loge entsprechen.

Freimaurerei als königliche Kunst, als Kunst der Lebensführung, kann ihrem Begriffe nach nicht rein pessimistisch sein: wir können das Leben nur bejahen, nicht verneinen; wir erkennen Sein und menschliches Dasein an im Sinne von Wissen und Gewissen, Denken und Glauben, Weltschmerz und Weltfreude; wir wollen den Pessimismus, zu dem wir infolge des wissenschaftlichen Weltbildes gelangen, durch den Optimismus eines weltfreudigen, kraftvollen Handelns im Sinne Goethes ausgleichen. Wir kennen nur einen strengsittlichen Eudämonismus, einen solchen im Sinne von Kants Regel: „Handele so, daß dein Handeln die Norm einer allgemeinen Gesetzgebung werden könne", was im Grunde nichts anderes ist als: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst." Dies Gebot aber wird zur bloßen Phrase, wenn wir dessen Betätigung nicht verbinden mit der Vorstellung, das Leben aller Menschen sei zu bereichern, zu verschönern, zu veredeln, zu heben innerlich und äußerlich, leiblich und geistig; denn wenn jemand sich nach Art der Asketen und Mönche in die Einsamkeit flüchtet, wie will er das Gebot der Nächstenliebe erfüllen? Und das Maß der Nächstenliebe soll ja doch auch in der Selbstliebe gegeben sein. Was heißt

aber sich selbst lieben anders als: sein leiblich-geistiges Wohlbefinden fördern? Die Loge bejaht das Leben und seine Glückseligkeit, ohne den Schmerz des Lebens zu verkennen; sie will ethisch mehr als Selbstliebe, sie will nicht minder Nächsten- und Gottesliebe. Daher in ihrem Gebrauchtum die Sinnbilder der Lebensfreude und des Lebensernstes; daher am Altar der Wahrheit ernste Betrachtung und Andacht; daher die Sinnbilder der Trauer und wiederum die frohe Tafel und die heitere Geselligkeit. So erzieht die Loge ihre Glieder zu einer Weltanschauung der Freude, so versöhnt sie den Pessimismus und den Optimismus, das Wissen und den Glauben. So lange dieser Geist bei uns waltet, wird jeder beglückten Herzens hier weilen und von der empfangenen Glückseligkeit auch mit hinausnehmen in das wilde, friedlose Leben und dort an der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt mitarbeiten, wo und wie er Gelegenheit hat. Es stehen uns nicht die Mittel zu Gebote, neue staatliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse durch Gesetzgebung zu schaffen. Aber wir können Höheres; wir erwarten allen dauernden Fortschritt von der inneren sittlichen Veredelung der Menschen. Wohl der Frmrei., wenn sie auf diesem Grunde bleibt! Dann kann sie auch in Zukunft sein das Licht der Welt, die Stätte, wo die Gegensätze des Daseins, die religiösen und konfessionellen wie die politischen, Berufs- und Standesgegensätze sich auflösen in der höheren Einheit der Menschheit und dem Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit dem unendlichen Sein, mit der Gottheit.

Schauen Sie hinaus und hinauf, m. Br.! Hellen Scheines, als wollte sie uns segnen mit ihren goldenen Strahlen, blickt die Johannissonne auf unsere Festgemeinde herab. Sie, unter deren freundlichem Schein die Natur alljährlich bunte Blumen und köstliche Früchte treibt, der Menschen Herzen zu erfreuen, die uns die Erde zum Garten Eden gestaltet, in dem sich's wohl noch leben läßt, sie mag als holde Wirklichkeit und schönstes Sinnbild uns am heutigen Feste mahnen: Lasset die Liebe strahlen lang, hell und warm, daß die Blumen der Glückseligkeit sprießen am Wege des Lebens. Aus der sonnendurchglänzten Welt erschallt der Ruf zur Freude am Sein, zur Gottes- und Menschenliebe auch in unsere Festgemeinde, und ihm folgend beginnen wir das neue Jahr der K. K. mit herzlichem Glückauf!

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Der freundliche Willkommensgruß, mit dem wir Sie heute hier empfangen, werte Schwestern, soll Ihnen sagen, daß es uns ein inniges Bedürfnis ist, Sie an dem Glücke und der Freude auch unsers maurerischen Lebens teilnehmen zu lassen. Der helle Lichtglanz, der von den Altären des wahren Menschentums hinausleuchtet in die dunklen Täler der Menschheit, trifft mit den goldigsten Strahlen naturgemäß die, welche von der nichtmaurerischen Welt unserm Herzen die Teuersten sind: er soll zur Freude verklären die Herzen unserer Gattinen und Bräute, er soll aufrichten auch das Gemüt der Witwe des abgeschiedenen Bruders mit dem Trost, der aus dem ewigen Osten kommt. In unsere Mitte tritt, vom Himmel gesandt, im weißen, golddurchwirkten, duftigen Gewande, mit einem Blumenkranze im blonden Haar, mit goldenen Flügeln, mit Rosen und Lilien in den Händen, der holde Schutzgeist der Freude, und wir setzen uns still zu seinen Füßen nieder und lauschen, wie er zu uns spricht: „Wohl gefällt es dem allmächtigen Baumeister aller Welten, daß ihr euch hier Brüder und Schwestern nennt. Ihr schreibt euch damit ein so inniges gegenseitiges Verhältnis zu, wie die Welt da draußen es nur unter Blutsverwandten für möglich hält; aber eben weil ihr diese Namen nicht äußerlich, sondern geistig-ideal faßt, versinnbildlicht ihr in ihnen eine solche geistig-ideale Gemeinschaft von Menschen, wie man sie im Weltleben sonst nicht wieder antrifft, selbst nicht in den geheiligten Räumen eines Gotteshauses. Ja, ich finde: eure Loge ist etwas Eigen- und Einzigartiges: sie verhält sich zum alltäglichen Leben wie unser Himmel zu euerm Jammertal, wie der Sonntag zum Werktag, wie die Heimat zur Fremde, wie das Paradies zur Wüste. Da draußen lechzt und seufzt eure Seele nach Frieden und findet ihn nicht; hier ertönt der Heilandsruf inniger als irgendwo: Friede sei mit euch! Es ist das tiefste Bedürfnis des Menschen, ein Mensch zu sein; die Welt gönnt euch diese Seligkeit nicht und

gewährt sie euch, ach, so mangelhaft; die Loge macht euch zu Menschen und läßt euch Menschen sein. Empfangt denn auch heute etwas von jener himmlisch-weihevollen Stimmung, die euer großer Erdenbruder Faust empfand, als ich ihn durch den Klang der Osterfestglocken dem Leben und den Menschen wiedergab und ihn sein besseres Selbst wiedergewinnen ließ; fühlt es ihm von Herzen nach: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Mit diesem Worte, meine verehrten Schwestern, hat der Schutzgeist der Loge mir mein heutiges Thema gegeben, und ich wüßte nichts Besseres zu tun, als Ihnen zu zeigen, wie dasselbe den Sinn der Freimaurerei in einer auch Ihnen völlig verständlichen Weise ausdrückt.

Wir fragen zunächst: Was will die Freimaurerei? — Da das weibliche Gemüt sich ja auf sinnige Bilder- und Zeichensprache zu verstehen pflegt, so begreifen Sie, meine Schwestern, ohne weiteres, was wir mit der Bezeichnung Freimaurer meinen. Es kann nichts Geheimnisvolles mehr für Sie haben, wenn wir behaupten, daß wir als freie Männer an dem geistigen Bau der Menschheit arbeiten, daß wir einen weltumfassenden geistigen Tempel errichten wollen. Es schwebt uns vor das Bild eines herrlichen Gotteshauses, sagen wir etwa: des in der heiligen Schrift in leuchtenden Farben geschilderten salomonischen Tempels zu Jerusalem oder auch des wunderbaren, den Triumph gotischer Baukunst verkündenden Domes zu Köln. Worauf beruht die Schönheit eines solchen Bauwerkes? Ein einziger Grundgedanke beherrscht das Ganze, alle Teile ordnen sich diesem Gedanken unter, atmen ihn gleichsam wieder und treten zu einander in das Verhältnis inneren Einklanges, völligen Zusammenpassens. So nun wollen wir eine Menschheit schaffen helfen, welche beherrscht und durchdrungen ist von der reinsten, vollkommensten Gottesidee, ohne die Verirrungen und Verzerrungen, welche die geschichtlichen Religionen, und zwar nicht die heidnischen allein, mit ihr verbinden. Denken wir uns nun alle Menschen von dieser Gottesvorstellung beseelt, dann dürfen wir auch erwarten, daß sie zueinander in ein menschenwürdiges, harmonisches, wahrhaft sittliches Verhältnis treten werden. Unser Tempel trägt alsdann die tiefbedeutsame Inschrift: „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede unter den Menschen des Wohlgefallens!" und es tönt sonach im Logentum und durch die Arbeit der Freimaurerei nicht weniger hehr und lieblich als durch die christlichen Gottes-

häuser der Engelsgruß der heiligen Nacht und die schönste Himmelsbotschaft über die Erde hin.

Es erhebt sich nun zweitens die Frage: Ist die Erstrebung eines derartigen Zieles, wie die Freimaurerei es sich gesetzt hat, notwendig? — Daß sie notwendig ist, erkennen wir, wenn wir hinblicken einmal auf den natürlichen Zustand der Menschheit und sodann auf die mancherlei Versuche, welche im Laufe der Geschichte gemacht worden sind, diesen Zustand zu ändern.

Die Menschheit in ihrem rohen Naturzustande ist noch keine wahre, keine sittliche Menschheit: sie gleicht der Erde vor dem ersten Schöpfungstage, wo sie noch eine leere, lichtlose, ungeordnete Masse war; sie gleicht einer Baustelle, wo Holz und Steine, noch unbehauen, wirr durcheinander liegen. So stellen die Menschen ursprünglich wohl Baustoffe dar, aber sie bilden kein gefälliges Bauwerk; sie denken in ihrer natürlichen Eigenart nur daran, ihres eigenen Glückes Baumeister zu sein; sie vergessen ihresgleichen und streben mit ihren tausend verschiedenen Anlagen und Anliegen, Denkweisen und Taten nicht miteinander, sondern widereinander. Wohl tun sie sich, ihr Interesse besser erkennend, zu Gemeinschaften, Verbänden, Genossenschaften zusammen; aber diese sind nicht immer derart, daß damit das wahre, das allgemeine Wohl der Menschheit im Auge behalten würde. So bietet die Menschheit seit Jahrtausenden mehr oder weniger den Anblick einer gesetzlosen, sich befehdenden Gesellschaft, eines Bürgerkrieges, des Kampfes um das Dasein und um das größte Glück, und die Erde ist kein blühendes Paradies, sondern ein grauses Schlachtfeld. Wer macht uns das Chaos zum Kosmos, die wirre, unharmonische Masse zum harmonischen Bau? Wer stellt jene von einem Goethe verherrlichte Einheit her,

„wo alles in dem Ganzen webt,
eins in dem andern ist und lebt,
wo Himmelskräfte auf- und niedersteigen
und sich die goldnen Eimer reichen"?

Zahlreiche Baumeister sind aufgetreten und haben mancherlei Baupläne vorgelegt und auszuführen begonnen. Gewaltige Feldherren und Fürsten haben die Frage der menschheitlichen Einigung durch Errichtung von Weltreichen zu lösen versucht. Nach dem Zeugnis der Geschichte ein vergebliches Bemühen! Große

edle Seelen, wie Moses und die Propheten, Buddha, Mohammed, vor allen auch Johannes und Christus, suchten die Menschen durch eine einheitliche Religion innerlich einander zu nähern. Ihr Bemühen ist nicht so ganz vergeblich gewesen: die Weltreiche sind vergangen, aber die Weltreligionen sind geblieben, und wir können nur mit hoher Bewunderung auf jene gewaltigen Männer blicken, denen das Riesenwerk gelungen ist, so vielen Geschlechtern, so vielen Hundert Millionen Menschen den Gang ihrer religiösen Entwicklung vorzuzeichnen. Betrachten wir aber einmal in aller Kürze, wie die Religionen ihrem weltumfassenden Berufe gerecht geworden sind.

Schon das Judentum glaubte an die Verheißung, daß durch seinen Stammvater Abraham alle Völker auf Erden gesegnet werden sollten. Nachdem es in jahrhundertelanger Entwicklung, insbesondere durch die Wirksamkeit der Propheten, sich zum Glauben an einen Weltgott, einen Herrn des Himmels und der Erden emporgearbeitet hatte, vertiefte Christus diesen Glauben durch die frohe Botschaft von Gott als dem Vater aller Menschen. Das Christentum will die Religion für alle Völker sein, die Apostel erhalten den Auftrag, in alle Welt hinauszugehen; Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und wir glauben fast freimaurerische Bildersprache zu vernehmen, wenn wir hören, wie der große Heidenapostel Paulus die von ihm gegründete Gemeinde nennt „erbaut auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefüget, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, zu einer Behausung Gottes im Geiste“ (Eph. 3, 19—21). Die so gegründete christliche Kirche aber ward die Besiegerin des griechisch-römischen Heidentums, sie ward die Beherrscherin des Abendlandes. Zwar verlor die Christenheit ihre einheitliche Gestalt schon durch die Teilung in den römischen und den griechischen Katholizismus; aber die Entwicklung der römisch-katholischen Kirche des Mittelalters war doch derart, daß man glauben konnte, hier sei ein Bau für die Ewigkeit gegründet. Doch schon gegen Ende des Mittelalters begannen einzelne an diesem Werke zu rütteln; sie wiesen darauf hin, daß der Bau gar nicht mehr seine ursprüngliche Grundlage habe, und in der Tat zeigte sich's, daß die heilige katholische Kirche in ihrem Kerne morsch und faul geworden war. Als neuer Baumeister trat Martin Luther auf; er räumte mit seinen Mitarbeitern alles hinweg, was als Verunzierung des Baues erschien,

er stellte den Bau auf seine ursprüngliche Grundlage, als welche er die heilige Schrift erkannt hatte. Indes auch die Kirche der Reformation blieb nichts Einheitliches, Teilkirchen und Sekten entstanden in immer größerer Zahl. Blutige Religionsverfolgungen und Kriege vermochten die religiöse Einheit des Abendlandes nicht wieder herzustellen. Ähnliche Kämpfe haben sich auch in der Entwicklung der übrigen großen Religionen abgespielt, und das Ergebnis von dem allen ist, daß die Menschheit durch die Religion, die recht eigentlich berufen war, sie zu einigen, nur immer mehr zersplittert worden ist. Es gibt gegenwärtig etwa 10 Mill. Juden, 180 Mill. Mohammedaner, 430 Mill. Christen und 850 Mill. Heiden (Buddhisten, Schamanen, Fetischisten). Der Gedanke von einer in religiöser Beziehung einigen Menschheit ist somit ein schöner Traum geblieben. Im Grunde hat sich bei all den großen religiösen Bauversuchen jene alte Sage vom Turmbau zu Babel wiederholt: die Menschen wollten einen gewaltigen Bau aufführen, aber ihre Sprache ward verwirrt, sie verstanden einander nicht mehr und mußten daher aufhören zu bauen. Das ist auch heute noch der Fluch unsers Geschlechtes, daß die Menschen sich im Grunde nicht genügend verstehen, daß sie ihres gemeinsamen göttlichen Ursprungs und ihrer gemeinsamen Bestimmung nicht mehr eingedenk sind; da gehen sie denn ein jeglicher seinen Weg und kümmern sich nicht um die große Menschheitsfamilie, der sie angehören. Wir haben uns heutzutage an diesen Zustand als an etwas Selbstverständliches gewöhnt und längst die Versuche aufgegeben, auch nur die christlichen Konfessionen, geschweige denn die außerchristlichen Religionen mit ihnen zu einer Einheit zu verbinden; wir begnügen uns mit der frommen Hoffnung, daß einst e i n Hirt und e i n e Herde sein werde. Jede Religion, jede Konfession hat sich auf ein bestimmtes Glaubens- und Lehrsystem festgenagelt; jede sucht ihren Besitzstand an Zahl zu vergrößern, jede ist überzeugt, daß sie die Wahrheit in besserer und reinerer Gestalt besitze als alle übrigen. Es ist nicht die Schuld des großen Meisters von Nazareth, daß sein einfaches, jedem Kinde verständliches Gebot von der Gottes- und Nächstenliebe nicht das einigende Band selbst derer geworden ist, die sich nach seinem Namen nennen; es ist nicht seine Schuld, wenn die Menschen sich in religiöser Beziehung in Fesseln schlagen lassen durch allerhand Überlieferung und Satzung, aufgestellt von menschlichen Autoritäten, wenn sie sich nur mit Scheinüberzeugungen begnügen und wenn sie die Be-

tonung des Gemeinsamen im Glauben außer acht lassen. Es ist nicht seine Schuld, daß im Namen der heiligen christlichen Kirche Tausende um ihres Glaubens willen im Gefängnis, in der Folterkammer, auf dem Scheiterhaufen, unter dem Richtbeil und auf dem Schlachtfelde ihr Leben geendet haben. Es ist das alles nicht seine Schuld; denn er hat gesprochen: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt." (Joh. 13, 35.) Statt diesen von Christus selbst gegebenen Prüfstein wahrer Religiosität und Sittlichkeit anzuwenden, fragt man nach der Zustimmung zu Bekenntnissen, wie sie der Erlöser der Menschheit vom knechtischen Joch nie verlangt hat, und verewigt damit die babylonische Verwirrung der Menschheit nur noch mehr, so daß wer heutzutage eine wirklich gegründete und selbständige Überzeugung in religiösen Dingen haben wollte, eigentlich die schier unlösbare Aufgabe erfüllen müßte, nacheinander alle großen Religionen und Konfessionen zu studieren und zu durchleben. Allerdings würde bei einem derartigen Versuch wohl nichts anderes herauskommen als die Überzeugung, die wir auch ohne das aus Lessings Nathan in der Parabel von den drei Ringen finden: der echte Ring, die wahre Religion, ist überall und nirgend, die wirklichen Religionen sind nur die Schattenbilder der einen wahren. Ihre Güte wird sich danach bestimmen, wie sie die Kraft besitzen, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, oder mit anderen Worten: wie sie es uns ermöglichen, noch Menschen zu bleiben, Menschen, die ihrer Vernunft und ihrem Bedürfnis, menschlich zu fühlen, nicht Ade zu sagen brauchen. Man darf ganz gewiß Anhänger einer bestimmten Religion oder Konfession bleiben; man wird aber, um im vollen Sinne Mensch zu sein, auch die übrigen Glaubenssysteme soweit verstehen und würdigen müssen, daß man duldsam gegen sie sein kann. Nur in dem Maße, wie jeder Mensch in jeder Religion und Konfession überzeugt sagen kann: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein", wird die religiöse Einhelligkeit und Eintracht der Menschheit fortschreiten.* Schon im

* Wenn auf dem letzten Katholikentage Intoleranz in dogmatischen Dingen als für jeden Katholiken verbindlich erklärt wurde, so muß der Genius der Menschheit darob sein Haupt verhüllen. Mit jenem Worte machte der Redner einen Strich durch alle seine sonstigen schönklingenden Äußerungen über Toleranz. Wir Frmrer. aber kennen für unsere Auffassung einen Gewährsmann, der auch für die katholische Kirche Autorität sein sollte, den Apostel Paulus, der 1. Kor. 13,13 schreibt: Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.

17. Jahrhundert haben Männer von weltumspannendem Denken und weitherzigem Gemüt, wie der große Bischof der Brüdergemeinde, Amos Comenius, und der deutsche Philosoph Leibniz einen Zusammenschluß der verschiedenen christlichen Bekenntnisse für möglich gehalten und befürwortet. Aber erst das 18. Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung, welches den Maßstab der Vernunft an die Glaubenswahrheiten legte, hat den herrlichen Gedanken der religiösen Duldung in weiteren Kreisen wirklich herrschend gemacht. Der erste und bedeutsamste Ausdruck derartiger Bestrebungen war die Gründung der Freimaurerei auf englischem Boden, die dann auch bald nach Deutschland verpflanzt wurde.

Damit kommen wir zu der dritten Frage: In welcher Weise sucht die Freimaurerei ihrer Aufgabe gerecht zu werden? Es zeigt sich dies in bezug auf die Religion, auf die Nationalitäten, auf die Verhältnisse innerhalb eines einzelnen Volkes. Nichts anderes wollte die Freimaurerei von vorn herein als dies: Stätten schaffen, wo jeder unbeschadet seiner Zugehörigkeit zu einer Religion oder Konfession der Überzeugung leben konnte: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein. Schiller sagt in einem Gedichte von Rousseau, dieser habe aus Christen Menschen werben wollen; dies paßt im vollen Maße auf die Loge. Wir nennen diesen Grundsatz das Humanitätsprinzip. Er deckt sich zweifellos mit dem Gedanken des Urchristentums, wonach alle Menschen sich als Kinder Gottes und Brüder fühlen sollen, und daher würde es ein bloßer Streit um Worte sein, wollte man darüber rechten, ob die Loge dem humanitären oder dem christlichen Prinzip huldige; sie hat das eine, sie hat das andere. Daß wir die unvergleichliche Bedeutung Jesu Christi als desjenigen, der das hohe Gebot der Gottes- und Nächstenliebe in den Mittelpunkt des religiös-sittlichen Denkens und Handelns gestellt hat, vollauf anerkennen, daß seine Person und sein Leben recht eigentlich die hervorragendste Begründung und Erfüllung unsers Prinzipes bedeutet, ist danach ganz selbstverständlich. Ebenso entschieden muß aber auch betont werden, daß nicht die bloß theoretische Anerkennung der geschichtlichen Bedeutung Jesu als des Vertreters des Humanitätsgedankens den Freimaurer ausmacht, sondern eine diesem Gedanken entsprechende Gesinnung oder Willensrichtung und das Bekenntnis zu dem hiermit gegebenen Lebensideal. Wer Christi Geist der Gottes- und Nächstenliebe

hat und betätigt, ohne daß er seiner menschlichen Vernunft und seinem menschlichen Mitgefühl beliebige Grenzen zieht, wer also vor allem auch duldsam ist gegenüber anderen Glaubensansichten, der hat freimaurerischen Geist. Nennt er sich Lutheraner, so bleibt er dem Katholiken gegenüber doch immer Christ; nennt er sich Christ, so bleibt er gegenüber dem Juden oder dem Buddhisten doch immer noch Mensch. Er kann wohl aufhören, den Bekenntnischristen herauszukehren, nie aber verleugnet er d e n wahren Christen, der zugleich der wahre Mensch ist. Wenn wir uns nun in der Welt umschauen und die große Mannigfaltigkeit der Religionsbekenntnisse betrachten und wahrnehmen, wie wenig sich die Anhänger derselben gegenseitig verstehen, dann wird unser innerstes Menschengefühl uns wünschen lassen, daß etwas derartiges wie die Freimaurerei bestehen möge. Insbesondere im Hinblick auf einen gewissen Orden, der sich zwar nach Jesu Namen nennt, aber Jesu Geist nur zu sehr vermissen läßt und die aus dem Geiste des Protestantismus herausgeborene Freimaurerei als seine schlimmste Gegnerin haßt, weil sie eben zur Nächstenliebe auch die religiöse Duldung rechnet, müssen wir uns freuen, daß es eine Loge gibt, eine Freistatt für alle, welche die Religion nicht in der Unterwerfung unter menschliche Autorität und äußeres Formentum, sondern in wirklicher Herzensfrömmigkeit sehen, eine Stätte, wo man sagen kann: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Aber weiter! In demselben Maße, wie das reinste religiössittliche Denken den Menschen beherrscht, wird auch sein ganzes praktisches Verhalten sich dementsprechend gestalten, und so wird denn das frmrische. Licht der Gottes- und Menschenliebe seine Strahlen belebend und erwärmend auf das gesamte Leben fallen lassen. Und das erscheint überaus nötig in Anbetracht der zahlreichen natürlichen Wasserscheiden und Gebirgskämme wie auch der künstlichen chinesischen Mauern, die wir innerhalb der menschlichen Gesellschaft gezogen und aufgerichtet sehen. Die Menschheit besteht aus mancherlei Rassen, Stämmen und Nationen, verschieden in Sprache, Geschichte, Sitten und Lebensgewohnheiten. Rassen- und Volksgegensätze führen zu Absonderungen, Grenzverletzungen, Kriegen, Eroberungen, Unterdrückungen. Die internationalen Beziehungen, wie sie in neuerer Zeit durch Diplomatie, Völkerrecht, Wissenschaft, Kunst, Technik, Handel, Post und Telegraphie immer zahlreicher geworden sind, bilden immer noch recht dünne Brücken, die jeden Augenblick abgebrochen

werden können. Gerade auf politischem Gebiete zeigt sich, wie wenig die Religionen, obgleich sie nicht national begrenzt sind, zu einem alle Gegensätze überbrückenden internationalen Mittel geworden sind. Soweit die nationalen Unterschiede etwas natürlich und geschichtlich Gegebenes sind, wird man sie als unvermeidlich und sogar als für die Entwicklung der Menschheit notwendig und segensreich erachten; als das ideale Verhältnis der Völker untereinander wird man aber doch nie Eifersucht, Feindschaft und Krieg, sondern den friedlichen kulturellen Wettbewerb ansehen müssen. In diesem Sinne wird nun gerade die Freimaurerei durch ihr sittliches Ideal der dereinstigen Menschenverbrüderung mildernd, ausgleichend und versöhnend wirken können; sie zeigt allen Völkern ein Zukunftsbild, dem sie wenigstens zustreben sollen. Das bedeutet noch lange kein schwächliches Weltbürgertum, keine Verkennung der Vorzüge des eigenen Volkes und kein Aufgeben der Vaterlandsliebe; auch der Freimaurer wird, wenn das Vaterland in Gefahr ist, die Waffen nicht im Winkel liegen lassen.

Aber auch innerhalb eines jeden einzelnen Volkes gibt es der unliebsamen, verderblichen Gegensätze so mancherlei, daß wir eines dieselben aufhebenden geistigen Faktors, wie es die Freimaurerei ist, noch lange nicht entbehren können. Je höher die äußere Volkskultur steigt, je mehr durch Teilung der Arbeit in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht Fortschritte gemacht werden, desto mehr entwickeln sich auch neue Gegensätze zwischen den Gliedern eines Volkes. Der Unterschied von reich und arm, von vornehm und gering, von wirtschaftlich Starken und Schwachen hat gerade in der Neuzeit eine Höhe erreicht, daß dadurch dem Ganzen ernstliche Gefahr droht, und noch alle Tage sehen wir das Wort wahr werden: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch das genommen, das er hat. Und wie in leiblicher, so werden die Menschen, wenn nur das freie Spiel der natürlichen Kräfte waltet, auch in geistiger Beziehung einander entfremdet. Das zeigt sich in der Unterscheidung von Gebildeten und Ungebildeten in einem Volke. Jedenfalls bleibt die allgemeine Volksbildung so lange eine leere Redensart, als die sog. Gebildeten mit Recht von großen Schichten des Volkes als von ungebildeten reden können. Nun ist aber klar, daß das gegenseitige Verstehen um so mehr erschwert wird, je größer die Bildungsunterschiede sind; man wird in der sozialen Frage sehr wesentlich eine Bildungsfrage zu erblicken haben. Die

Freimaurerei als solche treibt nun weder äußere, noch innere, noch Schulpolitik; aber sie hat von jeher dem Fortschritt im Sinne der Menschenfreundlichkeit gehuldigt. Schon im 18. Jahrhundert haben die Freimaurerlogen gerade für Bildung und Aufklärung des Volkes mit Wort und Tat gewirkt, und es ist keine Frage, daß sie auch noch heute vollauf Gelegenheit haben, in dieser Richtung an dem geistigen Fortschritt mitzuarbeiten. Denken Sie ferner, m. Schw. u. Br., an die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Berufe: wie werden durch sie die Interessen der Menschen zersplittert! Gar verschieden sind die Gedankenwelten und die herrschenden Antriebe des Handelns in der Seele des Kaufmannes, des Landwirtes, des Fabrikarbeiters, des Gelehrten, des Richters, des Lehrers usw.: das ist ganz natürlich und unvermeidlich. Wenn aber jeder Stand seinen Beruf als den allerwichtigsten betrachtet, wenn sich Schillers Wort bewahrheitet: „Jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber und fraget nicht nach seinem Schmerz?“ — ist das noch christlich, ist das menschlich? Gibt es einen Weg, die einander entfremdeten Brüder gegenseitig zu nähern und die einander widerstrebenden Interessen in einer höheren Einheit zu verbinden? Die Freimaurerei gibt die Antwort auf diese Frage: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“ — seid Brüder, lernt einander verstehen und gönnt jedem das Seine, fordert aber nicht mehr, als euch zukommt. All jene berufliche Ungleichheit und jener Interessenwiderstreit aber finden weiterhin ihr leidiges Spiegelbild im gesellschaftlichen Leben oder mit Schiller zu reden: „Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter, und das Gleiche schließt nur an das Gleiche sich an.“ Muß es denn also sein, daß die Menschen sich so streng und spröde von einander sondern, daß sie immer erst fragen: Welchem Berufe gehörst du an, wieviel Vermögen hast du? welchen Bildungsgang hast du durchgemacht? Ist es nicht traurig, daß die Menschen so wenig Gelegenheit suchen und finden, sich gemeinsam auszusprechen und zu freuen? Daß es ein gut Teil besser sein könnte, zeigt die Loge, wo sich die verschiedensten Stände zusammenfinden und wo die gesellschaftliche Stellung grundsätzlich keine Rolle spielen darf.

Nicht wahr, m. Schw. und Br., wir haben Ursache, uns zu freuen, daß es eine Freimaurerei gibt; wir können uns dessen um so mehr freuen, als sie über den ganzen Erdboden ausgebreitet und

in dem angegebenen Sinne als ausgleichender Regulator zu wirken bestrebt ist. Gäbe es sie noch nicht, so müßten wir sie flugs gründen. Zweifellos ist unendlich vieles, was in der Menschheit besser geworden, was in jenem Werke der Ausgleichung feindlicher Gegensätze geleistet worden ist, auf das stille, unmerkliche Wirken der Logen zurückzuführen. Wie die Logen durch zahlreiche Wohltätigkeitseinrichtungen nicht bloß für ihre Mitglieder, sondern auch für außerhalb stehende Kreise manche Not beseitigt und gelindert haben, so haben sie vor allem auch durch den Geist, der von Tausenden treuer und eifriger Brüder ausgegangen ist, an dem wahren Wohl der Menschheit gearbeitet. Sie können natürlich nur nach dem Maß ihrer Kräfte wirken, und unendlich vieles bleibt noch zu tun. Wahr aber bleibt dies: die Freimaurerei ist die große ausgleichende Macht in der an Gegensätzen überreichen Menschheit; sie betrachtet als ihre Hauptaufgabe die Erfüllung des Wortes, das ihr Vorbild und Schutzherr Johannes der Täufer unter Berufung auf den Propheten Jesaja einst in die Welt hinausgerufen hat: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Alle Täler sollen erhöhet und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was krumm ist, soll eben und was höckerig ist, soll schlichter Weg werden!“ — Zur Pflege dieses echt menschlichen Geistes sind auch Sie, m. Schw., berufen, und sie können darin unsere besten Mithelferinnen werden. Ist nicht die edle Frauenseele mit ihrem tiefen und weichen Gemüt, ihrem raschen Vorstellen, ihrer leichten Phantasie, ihrer Fähigkeit, sich in anderer Lage zu versetzen, mit ihrem behenden Entschluß besonders geeignet, in diesem Sinne zu wirken? Gibt Ihnen Ihre Stellung als Erzieherin Ihrer Kinder, als Beraterin Ihrer Geschwister und Verwandten, als Herrin im Hause, gibt Ihnen Ihre gesellschaftliche Stellung und Aufgabe nicht mannigfache Gelegenheit, den echt freimaurerischen Geist edler Menschlichkeit zu betätigen und zu verbreiten? Ist der Seelenadel des Weibes, der das starke Geschlecht in Banden hält und dem es seine Huldigung darbringt, zu trennen von jener reinen Herzensgüte, zu der wir selbst uns durch die Loge erziehen lassen wollen? So schreiben Sie denn tief in Ihr Herz, über Ihre Kinderstuben, Ihre Wohn- und Gesellschaftszimmer das goldene Maurerwort: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein! Lassen Sie jeden, der dort ein- und ausgeht, spüren, daß Sie auf diesem Grundsatz stehen. Wir aber, m. Br., wollen auch künftig dahin wirken, daß in allen Verhältnissen des öffent-

lichen Lebens jenes Wort sich immer mehr erfülle; wir wollen bauen und bauen, daß alle unsere einzelnen Logentempel sich erweitern und verbinden zu einer allgemeinen Loge, damit einmal eine Zeit erscheine, wo alle Menschen sich als Brüder und Schwestern fühlen, wo jeder, wohne er an dem glühenden Äquator oder in der Nähe der eisstrotzenden Pole, einstimmen kann in unsere Losung: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

Erkenne dich selbst!

Wenn wir den Zweck unserer Zusammenkünfte an dieser Weihestätte mit dem Worte „Arbeit" zu benennen pflegen, so hat diese Bezeichnung bildliche Bedeutung; sie ist ein Hinweis auf die „Arbeit" am eigenen Geist und Herzen, durch die wir uns stets aufs neue ausrüsten für die Wirksamkeit im Leben da draußen, uns tüchtig machen insbesondere für das Mitschaffen am Tempel der Humanität im Reich der Geister. Wollten wir im Hinblick auf diese universelle Bedeutung unseres maurerischen Tuns den Logentempeln eine passende Inschrift geben, so könnte diese lauten: „Machet die Tore weit, und die Türen in der Welt machet hoch, daß der König der Ehren einziehe!" (Ps. 24, 9.) Sollte aber mehr zum Ausdruck gebracht werden, was der einzelne hier für sich selbst verrichtet, so dürfte unser Heiligtum mit Fug durch die goldene Inschrift geziert werden, welche einst an dem Tempel zu Delphi, einem der heiligsten Orte Griechenlands, zu lesen war: „γνῶθι σεαυτόν!" Hielt sogar jener gewaltige Gegner der Sophisten, der weise Sokrates, dieses „Erkenne dich selbst!" für so bedeutungsvoll, daß er darin den alleinigen Ausgangspunkt und die einzig menschenwürdige Aufgabe alles Philosophierens zu haben glaubte, so müssen auch wir, die wir den Kampf führen gegen die verschiedenen Sophisten unserer Zeit, als da sind Materialisten, Romanisten und Pessimisten, in dem „Erkenne dich selbst!" eine grundlegende Regel für unser Verhalten erblicken. Freilich sieht sie so leicht verständlich, ja so selbstverständlich aus, daß es scheinbar nicht der Mühe lohnt, darüber nachzudenken. Von dem nach Licht strebenden Maurer darf indes keine Regel, die mit dem Anspruch auf ethische Geltung auftritt, unbesehens und ohne auf ihren Sinn und Wert geprüft zu sein, angenommen werden. Die Br. Lehrlinge wissen aus ihrem Katechismus, daß die Loge auf den drei Säulen ruht: Weisheit, Stärke, Schönheit. Die Weisheit besteht, so belehrt man sie, in der Selbsterkenntnis, die dann wieder

die Voraussetzung für die Selbstbeherrschung und für die Selbstveredelung ist. Für die Br. Gesellen aber hat die Forderung der Selbsterkenntnis bekanntlich ihre besondere Bedeutung. Lassen Sie uns daher, gel. Br., das „Erkenne dich selbst!" etwas genauer erwägen.

Das Erkennen im allgemeinen ist diejenige Tätigkeit des menschlichen Geistes, durch welche er die als objektiv vorausgesetzte Wirklichkeit in sich widerzuspiegeln sucht. Daß freilich alles Erkennen kein Besitz der vollen Wahrheit, sondern nur ein Streben nach ihr ist, bezeugen die Weisen aller Zeiten. Der weise Sokrates glaubt lediglich zu wissen, daß er nichts wisse; der Apostel Paulus findet, daß unser Wissen Stückwerk sei; der Denker Br. Lessing will sich mit dem Streben nach Wahrheit begnügen, um ihren Vollbesitz Gott zu überlassen; der Naturforscher Dubois-Reymond glaubt vor den Problemen, die er die sieben Welträtsel nennt, resigniert die Waffen strecken zu sollen. Dennoch wird der Anblick der goldenen Früchte, die wir stets von neuem am Baume der Erkenntnis reifen sehen, uns in dem Glauben an eine erreichbare Wahrheit bestärken. Dem erkennenden Geiste gilt als Wirklichkeit sowohl die angenommene Außenwelt als auch das seiner selbst unmittelbar gewisse eigene Sein, Ich und Nicht-Ich. Das Erkennen vollzieht sich nach zwei Richtungen hin, einmal als äußere und als innere Wahrnehmung, zum andern aber als Denken d. i. als Aufspüren des inneren Zusammenhanges wie auch der Bedeutung der gegebenen Wirklichkeit. Erst die zusammenstimmende, den Denkgesetzen entsprechende Auffassung des Gegebenen ist wahre d. h. notwendige und allgemeingültige Erkenntnis. Je nach dem von ihm verfolgten Zwecke kann das Erkennen wieder doppelter Art sein. Geschieht es lediglich um seiner selbst, um des Besitzes der Wahrheit, um der Bereicherung des Wissens willen, so nennen wir es wissenschaftlich; tritt es dagegen mit dem Anspruch auf, für das Leben Werte festzustellen, so ist es praktisch. Das theoretische Erkennen kann praktisch werden, braucht es aber nicht zu werden und ist es bekanntlich nicht immer. Ein bloß theoretisches Erkennen, das für die Zwecke der menschlichen Gesellschaft und für die innere Befriedigung seiner Mitglieder gleichgültig wäre, liegt dem Maurerbunde als solchem fern; das maurerische Erkenntnisstreben hängt stets zusammen mit den tiefsten Bedürfnissen unsers Wesens. Auch für den Frmrer. gibt es keine bedeutsamere Frage als die „Was muß ich

tun, daß ich selig werde?“ Um den tiefsten Bedürfnissen gerecht zu werden, dürfen wir freilich an den schwierigen Fragen des Menschengeistes nicht teilnahmslos vorübergehen. Die ganze Welt sollte vielmehr das Arbeitsfeld sein für unsern denkenden Geist, weil er mit ihr im Zusammenhange steht und weil die Erfassung dieses Zusammenhanges des Menschen wahres Wohl mit bedingt. Theoretisch-praktisch soll daher unser Erkennen sein, indem es sich ethisch gestaltet, also auf unser Handeln, auf unser Verhältnis zu den Menschen Einfluß gewinnt.

Sonach fordert das „Erkenne dich selbst!“ von jedem zunächst eine theoretische Erkenntnis seines eigenen Wesens nach Leib und Seele, nach seiner Entwicklung von der Geburt bis zum letzten Augenblick, nach seiner Stellung innerhalb der Natur und nach dem allmählichen Werden seiner Gattung. Nichts liegt dem Menschen näher als sein eigenes Selbst, und schon dieses gibt dem Nachdenken so viele Rätsel auf, daß wir uns wundern müßten, wenn das Erkennen nicht zu allen Zeiten im Menschen ein würdiges Objekt seines Forschens gesehen hätte. Angesichts der zahlreichen Wissenschaften, welche vom Menschen Kunde geben, als da sind Anthropologie, Ethnographie, Somatologie, Psychologie, Physiologie, Psychophysik, Logik, Ethik, Geschichte, Rechtskunde, Politik, Sozialwissenschaft, Sprachwissenschaft u. a. hieße es ungerecht sein, wollten wir leugnen, daß die Wissenschaft redlich gestrebt hat, das menschliche Sein und seine Beziehungen allseitig klarzulegen. „The proper study of mankind is man“,* sagt mit Recht jener englische Dichter. Wegen des solidarischen Zusammenhanges aller Wissenschaften untereinander läßt sich behaupten, daß alles, was der Mensch je erforscht hat, einen Beitrag zum Wissen vom Menschen liefert, daß die Wissenschaft in ihrer Gesamtheit eine Offenbarung des menschlichen Geistes ist. Wer sich daher wissenschaftlich beschäftigt, treibt Menschenkunde. Ich denke und urteile aber mit der Summe der bis jetzt von mir erworbenen Einsicht, und die Erkenntnis meines eigenen Wesens muß in demselben Maße mangelhaft sein, als mein gesamtes Wissen noch Stückwerk ist. Wer alle Natur- und Geisteswissenschaften beherrschte, der wäre damit auch auf der Höhe wissenschaftlicher Menschenkenntnis angelangt. So müssen wir gewöhnliche Sterbliche uns denn wohl bescheiden, jenen Bergesgipfel von ferne zu

* Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch.

sehn, durch stets strebende Bemühung im kleinen zu werden, was die auf der Menschheit Höhen Wandelnden im großen geworden sind. Philosophie im strengen Sinne zu treiben, ist nicht jedermanns Sache; erreichen aber können wir alle, daß die Grundzüge unseres Weltbildes, unserer Weltanschauung nicht verschieden sind von denen der wahrhaft Großen im Reich des Geistes. Überhaupt ist Bildung nicht das Vorrecht einzelner, sondern gehört als Vernunftbetätigung allem, was ein menschlich Antlitz trägt. Wer daher die allgemeine Volksbildung, die der edle Pestalozzi treffend als Menschenbildung bezeichnete, auf ein Mindestmaß zu beschränken sich bestrebt, der handelt nicht als Freund der Menschheit. Es liegt etwas überaus Erhebendes und Beglückendes in der Erweiterung und Vertiefung unsers Geistes, und glücklich zu preisen sind insbesondere diejenigen, welche schon ihr Beruf nötigt, ihre innere Welt, ihr besseres Selbst mit jedem Tage zu bereichern und zu erweitern. Wahr bleibt freilich auch, daß die Intelligenz das Wesen und den Adel des Menschen nicht erschöpft, daß das Gefühl und der Wille in veredelter Form sich mit ihr zum Dreiklang vereinigen müssen. Allein die Erkenntnis ist doch das erste, was den Menschen der Tierheit entrückt; sie ist der Boden, in dem Gefühl und Wille hervortreiben, dasjenige, was niemals zu Ende kommen darf, wenn es mit uns vorwärts gehen soll.

Nachdem wir in der Bildung des Menschen überhaupt die Vorbedingung der Selbsterkenntnis gefunden haben, wollen wir den Begriff der letzteren genauer ins Auge fassen. Das „Erkenne dich selbst!“ enthält die Forderung der Einsicht in alles, was den Leib und die Seele des Menschen betrifft. Der Körper, das Fundament und der Träger des Geisteslebens, die Voraussetzung der gesunden Seele, ist nicht bloß für den Arzt, sondern für jeden Menschen ein bedeutsames Erkenntnisobjekt, und das entwicklungsgeschichtliche Verständnis des leiblichen Lebens ist sogar für unsere moralischen Einsichten und Auffassungen höchst wichtig. Allerdings erschöpft sich das moralische Handeln nicht in den Zwecken des leiblichen Lebens, man müßte denn kein wahrer Mensch, sondern nur Exemplar einer besonderen Gattung des Tierreichs sein wollen. Die seiner sinnlichen Natur innewohnenden Keime höheren Lebens nicht entfaltend, gelangt mancher leider nicht zur Höhe menschlichen Daseins. Unser Bund arbeitet daran, daß die Zahl solcher Halbmenschen verringert werde; er folgt dem Worte des alten Wandsbecker Boten, unsers Br. Claudius: „In dir ein

edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist.“ Der im Gefängnis der Sinnlichkeit gekettete Sklave ist der Geist. Er bricht seine Ketten zunächst durch die Wissenschaft, die ihn eine genaue Ansicht der Dinge gewinnen läßt. Mag auch manches von dem, was der Weise im stillen Gemach bei herabgebrannter Kerze ersann, über eine Weile überholt und vergessen werden: seine Bedeutung hat es doch gehabt, es ließ den Geist zum Lichte, zur Freiheit streben; die Sandkörner, die der einzelne Forscher mühsam herbeiholt, helfen den stolzen Bau des menschlichen Wissens zusammensetzen. Frei wird der Geist des weitern durch die Kunst, die uns ins Morgentor des Schönen leitet und uns durch die Unterdrückung der Gefühlsroheit zugleich den Weg bahnt zur Selbsttätigkeit im Guten, zur sittlichen Freiheit. Der erste Schritt aber zu dieser vom Christentum wie vom Buddhismus geforderten Wiedergeburt des Menschen ist die Selbsterkenntnis. Ohne Zweifel liegt sonach in der ethischen Beziehung des „Erkenne dich selbst!“ der Kern dieses Ausspruches. Seine Bedeutung ist diese: Betrachte dein ganzes Leben im Lichte des Ideals vom Menschen, des besten Seins, dessen der Erdensohn fähig ist. Selbsterkenntnis ist moralische Selbstbeurteilung.

Der entwickelte Mensch findet in sich einen Maßstab, mit dem gemessen sein Handeln ihm als von Bedeutung für das Gesamtleben, für den innern Zusammenhang der Menschheit erscheint. Dieser Maßstab ist das Bewußtsein und Gefühl davon, ob etwas gut oder böse ist. Was aber ist gut, was böse? Diese Frage ist ebenso schwierig wie viel bestritten; vom frmrischen Standpunkt aus, dem stets die Menschheit als Oberbegriff erscheint, wird man sagen dürfen: Das Handeln des einzelnen Menschen ist gut, wenn es die Harmonie aller Menschen aufrecht hält oder befördert; es ist böse, wenn es diese Harmonie stört. Diese Erklärung entspricht ebenso völlig dem, was die Naturwissenschaft über die Entwicklung des ursprünglich tierischen Menschen zum Familienleben und zu geselligen Verbänden lehrt, wie sie der goldenen Regel Christi gemäß ist: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ Als dich selbst: — auch die Selbstliebe ist berechtigt, auch ich gehöre zur Menschheit. Damit deckt sich die Forderung der Bergpredigt: „Alles, was ihr wollet, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“ Dem Gebot der Nächstenliebe stellt Jesus gleich das der Gottesliebe. Jene wird am sichersten wohnen in einem Herzen, das in jedem Menschen das Ebenbild und ein Kind Gottes erkennt. Wir

erfassen hiernach die tiefe Wahrheit jenes Wortes des Apostels der Liebe: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet?“ Dem Gläubigen sind gut und böse hiermit auch in bezug auf Gott bestimmt: die Sünde gegen Gott besteht konkreterweise in der Sünde gegen den Nächsten. Das „Erkenne dich selbst!“ fordert demnach: Prüfe dein Herz, ob es gegen andere harmonisch gestimmt ist, ob darin die Liebe wohnt oder nicht; prüfe die Handlung, die du auszuführen im Begriffe stehst, das Wort, das dir auf den Lippen schwebt, vor allem den Gedanken, der eben in dir aufsteigt. Du sagst: „So streng kann ich's nicht nehmen, da würde ich vor lauter Überlegung oft nicht zum Handeln kommen.“ Mag sein, aber da unser ganzes Leben aus Einzelheiten besteht, so mußt du doch, um ein guter Mensch zu heißen, es im einzelnen sein.

Freilich ist es schwer, gut zu sein; darum eben heißt das Gebot der Liebe das größte und vornehmste. Angesichts des sittlichen Ideals werden wir unserer Schwäche eingedenk, aber nicht um den Mut zu verlieren: die Erkenntnis unserer Schwäche kann unsere moralische Kraft stärken. Das nennt die christliche Ethik Heiligung. Rückwärts schauend in seinem Leben, erkennt der Gläubige, wie er war, er findet Böses und Gutes. Die Erinnerung an das Böse läßt ihn nicht los, er fühlt, wie es ihn entfernt hat von seinem Urgrunde, er bittet um die göttliche Gnade und vernimmt Christi Wort: Deine Sünden sind dir vergeben. Mit Gott wieder eins, ist sein Wille gestärkt worden, künftig gut zu sein. Zugleich hat die Erinnerung an die Umstände, unter denen er zum Bösen kam, ihn behutsamer und vorsichtiger gemacht. Worin seine Schwäche lag, darin zeigt er nunmehr größere Stärke.

Nicht anders ist es im Grunde in der Seele des Frmrs. Ebenso kann die Erinnerung an die guten Taten, die gleich Rosen zwischen den Dornen des Bösen unsern bisherigen Lebensweg zierten, uns zum Segen gereichen. Mit dem Guten haben wir zwar lediglich die Pflicht erfüllt, die Gott und Natur uns vorschreiben, und wir haben kein Recht, uns tugendstolz zu brüsten. Trotz der Schwäche aber waren wir doch gut, bezwangen wir uns, errangen wir einen Sieg. Das gibt dem Herzen Zufriedenheit, das macht ihm Mut für die Zukunft. In der Erinnerung freuen wir uns noch einmal mit denen, die wir mit Aug' und Mund und Hand beglückten und es kommt über uns der Friede, höher denn alle Vernunft, das Gefühl der Übereinstimmung mit Gott. Wir fühlen

deutlich, wie im Guten unsere höhere, unsere göttliche Natur zutage tritt.

Eine segensreiche Kunst ist die Selbsterkenntnis, aber auch, wie schon angedeutet, eine schwere. Was der Mensch Gutes getan hat, vergißt er gewöhnlich weniger leicht als das Gegenteil, — auch ein Zeugnis dafür, daß gerade das Gute seinem innersten Wesen gemäß ist. Vor dem Bösen hingegen sucht er sich nachträglich zu verstecken, möchte es ungeschehen machen, wenigstens es vergessen, und wenn dies auch nicht völlig möglich ist, so wird doch der Strudel der tausendfachen Eindrücke des täglichen Lebens für viele zu einem Strome, aus dem sie zeitweise Vergessenheit trinken. Schwierig wird die Selbsterkenntnis auch darum, weil das herrschende Urteil über das Handeln manchen Schwankungen unterworfen ist. Diese sind oft so weitgehend, daß man das Vorhandensein eines ursprünglichen, nicht anerzogenen moralischen Gefühls und eines entsprechenden Sittengesetzes mit Recht bezweifeln konnte. Der Zeitgeist, herrschende Vorurteile gefährden die moralische Selbstbeurteilung so vielfach, daß leicht eine Abstumpfung des Gewissens eintritt und der Mensch das sittliche Ideal ganz aus dem Auge verliert.

Andrerseits fehlt es nicht an Hülfsmitteln zur Selbstkritik. Sie wird demjenigen am besten gelingen, dem das Streben nach Wahrheit zur Gewohnheit geworden ist, dem jede Unklarheit, Unwahrheit und Zweideutigkeit verhaßt ist, wie denn umgekehrt die Aufrichtigkeit gegen uns selbst ein mächtiger Hebel der Offenheit gegen andere ist. In diesem Falle hat Polonius recht, wenn er seinem Sohne Laertes den Rat gibt:

„Dies über alles, sei dir selber treu,
Und daraus folgt so wie die Nacht dem Tage:
Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen."

(Hamlet I. 3.)

Wo unsere natürliche Sehkraft nicht ausreicht, da wenden wir Brillen und Vergrößerungsgläser an; wo die Erziehung einem Menschen nicht den „guten Ton in allen Lebenslagen" angeeignet hat, tut er gut, sich aus einschlägigen Schriften darüber zu belehren. So gibt es auch Hülfsmittel für die geistige Sehkraft, für den rechten moralischen Ton. Das Zartgefühl für die Schwächen des eigenen Herzens wird geschärft durch die Bekanntschaft mit denjenigen Geisteserzeugnissen, in denen wir einen Spiegel des mensch-

lichen und unsers eigenen Herzens finden. Aus ferner Jugendzeit klingt in unserm Ohr manches nach aus der heiligen Schrift, die uns die Menschen in ihren Tugenden und Lastern ungeschminkt und unverhüllt vor die Seele stellte; wir hören ein Wehe ausrufen über diejenigen, welche Böses gut und Gutes böse heißen; wir hören den frommen Sänger bitten: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich's meine!" (Ps. 139, 23.) Johannes der Täufer, der große Prophet, und Christus, der Größere nach ihm, stellen als Bedingung für den Eintritt ins Himmelreich die Buße, deren Abc ja die Selbsterkenntnis ist. Einzelne Gleichnisse Jesu befassen sich mit diesem Gegenstande, so das vom Pharisäer und Zöllner. Diesem Wege hat die christliche Kirche folgen zu sollen geglaubt durch Einrichtung der kirchlichen Beichte, die im Mittelalter durch den französischen Gottesgelehrten Gerson auch als pädagogisches Mittel in der Kindererziehung eingeführt wurde. Wenn letzteres nun auch — namentlich später bei den Jesuiten — zu groben Mißbräuchen und Taktlosigkeiten führte, so darf doch nicht verkannt werden, daß die Beichte in früheren Jahrhunderten für das sittliche Leben der Massen einiges Gute geleistet hat.

Spiegelbilder des menschlichen Herzens finden wir sodann in den großen Dichtungen aller Zeiten, und wer überhaupt die Kunst versteht, Dichtungen recht zu lesen, indem er den psychologischen Wurzeln des geschilderten Handelns nachgeht, wird durch sie auch in der Kunst der ethischen Selbsteinschätzung gefördert werden. Von ähnlichem Werte können die Selbstbekenntnisse großer Männer für uns werden, diejenigen eines Augustinus wie eines Rousseau, die eines Goethe und die eines Hebbel. Tagebücher und Selbstbespiegelungen sind freilich von Unzähligen veröffentlicht worden, und die Pflicht der Selbsterkenntnis kann allerdings die Frage nahe legen, ob eine derartige schriftliche Offenbarung der geheimsten Falten des Herzens ohne weiteres Lob und Nachahmung verdiene. Man kann mit der Führung eines Tagebuches lediglich die Absicht verbinden, seiner Vergeßlichkeit zu Hülfe zu kommen, die Entwicklung und den Fortschritt seines innern Menschen rückschauend zu prüfen. So wenig wir die ethische Bedeutung solcher Gewohnheit in Abrede stellen wollen, so gewiß dürfen wir doch auch die damit verbundene Gefahr nicht geringschätzen, daß allerlei unlautere Nebenzwecke sich unvermerkt einschleichen: man sucht interessant, geistreich zu schreiben, idealisiert manches,

hat Ursache, dieses zu verschweigen, jenes zu beschönigen, kurz, man wird unwahr. Wohl dem, der das Wort Gleims beherzigt:

„Erzfeind von allem Heuchelschein
Sei jedem Auge, was du bist;
Man muß in allen Augen sein,
Was man in Gottes Augen ist!“

Daß wir aber die Tugend der Selbsterkenntnis nicht bloß im allgemeinen würdigen, sondern unserer theoretischen Ausführung eine praktische Zuspitzung geben, so wollen wir etwas näher auf diejenigen Lebensgebiete hinweisen, die von ihrem Licht erhellt werden müssen. Voran steht unsere Arbeit. Bei denjenigen Berufsarten, deren Arbeit, weil für weitere Kreise des öffentlichen Lebens berechnet, eine augenfällige Verantwortung auferlegt, ist man ja zu moralischer Auffassung geneigt. Die meisten Arbeiten des täglichen Lebens scheinen jedoch nicht sehr verantwortungsvoll zu sein. Indessen scheint dies nur so. Jede Arbeit, auch die mechanische des Handarbeiters, ist ein sittliches Tun, kann es wenigstens sein; denn der innere Zusammenhang aller Menschen macht, daß die Wirkung jeder einzelnen Tätigkeit der Gesamtheit zugute kommt. Siehe darum in jeder Arbeit, welche im Zusammenleben der Menschen sich als nötig erweist, recht eigentlich eine Erfüllung des „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ Deine Arbeit gilt nur zu einem Teil dir selbst, der andere, größere Teil gehört allen deinen Brüdern und Schwestern auf dem Erdenrund. Wenn aber der Handlanger und der Weichensteller nicht minder wie der Professor und Minister ihre Verantwortlichkeit tragen, so kann es nicht gleichgültig sein, wie jeder arbeitet. Ist deine Arbeit eine Anstrengung und Betätigung aller deiner Kräfte? spürst du im innern Herzen, was du erschaffst mit deiner Hand? läßt du keine Spanne Zeit ungenutzt verstreichen? machst du alles so ordentlich und tadellos, wie es erforderlich ist? hältst du wiederum Maß, so daß du deine Pflichten als Gatte, als Vater, als Bürger usw. nicht über deiner Arbeit vergißt? Erkenne dich selbst — in deinem Werke: nicht immer wird es den Meister loben. Goethe antwortet auf die Frage: Wie kann man sich selbst kennen lernen? also: „Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“

Wie nun jede Arbeit als Teil der großen Gesamtarbeit der Menschheit aufgefaßt werden kann und hiernach ihre Wertschätzung verdient, so ist überhaupt der einzelne mit seinem äußern Sein in einen gliedlichen Zusammenhang mit anderen gestellt. Geistiger Fortschritt ist nur möglich, wenn die Menschen, je nachdem die verschiedenen Seiten des Kulturlebens es erfordern, miteinander in vielfältigen Verkehr treten. Sich in einem engern oder weitern Kreise von Verwandten, Freunden, Bekannten, Arbeits- und Vereinsgenossen bewegend, knüpft der einzelne sein Dasein an die menschliche Gesellschaft. So wird er aus der Beschränktheit des Alleinlebens herausgehoben und zehrt mit von den geistigen Schätzen, die in den Köpfen vieler aufgespeichert liegen. Keiner steht da als Gebender allein, jeder ist zugleich ein Empfangender. Erkenne dich darum als Glied eines größeren Ganzen! Goethe sagt im Tasso:

„Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sei."

Die Bereitwilligkeit, mit der einer anerkennt, was er den Brüdern verdankt, ist sicher eine Betätigung der Nächstenliebe. Ist er ein hochbegabter Mensch, so gedenkt er des Schriftwortes: „Was hast du, das du nicht empfangen hast?" Der geistigen Überlegenheit eines andern gegenüber gibt er gern zu, wieviel er von ihm lernen kann. Sich selbst erkennen heißt, seine Fähigkeiten und Leistungen recht abwägen; heißt, nicht höher von sich halten, denn sich's gebührt. Die schlimmsten Feinde der Harmonie im menschlichen Verkehr sind Hochmut und Anmaßung. Viel Streit unter uns rührt daher, daß gar mancher die richtige Grenze überschreitet, daß jeder seiner Selbstachtung zu schaden glaubt, wenn er dem andern entgegenkommt. Sei gerecht und unparteiisch gegen dich selbst! Wie deine wirkliche Leistung so ist auch das Verhalten anderer gegen dich ein Spiegelbild deiner selbst. Auch hier gilt Schillers Mahnung: „Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben" — auch gegen dich. Bleibt die erwartete Ehrerweisung aus, erblickt jemand statt freundlicher saure Gesichter, so greife er vor allem in seine Brust, um zu erfahren, ob das Verhalten anderer nicht das Echo seines eigenen Gebarens ist.

Je mehr wir geneigt sind, an uns selbst alles gut zu heißen, an andern aber die Fehler vergrößert zu sehen, desto strenger müssen wir verfahren in der Beurteilung unser selbst, desto milder in der Beurteilung anderer. Es gehört hierher, was Jesus in der Bergpredigt über das lieblose Richten und Verdammen des Nächsten sagt, und wir erinnern zugleich an das Wort Schillers: „Wer weichlich ist gegen sich selbst und streng gegen andere, der ist der erbärmlichste Charakter."

Nicht zuletzt gilt es auch, die Art unserer Vergnügungen mit dem richtigen Scharfblick zu mustern. Das Verlangen, sich zu freuen, ist dem Menschen eingeboren, und das volle Lebensgefühl, das umfassende Bewußtsein seines Selbst spürt der Mensch erst in jenen Stunden, die seine frohgestimmte Seele gleichsam tanzend durchlebt. Vieles von dem, was ihn zeitweise ergötzt und seine Wünsche befriedigt, wird aber hernach zur Quelle bittern Leides. „Die Probe des Genusses ist die Erinnerung." Nur diejenigen Freuden sind wahre und können als erlaubt gelten, durch welche die Harmonie unsers eigenen Wesens und die mit unseren Brüdern und Schwestern nicht gestört wird. Es fiel mir einmal ein Vortrag in die Hände, worin ein Pastor die Frage, ob einem Christen das Tanzen erlaubt sei, nur bedingungsweise bejaht. Anfänglich verwundert über die übertriebene Sittenstrenge des geistlichen Herrn mußte ich ihm in gewisser Hinsicht doch recht geben. Jedenfalls müssen auch die Freuden, bei deren Genuß der Sinn unverdorben bleibt, mit Maß genossen werden. Dem Frmrer. kann eine Freude endlich nur dann für tadellos gelten, wenn sie ihm ein Anlaß wird, auch derer zu gedenken, die sich nicht mit ihm freuen können. Fordert so die Pflicht der Selbsterkenntnis auch unsere Freuden vor ein höheres Gericht, dann wird jeder von uns manches, was gemeinhin für unverfänglich gilt, mit einem Fragezeichen versehen oder doch mit dem nötigen Körnchen Salz sittlicher Überlegung werten. Für das zweifellos sittliche Gebiet gilt: „Es gibt keine Kleinigkeiten." —

Täuscht mein Herz sich nicht, so birgt das „Erkenne dich selbst!" das Alpha und Omega unserer K. K., alles höheren Menschentums, das Goethes herrlichem Worte folgt:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein

Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
Heil den unbekannten,
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben."

Der Anblick des Guten, das der Mensch verwirklicht, ist nach Goethe der Weg zum Glauben an das Göttliche, an Gott. Will das blinde Walten der Natur und des Schicksals dich an ihm irremachen, magst du den Flug ins Land jenseit der Sterne nicht wagen, so suche ihn in des Menschenherzens Tiefen, im Reich des Guten und der Guten. Neben deinem Tun und Lassen steht in deinem Innern gezeichnet das Bild dessen, was die Menschheit werden soll, was du sein sollst. In diesem Ideale macht sich die Kraft eines höchsten heiligen Willens fühlbar, und in dem Mahnrufe des Gewissens erklingt dir die Stimme der ewigen Liebe.

Memento mori!

Es bedarf wohl nicht vieler Worte, um Ihre Herzen in die Stimmung zu versetzen, die dem heutigen Abend gebührt. Hat Ihnen doch schon unsere ganze Umgebung eindringlichst die Mahnung zugerufen, welche sich für die heutige Trauerloge schickt und zu deren Auslegung ich mich gedrungen fühle, die Mahnung: Memento mori! Gedenke, daß du sterben mußt. Mit diesem lateinischen Gruß begrüßten sich in den Tagen hochgesteigerten religiösen Ernstes im Mittelalter die Mitglieder gewisser Mönchsorden. Mag auch das religiöse Ideal der Freimaurerei ein anderes sein als das jener Klosterbrüder, mag auch eine Loge als Vereinigungsstätte freier Männer mit dem katholischen Mönchswesen wenig zu tun haben: das memento mori hat auch für uns seine tiefe Bedeutung und nimmt in dem freimaurerischen Denken eine so wichtige Stelle ein, daß wir insbesondere in dieser ernsten Feierstunde jenen Gruß wohl zu dem unserigen machen können.

Memento mori! So muß es wohl in unserm Herzen widerhallen, wenn wir die dort aufs neue verzeichneten Namen lesen. Ein jeder derselben umschließt ja ein ganzes Menschenleben, wie es auch uns als höchstes Gut beschieden und dessen Ausgang der dunkle Abgrund ist, in dem auch wir einmal verschwinden müssen. Wir hören eine lange Reihe von Nekrologen, aber keiner von uns vermag den Seeleninhalt von Freud und Leid, von Arbeit und Sorge, von Hohem und Niederm auszudenken, der sich hinter jedem einzelnen verbirgt. Die kühle Erde deckt das müde Gebein der verblichenen Br., wir haben nur ihre Namen und eine liebe Erinnerung an das, was sie den Ihrigen, der Welt und uns gewesen sind. Aber es ist viel, wenn von einem Menschen nur das zurückbleibt. Wohl uns und ihnen, daß sie unser waren, daß sie wahre Menschen sein wollten, wie wir es zu sein erstreben; wohl ihnen, daß sie den ewigen Osten früher erreicht haben, als es uns beschieden ist! Wie jede künftige Trauerloge ihre Namen in ehrenvolle Erinnerung ruft, so sollen sie auch verklärten Geistes unserer

Kette eingereiht bleiben wie alle Br. auf dem ganzen Erdenrund in vergangener, gegenwärtiger und künftiger Zeit. Des Freimaurers Liebe dauert über das Grab hinaus, sie ist stärker als der Tod. Und wenn das memento mori uns gemahnt: Wo jene Namen stehen, da könnte auch der unserige verzeichnet sein, dann wollen wir uns durch das Bild der heimgegangenen Br. stärken lassen zur weiteren Wanderfahrt gen Osten bis zu der Stunde, wo das Tor der Ewigkeit sich auch uns erschließt.

Wir bedürfen der heilsamen, nach den Worten des Psalmisten zu wahrer Klugheit dienlichen Mahnung Memento mori umsomehr, als es unserm natürlichen Menschen, namentlich in den jüngeren Jahren, gar nicht behagen will, sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen. Wir sprechen wohl meist mit Bürgers Lenore: „Ach laß sie ruhn, die Toten!“ In jedem Menschen als einem lebendigen Wesen ist von Natur kein Trieb stärker als der der Selbsterhaltung; nach der heiligen Ordnung dessen, von dem alles Leben und Odem hat, klammert er sich an das Leben, er will nicht vernichtet werden. Der Wille zum Leben ist das herrschende Gesetz im Reich der organischen Wesen und besonders der Menschen, und wenn ein Mensch seinem Leben gewaltsam ein Ende macht, so wird die tiefere Einsicht nicht verkennen, daß nur die Überzeugung von der völligen Wertlosigkeit des Daseins zu einem derartigen heroisch-tragischen Entschluß führen konnte, weshalb wir einen solchen Menschen auch mehr bewundern oder bemitleiden als verurteilen und verdammen. Unser ganzes Gefühl für das Schöne sträubt sich gegen die Vorstellung dessen, was im Grabe mit uns vorgeht. Wir teilen mit unserm Lessing den Abscheu vor dem gräßlichen Gerippe, den er in seiner Schrift: „Wie die Alten den Tod gebildet“, zum Ausdruck bringt, und suchen uns das Bild des Todes zu verschönen, indem wir ihn lieber versinnlichen im Sinne der Antike als den Jüngling mit der umgestürzten Fackel oder im Sinne des Christentums als einen Engel des Friedens; wir schmücken unsere Gräber weihevoll mit Kränzen und Blumen und bepflanzen sie mit Trauerweiden und Cypressen. Schopenhauer sagt einmal: „Die Heiterkeit und der Lebensmut der Jugend beruht zum Teil darauf, daß wir bergaufgehend den Tod nicht sehn, weil er am Fuß auf der andern Seite des Berges liegt. Haben wir aber den Gipfel überschritten, dann werden wir des Todes, welchen wir bis dahin nur von Hörensagen kannten, wirklich ansichtig, wodurch, da zu derselben Zeit die Lebenskraft

zu ebben beginnt, auch der Lebensmut sinkt." * Wer sich etwa mit dem Gedanken tröstet, daß der Tod ein Zustand des Unbewußtseins sei, der wird sich doch nicht völlig der Furcht erwehren können vor dem, was dem Tod an Krankheit, Schmerz und schwerem Kampf voraufgehen mag. Das Schlimmste aber bleibt, daß wir nicht wissen, was nach dem Tode sein wird. Nur der Aberglaube weiß zu berichten von Menschen, die aus der Unterwelt, dem Schattenreich, dem Elysium, der Walhalla, dem Fegefeuer, dem Himmel oder der Hölle wiedergekehrt sind. Bezüglich der Frage, ob mit dem Tode alles aus sei oder ob es eine ewige persönliche Fortdauer gebe, können wir nur wünschen, hoffen, glauben, aber nicht wissen. Nur eins wissen wir: Alle Menschen müssen sterben, und auch gegen unsern Tod läßt die Natur kein Kraut wachsen. Ja das memento mori! ist keine frohe Botschaft; wir hören nicht gern von dem König der Schrecken, dessen allwaltendem Zepter schließlich ein jeder Tribut bringen muß, der den grinsenden Schädel und bleiches Gebein im Wappen trägt mit der Umschrift: Du bist Erde, und sollst zu Erde werden!

Dennoch muß das menschliche Gemüt sich so oder anders mit der Tatsache abfinden, daß nichts hienieden bleibend ist als der Wechsel, daß das herrlichste Geschöpf, welches die Natur gebiert, von eben dieser unnatürlichen Mutter verschlungen wird und daß bei allem, was der Mensch erstrebt und vollbringt, der Tod das letzte Wort zu sprechen hat. Je nachdem das Denken der einzelnen Menschen und der Völker verschieden hoch entwickelt ist, wird auch die Befolgung des memento mori verschieden ausfallen müssen. Das naive, nicht durch die geschichtlich überlieferte Kultur, durch Schule und Wissenschaft hindurchgegangene Denken, wie wir es bei wilden und halbwilden Völkern sowie in den unmündigen Kreisen der zivilisierten Völker finden, urteilt über den Tod nach dem Maße seiner geringen Abstraktionsfähigkeit. Viel tiefgründiger ist die Betrachtungsweise, welche wir in den großen geschichtlichen Religionen finden, und wenn schließlich der geistig mündig gewordene Mensch auch die mit dem religiösen Dogma gegebenen Fesseln sprengt, so gewinnt das Nachdenken über den Tod einen rein philosophisch-spekulativen Charakter. Diese verschiedenen Arten von Todesbetrachtung finden wir auch in der Geschichte unsers eigenen Volkes wieder. Wie

* Aphorismen z. Lebensweisheit VI.

alle Völker in ihrer Kindheit hatten auch die alten Germanen in ihrer frühesten Zeit den Glauben an ein Fortleben der Seele in der Natur. Wenn einer ihrer Lieben starb, so merkten die Menschen, daß etwas aus dem toten Körper entwichen war. Was konnte der entflohene Atem anders sein als die Seele, und wo konnte sie anders geblieben sein als in der bewegten Natur? Die Folge dieses sog. Seelenglaubens war, daß man die ganze Natur, Berg und Tal, Wald und Gewässer mit Seelen bevölkerte. Damit ist der Anfang der Mythologie gegeben, das sind die Wurzeln der Totenverehrung, die noch jetzt bei den Chinesen eine so bedeutende Rolle spielt, sowie zahlreicher abergläubischer Gebräuche, die lange in unserm Volke gelebt haben und z. T. noch jetzt nicht ausgestorben sind. Es ließen sich umfangreiche Bücher schreiben über das, was das mythologische Denken der Völker sich je und je vom Tod und Fortleben zurechtphantasiert hat. — Mit der Aufnahme des Christentums wurde unser Volksleben durchdrungen von den Vorstellungen, welche das Alte und das Neue Testament über den Tod enthalten. Sie sind offenbar ein Erzeugnis geschichtlicher Entwicklung auf orientalischem Boden. Diejenigen Schriften des A. T., welche sich näher mit Todesbetrachtungen befassen, gehören wesentlich erst den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. an. Das ergreifendste Werk der hier in Frage kommenden Literatur ist der sog. Prediger Salomo, der mit seiner Lehre: Genieße und benutze das Leben, so gut du kannst, denn alles ist eitel! eine Mischung der antiken Lehre des Philosophen Epikur und des modernen Pessimismus Schopenhauers darbietet. Namentlich hat sich der Glaube an ein Jenseits erst im Spätjudentum und zwar infolge des Messiasglaubens und unter dem Einfluß griechischer Philosophie entwickelt. Die Tatsache des Todes suchen sich jene biblischen Schriftsteller zu erklären aus dem Sündenfall: „Welches Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben.“ Daß der Tod eine Strafe der Sünde sei, spricht der Sänger des 90. Psalms mit den Worten aus: Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen.“ Diese Anschauungen sind in das N. T. übergegangen; sie bilden namentlich einen Teil der dogmatischen Metaphysik des Apostels Paulus über den Tod, wie sie beispielsweise enthalten ist in dem Spruche Röm. 5, 12: „Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle ge-

sündigt haben.“ Den anderen Teil jener Dogmatik aber finden wir vor allem 1. Kor. 15, wo Paulus die Bedeutung der Auferstehung Christi jubelnd in den Worten verkündet: „Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“ Ebendaselbst sucht der Apostel die Möglichkeit einer leiblichen Auferstehung der Toten zu verdeutlichen am Bilde vom Samenkorn, das in die Erde gelegt in erneuter Gestalt erblüht. Auf diesen und ähnlichen Gedanken der Bibel beruhen die Sätze des Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ Und es ist in der Tat etwas Großes um diesen Glauben: mit ihm haben sich seit Jahrhunderten Millionen von Menschen über des Todes Bitterkeit hinweggetröstet, er hat ihnen Frieden gegeben, daß sie getrost hinabschauen konnten in die dunkle Gruft. Jene christgläubigen Sterbegedanken finden auch in einer reichhaltigen Poesie vom Sterben ihren gemütvollen Ausdruck, und wir modernen Menschen empfinden noch mit tiefer Rührung jenes Volkslied aus dem 17. Jahrhundert, wo es heißt:

„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott;
Heut wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser;
Bald wird er dreinschneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein! . . .

Das himmelfarben Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die silbernen Glöckchen,
Die goldenen Flöckchen,
Sinkt alles zur Erden.
Was wird daraus werden?
Hüte dich, schön's Blümelein! . . .

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht' dich nit,
Eil' daher in einem Schritt.
Und werd' ich verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,
Auf den wir alle warten.
Freue dich, schön's Blümelein!“

Zu eben der Zeit, wo ein Mann aus dem Volke dies fromme Lied dichtete, erlebte die abendländische Wissenschaft, die bis dahin mit der kirchlichen Lehre durchweg im Einklang gewesen war, eine bedeutende Umwandlung: die menschliche Vernunft in Form der Wissenschaft und Philosophie machte sich frei von dem kirchlichen Dogma und ging fortan auf eigenen, selbstgebahnten Wegen, und sie hat diese neugewonnene Richtung in den reifsten Geistern der Neuzeit zu behaupten gewußt. Freiheit des Gesamtlebens von kirchlicher Bevormundung macht eben das Gepräge der modernen Zeit aus. Was ist nun der Tod im Sinne der Wissenschaft? Die Naturwissenschaft sieht in ihm lediglich ein naturgesetzliches Geschehen, eine Auflösung des organischen Körpers in seine chemischen Bestandteile, entsprechend dem alten Bibelworte: Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staube. Ob es eine Fortdauer nach dem Tode gibt, das ist eine Frage, mit der sich die Naturwissenschaften nicht weiter befassen; sie haben das der Philosophie überlassen, insbesondere dem Zweige derselben, welcher Psychologie oder Seelenlehre heißt. Innerhalb der letzteren sind nun hauptsächlich drei Ansichten über das Wesen der Seele hervorgetreten, und nach der Verschiedenheit dieser wird auch die Unsterblichkeitsfrage verschieden beantwortet. Die erste ist die dualistische Ansicht: im Anschluß an die althergebrachte Meinung denkt man sich die Menschen aus zwei verschiedenen Stoffen, Substanzen, zusammengesetzt, nämlich aus Leib und Seele, die sich im Tode trennen; die Seele ist hiernach eine unkörperliche, einheitliche, beharrende, mit Kräften begabte Substanz, die im Körper ihren Sitz hat, aber im Tode nicht mit vergeht, sondern weiterlebt. Eine zweite Ansicht ist die materialistische. Sie besagt: das Geistige ist nichts Selbständiges, nichts Unabhängiges, sondern ein unmittelbares Produkt des Körpers. Eine dritte, die moderne, ist die psychophysische. Nach ihr geht allem oder vielem körperlichen Geschehen etwas Geistiges parallel und ist von ihm bedingt, ohne daß sich jedoch das Geistige auf das Körperliche zurückführen ließe. Wer diese Unterschiede versteht, der sieht ein, daß vom Standpunkte der dualistischen Ansicht aus wohl eine Seelenfortdauer denkbar ist; völlig undenkbar ist sie beim materialistischen Standpunkt, wenig denkbar bleibt sie bei der modernen psychophysischen Ansicht. Alle diese wissenschaftlichen Ansichten sind nun freilich in den Köpfen denkender Menschen entstanden. Ein sicheres Wissen aber hat keine, und mit vollem Recht hat der große

Philosoph Kant darauf hingewiesen, daß die Unsterblichkeitsfrage von der theoretischen Vernunft nicht gelöst werden könne.

Unsere Betrachtung über das memento mori ist damit zu der Frage gelangt: Wie findet sich die freimaurerische Denkweise mit dem Unsterblichkeitsgedanken ab? — In der Verfassung der Großen Loge von Hamburg heißt es: „Die Freimaurerei setzt von ihren Mitgliedern den Glauben an Gott als den obersten Baumeister der Welt, an eine höhere sittliche Weltordnung und an die Unsterblichkeit der Seele voraus.“ „Der ewige Osten“ ist für uns keine Phrase, sondern eine Realität. Es sind jedoch Streitigkeiten über Religion von der Loge fernzuhalten; daraus folgt denn für unsern Gegenstand, daß jeder sich ihn nach seiner Überzeugung zurechtlegen kann. Streitigkeiten beginnen erst damit, daß einzelne Menschen sich zu Herren über unsern Glauben aufwerfen wollen. Erhaben über das, was die Menschen trennt, nicht zerstreuend, sondern sammelnd, bindet sich die Freimaurerei an kein religiöses Sonderbekenntnis, kann sich aber auch nicht auf ein bestimmtes wissenschaftlich-philosophisches System verpflichten. Sie weiß, daß das Leben und seine Bedürfnisse sich nicht in den engen Rahmen religiösen Glaubens oder rein wissenschaftlicher Forschung, die ja selbst einem stetigen Wandel unterworfen sind, einspannen lassen; sie setzt sich den Zweck, die Menschheit immer mehr zu versittlichen. Mit diesem Werk kann sie nicht warten, bis alle religiösen und wissenschaftlichen Streitfragen gelöst oder alle Menschen mehr oder weniger wissenschaftlich gebildet sind. Wer sich nun den idealen Zweck setzt: Versittlichung der Menschen, der muß freilich von der Überzeugung durchdrungen sein, daß eine höchste Macht in gesetzmäßiger Weise die Menschheit einem immer bessern und schönern Dasein entgegenführen will. Die Fragen: Was ist der Mensch? Woher kommt er? Was soll er? Wohin geht er? werden von demjenigen am vollkommensten beantwortet werden können, der die beste Antwort weiß auf die Frage nach dem ganzen Weltleben in seinem Zusammenhange. Kein Vernünftiger kann diese Antwort suchen wollen lediglich im Sinne der mythologischen oder dogmatisch-religiösen Betrachtungsweise; er wird vor allem fußen auf den Ergebnissen der Wissenschaft. Wer dies aber tut, der hat schließlich auch ein Recht, sich bezüglich dessen, was die Wissenschaft seinem Verstande nicht zu sagen vermag, auf die Antwort zu verlassen, die sein Gemüt ihm gibt, und man schlägt der Wissenschaft nicht

ins Angesicht, wenn man zuletzt die Grundannahme macht: Die ganze Entwicklung, alles Geschehen in der Welt, auch die Menschenwelt, sind kein Ergebnis blinden Zufalls, sondern wir dürfen im Einklang mit Spinoza und dem Apostel Paulus sagen: „Von Gott, in Gott und zu Gott sind alle Dinge, ihm sei Ehre in Ewigkeit!“ Wie die Erde in ihrem Lauf eingegliedert ist in das große Uhrwerk der unzähligen Welten, so ist auf ihr der einzelne Mensch gebunden an die irdische Natur, an eine Generation, ein Volk, eine Religionsgemeinschaft, Familie usw.; er ist damit abhängig von Natur- und Sittengesetzen, die nicht sein eigenes Werk sind, sondern die irgendwie mit dem Wollen und Walten des Weltgrundes zusammenhängen. Somit dürfte die Freimaurerei völlig im Rechte sein, wenn sie den Glauben an Gott und an eine sittliche Weltordnung bei ihren Mitgliedern voraussetzt. Was aber die Unsterblichkeitsfrage anlangt, so würde es gewiß eine ungerechtfertigte Zumutung sein, wenn etwa das Bekenntnis verlangt würde: „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches“; wohl aber darf man von dem Freimaurer erwarten, daß er in dem Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit etwas Besseres erblickt als ein Ammenmärchen. Dunkel umhüllt den Eintritt jedes Menschen in das irdische Leben; wie ein Wunder erscheint uns die Erzeugung eines jeden Lebewesens, und sie heißt bloß deshalb kein Wunder, weil sie etwas Alltägliches ist. Daß ein solcher Vorgang mit den allgemeinen Natur- und Weltgesetzen zusammenhängt, ist doch wiederum zweifellos, auch wenn wir die Kette dieser Gesetze nicht bis zu ihrem Anfang verfolgen können. Es läßt sich nun recht wohl denken, daß auf Grund der gleichen Weltgesetze der Mensch sich nach dem Tode in einem andern Dasein wiederfindet. Aber unser geistiges Auge ist gebannt und geblendet von den Erscheinungen des jetzigen Daseins; unsere Erkenntnis ist eine menschliche. So wenig wir den gesamten Zusammenhang des Weltgeschehens durchschauen, so wenig erkennen wir uns selbst nach dem tiefsten Kern unsers Wesens. Es steht wissenschaftlich fest, daß der Mensch eine Einheit von einem Körperlichen und einem Seelischen darstellt; aber kein Weg führt unser Denken vom einen zum andern. Zwei ganz verschiedene Dinge bilden hier eine Einheit: das ist für das Denken ein Wunder. Aber es gibt ja kein Wunder, sondern nur ein Naturgesetz; folglich muß jene Verschiedenheit von Geistigem und Körperlichem ein bloßer Schein sein; was wir Leib und Seele nennen, mögen wohl nur Erscheinungsweisen eines

Dritten sein, das weder das eine, noch das andere allein ist. Wie, wenn nun der Tod das große Werk zustande brächte, daß dieser wahre Mensch in uns, daß das metaphysische Substrat oder sagen wir lieber deutsch der übernatürliche, uns jetzt unerkennbare Kern unsers Wesens frei würde? Für diese unsere irdischen Bedingungen wäre er allerdings nicht brauchbar, er müßte eine „bessere Welt" zum Wohnplatz haben. Freilich auf dieser Welt ewig leben, unter den jetzigen Bedingungen, in unserer gegenwärtigen Verfassung: das wäre gewiß kein Los, um das uns Götter beneiden könnten. Es ist ja auch eine allgemeine Erfahrung: wer alt genug geworden ist, wer alles erlebt hat, was man auf Erden Erhabenes und Niedriges, Freudvolles und Leidvolles erleben kann, dem schwindet die Lust am Leben, der wünscht uns freudig gute Nacht und möchte lieber ewig in das Nichts versinken als ewig wie ein Ahasver auf dieser Erde bleiben. Ich will die Unsterblichkeit der Seele nicht beweisen; aber ich will doch sagen, daß dieser Begriff für mich keine Denkunmöglichkeit enthält; er ist eine Grundüberzeugung, die gleichsam den Widerhall aller meiner sonstigen Überzeugungen abgibt. — Zu dem gleichen Ergebnis, zu dem ich von dem widerspruchsvollen Charakter des menschlichen Wesens aus gelangt bin, komme ich auch durch eine Betrachtung über Raum und Zeit. Diese sind nach Kant nichts Wirkliches, sondern nur Anschauungsformen; der Mensch muß als Mensch die Dinge räumlich und die Ereignisse zeitlich vorstellen. Nun sagt Schiller: „Hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke." Das höchste Wesen müssen wir fassen unter dem Begriffe der Ewigkeit und Unendlichkeit, obgleich uns schwindelig wird, wenn wir diese Begriffe ausdenken wollen. Und willst du nun mit deinen aus den winzigen Erdenverhältnissen geschöpften Erfahrungen und Vorstellungen das Reich des unendlichen Seienden, die Tiefen der Gottheit ergründen? Willst du dich erkühnen zu sagen: Es gibt keine Weiterexistenz des Menschen, obgleich du doch weißt, daß der Mensch auch in seinem jetzigen Zustande in der Welt lebt, in der die unendliche Gottheit wirkt? Der große Philosoph Spinoza hat gesagt: „Es liegt in der Natur der Vernunft, die Dinge unter einem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten." Mag es auch nicht in jeder Vernunft liegen, die Dinge und den Menschen unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten, so wird doch die tiefer grabende Vernunft dies einsehen können: Der Mensch ist keine unabhängige Welt für

sich, keine aus dem Nichts entstehende und in das Nichts verschwindende Gottheit im kleinen; er ist Glied einer Kette von Entwicklungen, die von Gott ausgehen und in ihn zurückgehen; er ist wie alle Dinge von, in und zu Gott; er ist göttlichen Geschlechts; er hat Teil an Gottes ewigem Wesen und braucht daher nicht zu fürchten, daß seine Laufbahn mit diesem kurzen Erdendasein abgeschlossen ist. So wird denn die ernste Betrachtung des memento mori für den Freimaurer zu dem Bekenntnis der Unsterblichkeit der Seele: „Unser keiner lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber; leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn!“ (Röm. 14, 7. 8.)

Aber auch für diejenigen unter uns, die zu sagen geneigt sind: Wir bedürfen so hochfliegender Gedankengänge nicht, um an ein schöneres Jenseits zu glauben, dieser Glaube liegt unmittelbar in unserm Gemüt, sowie für diejenigen, welche es überhaupt grundsätzlich ablehnen möchten, derartige metaphysische Gedankenreisen zu unternehmen, hat doch der Mahnruf memento mori! seine unvergleichliche Bedeutung. Ein solcher Hinweis auf den Tod ist gewiß eher als anderes geeignet, diejenige ernstheitere Lebensauffassung in uns zu befestigen, die wir als Freimaurer vertreten. Das memento mori läßt uns das Leben ansehen als ein heiliges Vermächtnis, mit dem wir nicht leichtsinnig umgehen dürfen; es lehrt uns unsere genießenden und schaffenden Kräfte so verwenden, wie unsere Vernunft es im einzelnen billigen kann. Da wir wissen, daß unsere Jahre gezählt sind, so kaufen wir redlich die Zeit aus und erkennen als unsere Pflicht die Erfüllung dessen, was jeder Tag in der Sphäre unsers Berufes an Forderungen stellt und wozu er außerhalb ihrer zur Ausübung jedweden guten und nützlichen Werkes Gelegenheit gibt. Wohl uns, wenn uns in unserer Todesstunde im Angesicht des höchsten Richters die Gewißheit nicht fehlt, daß wir redlich bemüht gewesen sind, unserm Erdenleben den rechten, wahrhaft wertvollen Inhalt zu geben! Wohl uns, wenn das Gute, das wir gewirkt, Zeugnis ablegt, daß wir treu und gewissenhaft mit unsern Gaben und Kräften gewaltet haben! Leben aber heißt auch in Beziehungen stehn, und so wird uns denn der Gedanke an den Tod nicht vergeblich mahnen, unser Verhältnis zu den Mitmenschen so zu regeln, daß wir allezeit die Pflichten der Liebe und der Gerechtigkeit gegen sie erfüllen, daß wir die kurze Spanne Zeit, die wir mit einander ver-

leben, uns gegenseitig erfreuen und niemals absichtlich kränken; daß wir angesichts der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit uns um Reichtums, Standes, Gelehrsamkeit und sonstiger Vorzüge willen nicht überheben, sondern unsern Mitmenschen dienen, so gut wir können; daß wir als solche, die stets an der Seite des Rechts kämpfen, keinen Menschen fürchten. Den Blick auf den Ausgang gerichtet sind wir maßvoll und besonnen in glücklichen Tagen, stark, geduldig und mutig im Leiden. Und sollte unser Leben mehr ein Ringen und Kämpfen als ein Genießen und Sichfreuen sein, dann sind wir doppelt gerüstet, dem Tod ins Angesicht zu schauen; er wird uns überwinden, aber es wird uns dann sein, als entschliefen wir sanft und selig, umarmt von dem Engel des Friedens. Ein holdseliger Gruß bleibt uns drum, m. g. Br., das „memento mori!“

Zum Gedächtnis des abgeschiedenen Mstrs. v. St.

Als wir uns vor wenigen Wochen zur Trauerloge versammelten und dabei das tiefernste Wort memento mori betrachteten, da hat wohl keiner versäumt, die löbliche Nutzanwendung auf sich zu machen:

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!
Die Zeit geht hin, her kommt der Tod;
Ach, wie geschwinde, wie behende
Kann kommen meine Todesnot!

Und dennoch ahnte damals wohl niemand von uns, daß wir uns so bald zu einer ähnlichen Feier zu vereinigen und die traurige Pflicht zu erfüllen haben würden, den Namen unsers ehrw. Mstr. v. St., des unvergeßlichen Br. I., an dem Symbol unserer Trauer zu befestigen. Und der gel. Br. I. selbst, hat er sich nicht noch vor kurzem mit gar lieben Worten bei mir bedankt für meine neuliche Ansprache, die ihn in tiefster Seele erbaut habe? Hat er nicht noch zwei Tage vor seinem Abschied von jenem Stuhl aus zu uns und den besuchenden Br. aus H. gesprochen mit dem Herzen eines Jünglings? Wer ihm an jenem Abend noch in das biedere, treue Antlitz schauen, wer ihm die Hand noch drücken durfte, der wird am 18. Januar, als die Kunde von Mund zu Mund ging: Unser I. ist nicht mehr! die gewaltige Tragik empfunden haben, die auf dem menschlichen Leben lastet, die ergreifende Wahrheit jenes Bildes, das Schiller einmal gebraucht:

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnisvoll, nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt."

Ach, es ist kein bloßer böser Traum gewesen; vergeblich horchen wir hier fortan, das Wort unsers Meisters und den Hammerschlag seiner Hand zu vernehmen. Wir haben ihn hinausgeleiten müssen zum stillen Ruheplatz der Toten, wir haben seinen Leib versenkt in die dunkle Gruft, und über seinem Grabhügel rauscht der Wind durch die Blumenkränze, die treue Liebe dort niedergelegt hat, als wollt' er sagen: Ihr findet ihn nimmer und nimmermehr!

Und dennoch, m. gel. Br., wie tief auch unsere Trauer wegen des herben Verlustes sein mag, wenn wir es auch über uns ergehen lassen müssen, daß das Grab ein Glied nach dem andern von uns in seine dunkle Tiefe zieht, wenn auch die Kränze der Liebe rasch verwelken, — als rechte Frm. fühlen wir uns in diesem Tempel des Lichtes und der Liebe, der Wahrheit und der Glückseligkeit doch erhaben über das Schicksal, und auch an dem heutigen Abend kennen wir nur die eine Losung: treue Erfüllung unserer Baupflicht. Beseelt von der Liebe, die stärker ist als der Tod, von dem Glauben an Gottes Liebe und an wahre Menschenwürde, von der Hoffnung auf eine ewige Bestimmung des Menschen errichten wir an dieser Stätte, die unser entschlafener Mstr. so oft durch seine Gegenwart und seine Mitarbeit geweiht hat, ihm ein Denkmal in unserm Herzen und schreiben darauf die Worte:

Du warest unser manches Jahr, —
Du bleibest unser immerdar!

Du warest unser manches Jahr!

Unser, der echten Frm., kann nur werden und sein, wer ein freier Mann ist von gutem Ruf. Das Lebensbild, das vorhin gezeichnet wurde, hat uns bewiesen, daß unser lieber I. ein solcher Mann war. Das würden uns sagen können, wenn sie hier reden dürften, die ihm einst als Vorgesetzte oder Untergebene nahestanden, als er noch dem Dienst für Fürst und Vaterland lange Jahre weihte und, den liebenswürdigen, echt menschlichen Typus des älteren niedersächsischen Offiziers darstellend, ein Ritter ohne Furcht und Tadel den Soldatenrock trug. Das war auch das Zeugnis der hiesigen Bürgerschaft über den leutseligen Hauptmann a. D., den man mit Ehrenämtern betraute und mit dem jedermann gern verkehrte. Als einen freien Mann von gutem Ruf zeigte er sich in seinem Verhältnis zu der Auserwählten seines Herzens, die er erst nach neunjähriger Wartezeit zum Traualtar führen durfte und mit der er dann, auch mit zwei Söhnen gesegnet, ein glückliches, musterhaftes Familienleben führte. Jener Ruf verschaffte ihm

den Eintritt in diesen Orient, dessen Kette er dann 34 Jahre, also die Hälfte seines Lebens, angehört hat. Daß er kein dürrer Zweig werden konnte am grünen Baum unserer Loge, dafür bürgte seine hohe, wenn ich so sagen darf, freimaurerische Begabung. Zu jenen begnadeten Naturen gehörend, bei denen man nicht tief zu graben braucht, um den Edelstein echt menschlicher Gesinnung zu finden, die mehr aus Instinkt und Neigung als durch Lehrsatz und Grundsatz gut sind, die mit festem Mannessinne die von Christus so hoch gepriesene Kindeseinfalt verbinden, war er eine Nathanaelseele ohne Falsch, ein Johannesgemüt voll echter Menschenliebe, ein Jonathansherz an treuer Freundschaft. Bescheiden und anspruchslos wie wenige, frei von allem Pochen darauf, etwas Besonderes zu sein, hat er wohl nie einen ernstlichen Feind gehabt. Ebensosehr mit dem Herzen wie mit dem Verstande denkend, freute er sich in diesem Kreise am Sonnenlicht der Wahrheit und der Menschenliebe, war er kein Frm. der schönen Worte, sondern der Tat. So war er unser in der Betätigung alles dessen, was wir von jedem Br. Frm. erwarten.

Unser war er aber noch in besonderer Weise. Hat er doch Jahre hindurch als erster Schaffner, als zugeordneter erster Aufseher, als erster Aufseher, als zugeordneter Meister v. St., als Rechnungsführer der Witwen- und Waisensozietät und endlich als Meister v. Stuhl seine Kräfte in den Dienst unserer Sache gestellt und sich in jeder Hinsicht treu bewährt. Insbesondere soll ihm unvergessen bleiben als eine selbstverleugnende, mutige Tat, daß er, seinem hohen Alter und seinem körperlichen Leiden trotzbietend, in der Zeit der letztjährigen Krisis dieser Loge die Bürde und Verantwortung der Führung des ersten Hammers auf sich nahm, daß er, begeistert für das unverfälschte Ideal des Maurertums, das Vertrauen der Br. rechtfertigte und die sich ihm bietenden Schwierigkeiten bewunderungswürdig zu überwinden verstand, daß er unsere Loge auf der Bahn der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zu erhalten sich redlich bemühte. So ging unser teurer I. fleißig um mit seinen Br., so war er gern und oft bei ihnen „und ließ sich lieben einzig schöne Jahre". Und daß er zu uns gehörte aus innerstem Bedürfnis, daß der Gedanke der Freimaurerei in ihm eine so freundlich anmutende Verwirklichung gefunden, daß er durch seine wahrhaft schöne Seele gezeigt hat, wie die Arbeit in der Loge und für sie die sittlichen Anlagen eines Mannes zur herrlichen Entfaltung zu bringen vermag, das muß

uns die Erinnerung an ihn ganz besonders lieb und wert machen, das muß uns anspornen, seinem Vorbilde zu folgen, das muß uns stärken und befestigen in dem Glauben an dieses freimaurerische Ideal und in dem Streben, ihm allewege treu zu dienen. All unser sinnbildliches und praktisches Tun, unser Arbeiten und Feiern zielt ja darauf ab, unsere Mitglieder so erziehen, daß sie ihrem Leben den rechten gottgefälligen, menschenwürdigen und menschendienlichen Inhalt geben. Gelingt es uns, durch unser brüderliches Beisammensein das Leben der einzelnen Br. zu heben und zu vertiefen und jedem für seine profane Wirksamkeit die edelsten Antriebe ins Herz zu pflanzen, dann wissen wir, daß wir nicht umsonst arbeiten, dann wird auch selbst der Gang, mit dem wir unserm entschlafenen Br. das letzte Ehrengeleit geben, in Wahrheit mehr Erhebendes als Niederdrückendes für uns haben. Können wir, wie es bei unserm gel. Br. I. der Fall gewesen, mit dem Apostel sagen: „Unser Trost ist, daß wir ein gutes Gewissen haben und befleißigen uns, guten Wandel zu führen bei allen", dann wird auch die Außenwelt nicht mit dem Zeugnis zurückhalten können: Die Freimaurerei ist kein Unkraut auf Erden, sondern sie zeitigt die edelsten Früchte am Baume der Menschheit.

Ihm, der unser war durch seine treue Mitarbeit in diesem Sinn, soll Latomia nun auch die zweite Inschrift setzen:

Du bleibest unser immerdar! — Wohl kann auch unsere Seele einen Augenblick ihr Gleichgewicht verlieren, wenn wir einen unserer Lieben von einem jähen Tod dahingerafft sehen; wohl kann auch uns der Gedanke an die Hinfälligkeit aller menschlichen Herrlichkeit mit dunkler Tragik erschüttern; wohl kann auch uns die Vorstellung von einem jenseitigen Richter zeitweilig mit Furcht erfüllen. Indessen diese Eindrücke und Empfindungen werden für den rechten Freimaurer um so weniger den Einschlag in dem Gewebe seiner Grundstimmung bilden können, als gerade die K. K., welche die Loge ihn lehrt, wesentlich darauf abzielt, daß er von unvernünftiger Furcht vor dem Tode frei werde. Über dem Totenbette dessen, der hier die Kunst des rechten Lebens, die unverbrüchliche Erfüllung der Pflicht gelernt, erklingt der Engelsang:

„Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen,
Begrüßet ihn die sel'ge Schar mit herzlichem Willkommen."

Im Glauben an die Liebe des Höchsten hat auch der entschlafene Br. stets gelebt; darum hatte er keinen Anlaß, seinen Gerichtstag zu fürchten. M. Br.! Es gefällt dem A. B. a. W., unserm Wissen und Verstande den Blick hinter den Vorhang zu versagen, der die Zeit von der Ewigkeit trennt. Wer aber das innige Gefühl sein eigen nennt, das uns zu der Gottheit als unsers Lebens Ursprunge zieht, wer die Liebe zu Gott fühlt, die uns ihn als Vater preisen läßt, den zieht sein tiefstes Wünschen, Sehnen, Hoffen und Glauben auch zu einer besseren Welt, zu einem schöneren Dasein, zu einer mißklangfreien Verbindung der Menschengeister in ewiger Freude und seligem Licht. In der Kette stehend fühlt der Freimaurer sich als Angehöriger nicht bloß einer sichtbaren, sondern auch einer unsichtbaren Loge. Mag der Verstand haltmachen bei den Stoffen und Gesetzen, wie die Physik und Chemie sie als ultima ratio offenbaren, mag für die Sinne und die exakte Wissenschaft der Leib nach dem Tod in Staub zerfallen, — der Tieferblickende weiß doch, daß die Lösung der letzten Rätsel unser Vermögen übersteigt. An diesem Punkte setzt nun die Überzeugung des Glaubens ein, daß eine Gottheit das All in ihren allmächtigen, liebenden Armen hält, daß unsichtbare Fäden das Diesseits mit dem Jenseits verknüpfen. Wenn wir uns unserer abgeschiedenen Lieben erinnern, wie oft drängt sich uns da die Vorstellung auf, daß sie wohl noch auf uns herabschauen mögen, daß sie um uns wissen, mit uns leben, daß sie uns lieben, ja — nach der Anschauung einiger Religionen — für uns beten! Ich habe einst bei Riehl — ich glaube, es war in einer seiner Novellen — den Satz gelesen: „Lieben heißt: im Endlichen die Schauer der Ewigkeit fühlen; darum ist unser Glaube an die Ewigkeit dann am größten, wenn die Geliebte uns gegeben und dann, wenn sie uns genommen wird.“ Auch die Freimaurerei, der alles Vergängliche ein Gleichnis ist, ein Sinnbild des Ewigen und Erhabenen, kann nicht umhin, sich der Bildersprache des Glaubens zu bedienen; ihr ist der Tod keine Trennung, sondern der Eingang in den ewigen Osten, der Übertritt aus der dunklen Kammer der Zeitlichkeit in die lichtverklärte höhere Loge der Ewigkeit, und so ist es uns denn in diesem feierlichen Augenblick, als ob der, den wir heut betrauern, mit jenem Krieger in Schillers Gedicht mildlächelnd uns zuriefe:

Gott befohlen, ihr Brüder! In einer andern Welt wieder!
Und unsere Antwort lautet: „Du bleibest unser immerdar!“

So kehren wir nun getröstet in die Gegenwart zurück, m. Br., erfüllt von dem heilig-ernsten Vorsatz, als freie, mutige und besonnene Männer zu wirken, so lange es Tag ist, treu zusammenzuhalten und edlen Sinnes durch unsere Loge das Beste der Menschheit zu fördern. — O du Allmächtiger und Allliebender, der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder ihr Menschenkinder, — lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden! Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagest, nachdem wir so lange Unglück leiden! Sei du uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns! Ja, das Werk unserer Loge und der Freimaurerei überhaupt wollest du fördern!

Es werde Licht!

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Wenn ich diese den vollen poetischen Duft einer kindlichen Vorstellung von der Weltschöpfung ausströmenden Anfangsworte der heiligen Schrift in Ihrer Erinnerung wachrufe, so will ich Sie damit nur einen Augenblick in die freundlichen Kindertage versetzen, wo Sie jenen Schöpfungsbericht aus dem Munde Ihres Lehrers vernahmen. Ich lege aber jene Worte sofort Ihrem freimaurerischer Bildsprache kundigen Mannesgemüte vor und bitte Sie, darin statt „Erde“ das Wort „Menschheit“ zu setzen. Dann finden Sie in jenem Bericht von der Verwandlung des chaotischen Zustandes in den der Ordnung und von der Schöpfung des Lichtes am ersten Tage sowohl eine sinnige, tiefe Beziehung zu dem Werke der Freimaurerei überhaupt, als auch zu dem Feste, das unsere gel. Bauhütte heute feiert, insbesondere. Wie mit jedem neu auftretenden Geschlecht die Menschheit gleichsam von vorn beginnt und mit ihr das lichtlose Chaos sich erneuert, so muß auch stets aufs neue in der Menschengeschichte der göttliche Schöpfungsruf erschallen: „Es werde Licht!“ Aller geistig-kulturelle Fortschritt der Adamskinder ist ein neuer Lichtaufgang durch die Kraft des Geistes, der alle Welten schafft und erhält; jeder wahrhaft große Mann, von dem die Geschichte redet, ist ein neuer Lichtbringer; jede bedeutsame, auf das wahre Wohl der Menschheit abzielende Neueinrichtung hat entwicklungsgeschichtlich den Sinn, es lichter und schöner auf unserer Erde zu gestalten. Da die Menschheit, um mit Schiller zu reden, sich nur durch wenige fortpflanzt, so lassen sich jene Männer, die den schönen Namen „Lichtbringer“ verdienen, leicht zählen. Ohne Zweifel würden Geister wie Konfuzius, Buddha, Moses, Johannes d. T., Christus, Luther, Schleiermacher

als Vertreter der Religion, Plato, Aristoteles, Bruno, Spinoza, Kant als Philosophen, Shakespeare, Goethe und Schiller als Dichter, Kolumbus, Kopernikus, Galilei und ihre großen Nachfolger auf dem Gebiete der Welt- und Naturerforschung in erster Linie zu ihnen gehören.

Unter allen lichtbringenden Einrichtungen aber, welche die Geschichte ins Leben gerufen hat, nimmt zweifellos jene Schöpfung der Neuzeit, die wir als Freimaurerei kennen, lieben und verehren, einen sehr hohen Rang ein. Wie nun die engere Heimat zum großen Vaterlande, so verhält sich die Loge, zu der wir unmittelbar uns halten, zu dem großen Menschheitsbunde; gleich dem Wissen erweitert sich die Liebe vom Kleinen ins Große, und wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann noch weniger ein Herz haben für die, welche er nicht sieht. Andrerseits hat das Sonnenlicht des menschheitlichen Maurertums seinen Abglanz in dem Leben und Streben der einzelnen Bauhütte. Voll inniger Dankbarkeit und freudiger Hoffnung scharen wir uns daher zusammen an dem Tage, welcher dem Gedächtnis der Gründung unserer geliebten Bauhütte „Karl zur gekrönten Säule" gewidmet ist; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unserer Loge und der Freimaurerei überhaupt stellt sich uns in dieser Feierstunde unter das Wort des Weltenmeisters: Es werde Licht!

Richten wir unsern Blick zunächst auf die Vergangenheit der Freimaurerei, um uns zu überzeugen, daß das Streben nach dem Licht auch unsere Loge ins Leben gerufen hat, so braucht uns die Frage nicht zu beschweren, ob der Freimaurerbund in den Zeiten des Altertums und Mittelalters Vorläufer gehabt habe. Die Freimaurerei, wie wir sie kennen und ausüben, ist ohne jeden Zweifel ein Erzeugnis des modernen Geistes; sie ist eine Folgeerscheinung der im 17. Jahrhundert entstandenen neuzeitlichen Naturwissenschaft und Philosophie; sie ist ein Ausdruck der hierdurch in den reifsten und edelsten Menschen jenes Zeitalters zur Herrschaft gelangten Welt- und Lebensanschauung. Mit vollem Recht hat der Leipziger Professor Lamprecht in seinem berühmt gewordenen Geschichtswerke die Richtung des neuzeitlichen Denkens mit dem Worte „Individualismus" bezeichnet, was in der Hauptsache besagen will: freie Betätigung des einzelnen Menschen. Die Renaissance- und Reformationszeit sind Übergänge; erst seit dem 17. Jahrhundert haben sich einzelne und allmählich immer mehr Menschen aus der geistigen Knechtschaft d. h. aus der Ge-

bundenheit durch die mittelalterliche Kirche befreit. Wohl mußten einzelne jener Männer den Wagemut, womit sie die durch die Dauer von Jahrtausenden geheiligte Weltanschauung eines Aristoteles, Augustin und Thomas von Aquino angriffen, schwer büßen: solchen seelenverderblichen Ketzern gegenüber kannte die um das Wohl ihrer Kinder besorgte Mutter Kirche kein wirksameres Mittel als das, sie dem mit Kerker, Folter und Scheiterhaufen ausgerüsteten Staate zu überliefern. Allein „Gott sah, daß das Licht gut war", er litt es nicht, daß die Lehren, welche ein Kopernikus für die Astronomie, ein Galilei für die Physik, ein Spinoza für die Philosophie, ein Comenius für die Pädagogik aufstellten, dauernd unterdrückt wurden. So wurde denn „Aufklärung" die Losung des 18. Jahrhunderts. Wir denken bei dieser Bezeichnung an die aufgehende Sonne, welche die wallenden, trüben Nebel durchbricht, und lassen uns von Kant die sachliche Erklärung geben: Aufklärung ist das Hervorgehen des Menschen aus dem Zustande der selbstverschuldeten Unmündigkeit durch den Gebrauch seiner Vernunft. Daß man dies Ziel ins Auge gefaßt hatte, zeigen uns beispielsweise die Titel der deutschen Schriften des Philosophen Christian Wolf aus der Zeit von 1712—23: „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes und ihrem wichtigen Gebrauch in der Erkenntnis der Wahrheit"; „V. G. von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt"; „V. G. von der Menschen Tun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit"; „V. G. von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen"; „V. G. von den Wirkungen der Natur"; „V. G. von den Absichten der natürlichen Dinge".

Hauptsächlich vermittelt durch die Königl. Akademie der Wissenschaften in London sowie durch die Philosophie Lockes war der neue wissenschaftliche Geist schon etwas früher auch in England erwacht. Unterstützt von dem immer stärker gewordenen Abscheu vor den religiösen Streitigkeiten der Kirchen und Sekten führte er daselbst um die Wende des 18. Jahrhunderts zur Gründung der Freimaurerei im modernen Sinne. Von England ist die Freimaurerei nach Deutschland gekommen und hat hier anfangs in Form von fliegenden Logen, seit 1737 aber, nachdem die Hamburger Loge gegründet worden war, in Gestalt stehender Logen eine bleibende Stätte gefunden. Unsere Loge Karl zur gekrönten Säule ist (zwar nicht dem Namen, doch der Sache nach) eine der

ältesten deutschen Bauhütten. Mit Erlaubnis der Hamburger Prov.-Großloge gründete der fürstliche Kammerjunker Karl Leberecht von Kissleben in Braunschweig am 12. Februar 1744 mit einer kleinen Anzahl Brüder die Loge Jonathan, die bald auf 57 Mitglieder anwuchs, von denen die meisten Offiziere oder höhere Beamte waren. Es kann zur Kennzeichnung damaliger Denkweise dienen, daß sich bald ein Streit darüber erhob, ob ein Handwerksmeister aufgenommen werden könne, und daß sich die adeligen Elemente für die Aufnahme, die bürgerlichen aber dagegen erklärten. Überhaupt spiegeln sich in der weiteren Entwicklung unserer Loge bei allem freiheitlich-sittlichen Enthusiasmus leider auch die vielfachen Wirrnisse und Verirrungen wieder, deren Erinnerung sich für den Kenner freimaurerischer Geschichte insbesondere mit dem Namen „strikte Observanz" (d. i. strenger Gehorsam, nämlich gegen die unbekannten angeblichen Oberen) verknüpft. Teilweise hiermit, teilweise mit dem Ereignis des siebenjährigen Krieges, der französische Offiziere und Schauspieler ins Land brachte, hängt es zusammen, daß neben der ursprünglichen Loge Jonathan in unserer Stadt noch weitere Logengründungen stattfanden: es bildeten sich die Logen Jonathan zum Pfeiler, Charles de l'indissoluble fraternité und St. Charles de la concorde; sie hatten jedoch nur einen vorübergehenden Bestand. Dem Herzog Karl I. und seinem Bruder Ferdinand ist es zuzuschreiben, daß die ursprüngliche Loge Jonathan sich seit 1770 fortsetzte unter dem Namen „Jonathan zu den drei Säulen", seit 1773, als auch unser jetziges Logengebäude bezogen war, unter der Bezeichnung „Zur gekrönten Säule", bis ihr 1802, gleichzeitig mit der Einführung der Schröderschen Lehrart, die Benennung „Karl zur gekrönten Säule" gegeben wurde. Nunmehr folgte ein ganzes Jahrhundert stiller, befriedigender, lichtvoller Arbeit und reichen Segens. Unsere Bauhütte hatte auch äußerlich lange eine selbständige Stellung; um der damit gegebenen Isolierung ein Ende zu machen, schloß sie sich 1834 der Hamburger Großloge als Tochterloge an, wußte sich aber bis 1878 ein hohes Maß von Selbständigkeit zu wahren. Schwerer aber wiegt wohl die Tatsache, daß unsere Loge, nachdem sie die freimaurerischen Kinderkrankheiten des Hochgradwesens und der betrüglichen Geheimniskrämerei glücklich überwunden hatte, mit echt niedersächsischer Treue an der einfachen, klaren und doch den Gemütsbedürfnissen entgegenkommenden Schröderschen Lehrart bis auf den heutigen Tag fest-

gehalten hat. Ihre Losung war allezeit: Es werde Licht! Des wollen wir uns freuen und dankbar der Brüder gedenken, die unentwegt die Fackel vorangetragen haben im Sinne des unzweideutigen, entschiedenen Maurertums. Nicht als ob wir der Meinung wären, daß an dieser Stätte die Wirklichkeit immer dem Ideal entsprochen hätte. Wie alles Menschenwerk hat auch die K. K. stets mit Unvollkommenheiten zu rechnen, die in der ungleichen Begabung, in der ungleichen Höhe der geistig-sittlichen Entwickelung, in den verschiedenen Temperamenten der Mitglieder nicht minder wie in äußeren örtlichen und zeitlichen Verhältnissen begründet sind. Wir dürfen uns glücklich preisen, wenn nur die Idee, die ursprüngliche, keinem Wandel unterliegende Aufgabe des Bundes im Laufe der Zeiten unangetastet bleibt, wenn der Subjektivismus einzelner Logen und Persönlichkeiten nicht an der Grundlage rüttelt, auf der alle Freimaurerei von Anfang an geruht hat und stetig ruhen muß.

Daß in dieser Hinsicht die Gegenwart kein gleich erfreuliches Bild gewährt wie die Vergangenheit, ist leider eine Tatsache, die wir am ersten Stiftungsfeste nach einem an Erschütterungen so reichen Jahre nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.* M. Bbr., noch ist nicht abzusehen das Ende der Krisis, die seit einigen Jahren Deutschlands Logentum und mit ihm nicht am wenigsten unsere Loge heimgesucht hat. Den Himmel des deutschen Maurertums deckt ein trüber Wolkenflor, die Sonne unsers Ideals ist verdunkelt worden. Meinung streitet gegen Meinung, Prinzip (oder was man so nennt) gegen Prinzip. Ein bekanntes Vorkommnis hat nicht bloß zu einem Streit über Rechtsformalitäten geführt, sondern auch mit erschreckender Klarkeit erkennen lassen, daß ein grundsätzlicher Gegensatz die Gemüter entzweit, die Meinung nämlich darüber, ob die Freimaurerei auf christlichem oder humanitärem Boden zu stehen habe. Fast könnte es den Anschein gewinnen, als ob von einzelnen Brüdern eine Umwertung aller bisherigen freimaurerischen Werte erstrebt würde. Daß dieser Gegensatz in der Brüderschaft seit langem tatsächlich allgemein gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten; man muß vielmehr mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß er infolge konfessioneller Voreingenommenheit künstlich erzeugt und verbreitet worden ist. Leider gewähren die darauf bezüglichen Erörterungen in der

* Heute sagen wir frohen Herzens: Gesegnet sei der wiedergewonnene Friede!

maurerischen Presse teilweise das Bild eines wahren Hexensabbaths; nicht selten hat sich uns, indem wir dabei des einst von uns abgelegten Gelübdes gedachten, die Frage aufgedrängt: Kann man Männer, die in solcher Art von und zu Brüdern reden, noch als Freimaurer ansehen? Es ist schon so weit gekommen, daß man sich nicht entblödet, überzeugungstreu sich zur Fahne der humanitären Maurerei haltende Brüder mit den Jesuiten, unsern alten Erbfeinden, in Parallele zu stellen. Ob die Bezeichnung „christliche Maurerei" zu solcher Kampfesweise ein Recht gibt, wolle man auf Grund des Evangeliums und der Briefe Johannis entscheiden: ich glaube, es wird sich ergeben, daß ein solches Verhalten weder christlich noch human ist. Mit welchem Recht macht man uns Vertreter des humanitären Maurertums zu Feinden Christi und des Christentums? Mit gar keinem! Wenn man drüben die Versicherung gibt, man wolle das Christentum nicht im Sinne des konfessionellen Dogmentums verstanden wissen, dann faßt man es eben mit modernem Geiste, im Sinne heutiger Theologie auf, dann stellt man sich unbewußt auf den humanitären Standpunkt und bedient sich bezüglich des Sittlichen jenes allgemeineren Maßstabes, der durch die ethische Vernunft an die Hand gegeben wird. Die Person Jesu und die neutestamentliche Himmelreichsidee sind nach dem Zeugnis der jetzigen Theologie keine so eindeutige Begriffe, wie man uns einreden will. Man kann die Person Jesu, dessen Wirken und Reden unter zeitlich und örtlich gegebenen Bedingungen gestanden hat, welche sich gewaltig unterscheiden von den für uns gegebenen Verhältnissen des geistigen Lebens, nicht in u n m i t t e l b a r e Verbindung bringen mit der Freimaurerei, die doch zweifellos den Bund darstellt zwischen moderner Wissenschaft und einem im Laufe von Jahrtausenden entwickelten religiös-sittlichen Denken. Verliert Christus etwas von seiner Würde, der große religiöse Genius zu sein, wenn wir seinen geheiligten Namen nicht auf Schritt und Tritt im Munde führen? *

Ein Schiller, der, wie er selbst sagt, aus Religion keine von allen Religionen erwählen wollte, hätte bei einer der Zukunftslogen, wie sie von gewisser Seite verfochten werden, vergeblich um Aufnahme nachgesucht; für Lessing, den Verfasser des Na-

* Vgl. Matth. 7, 21: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: „Herr, Herr!" in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.

than, dieses Evangeliums der Duldung und Nächstenliebe, wäre in einer Loge derartigen Stiles kein Platz gewesen; unser großer Br. Goethe, in dem manche recht christliche und recht vernünftige Leute den größten Vertreter deutscher Dichtung und deutschen Geisteslebens erblicken, hätte auf Grund des Glaubensbekenntnisses, wie er es in einer Reihe „Gott und Mensch" überschriebener Gedichte abgelegt hat, ohne Zweifel in einer modernen „christlichen" Loge decken müssen. Wie aber Goethe an anderen Stellen wieder die Herrlichkeit der Sittenlehre des Evangeliums hat preisen können, das, m. Bbr., verstehen wir humanitäre Maurer vollauf; wir sagen mit dem Apostel: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein", und umgekehrt: Wer ihn hat, der ist sein. Das ist aber der Geist der Gottes- und Nächstenliebe, der Erhebung über das Joch des Buchstabenglaubens und des bloßen gesetzlichen Tuns. In diesem Sinne bedeutet die humanitäre Maurerei allerdings christliche Maurerei, die wir haben und behalten wollen. Geht man hierüber hinaus, so gerät man von dem hellerleuchteten Wege wissenschaftlichen Erkennens auf eine dunkle Bahn des Mystizismus, vielleicht gar in ein rosenkreuzerisches Fahrwasser. Soll die Maurerei der Theologie ins Handwerk pfuschen, soll sie Aufgaben übernehmen, die von jeher der Kirche obgelegen haben? Nach der auf die Apostellehre gegründeten Ansicht der Kirche ist das Verhältnis zu Christus ein Geheimnis jeder frommen Seele.* Es ist freimaurerisch, einen solchen Glauben, wie Goethe es in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" getan, hochzuachten; aber es ist nicht freimaurerisch, Männer, die erfüllt von dem Geist der Wissenschaft, welcher der Mystik feindlich ist, sich in eine solche Art des religiösen Verhältnisses zu Christus nicht finden können, die aber von dem sittlichen Geist des Christentums durchdrungen sind, den Eintritt in unsern Tempel zu versagen. M. Bbr., es hieße der Maurerei eine beschränkte, einseitige Richtung geben, es hieße die bekenntnisgläubigen Bbr. verletzen, es hieße die Phrase und die Heuchelei begünstigen, wollten wir unsrer Sache ein christliches Mäntelchen umhängen, wollten wir vollauf dem entsprechen, was die Bezeichnung „christliche" Maurerei verlangt oder was doch wenigstens von der Außenwelt und den Suchenden in sie hineingelegt werden könnte. Das im 18. Jahrhundert geprägte Wort „Humanität" ist jedem Gebildeten verständlich, es kann niemanden, der seinen von Herder wundervoll entwickelten Sinn

* Vgl. Kol. 3,3. Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott.

erfaßt hat, verletzen oder irreführen. Wer wollte leugnen, daß das deutsche Volk im Mittelalter christlich dachte? Und doch besaß es damals nur ein scholastisch-katholisches Christentum; der Gedanke der Humanität fehlte diesem, keine Tugend wurde weniger geübt als die der Duldsamkeit. Eine neue Auffassung brachte die Reformation; sie war zum guten Teil veranlaßt von dem Humanismus d. h. dem wiederbelebten heidnischen Altertum; aber in demselben Maße, wie die protestantische Rechtgläubigkeit den antiken Geist zurückdrängte, blieb auch die Humanität jetzt noch unentwickelt, und Calvin brachte es fertig, einen Servet als Ketzer zu verbrennen.

Erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat den Begriff der Humanität auf den Thron erhoben; erst jetzt schätzt man wahrhaft edle, menschenwürdige Gesinnung, weitherzige Duldung, Verständnis für alle Seiten des menschlichen Wesens, Begeisterung für die allseitige Förderung der Menschheit im Sinne ihrer letzten Ziele. Humanität bezeichnet den Bund der modernen Bildung mit einem vorurteilslos aufgefaßten Christentum und mit den Wahrheitsmomenten der übrigen Religionen, die freudige Anerkennung alles des Guten, das in der Menschennatur sich auch neben der religiösen Anlage wirksam erweist. Die bewußte Pflege der Humanität ist Freimaurerei, mag sie auch keinen Schurz tragen. Das 19. Jahrhundert hat uns dann den bedeutsamen Begriff der Entwickelung kennen gelehrt; nunmehr erscheint auch die christliche Religion wie alle Religionen als Produkt einer allmählichen Entwicklung: Christus selbst hat angeknüpft an die religiösen Überlieferungen, an die Begriffe und den Wortschatz seines Volkes und seiner Zeit. Das Vaterunser beispielsweise, das uns Christen den Inbegriff unserer heiligsten Empfindungen bedeutet, ist fast gänzlich entnommen aus dem bereits zu Jesu Zeiten in allgemeiner Übung befindlichen jüdischen 18-Bitten-Gebet. Seit 2000 Jahren besteht das Christentum, und wie grundverschieden ist seine heutige Gestalt von seiner Urform und seinen jeweiligen Erscheinungsformen! Wegen dieser entwicklungsgeschichtlich bedingten Mannigfaltigkeit des Begriffes Christentum bedarf der Ausdruck „christliche" Maurerei auf alle Fälle der besonderen Erklärung. Der geschichtliche Begriff der Humanität ist dagegen so völlig klar, daß er das Wesen der Freimaurerei unzweideutig bezeichnet. Ich könnte nun noch weiter ausführen, wie die Betonung des „Christlichen" stets die Gefahr in sich birgt, den mit dem freimaurerischen Wahrheits-

prinzip gegebenen Begriff der geistigen Freiheit seines Wertes zu entleeren. Es liegt mir natürlich gänzlich fern, jene weitherzige Auffassung des Christentums, die sich mit der humanitären deckt und daher wirklich freimaurerisch ist, zu tadeln; die einem derartigen christlichen Prinzip huldigenden Brüder anderer Lehrarten werden uns konservative Maurer verstehen, sie werden uns nicht schelten, wenn wir lieber humanitär heißen wollen; gegen sie streiten hieße um bloße Worte streiten.

Allen denjenigen so gearteten Br., die nicht Zwietracht, sondern Frieden suchen, erklinge unser maurerischer Gruß: Es werde Licht! Wie hat uns doch unser Br. Goethe aus der Seele gesprochen, wenn er in seinem „Vermächtnis“ mahnt:

„Das Wahre ward schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre faß es an!“

So wenig wie Goethe werden wir unter dem neuanzufassenden alten Wahren die Irrtümer und Torheiten der Vergangenheit verstehen, sondern vielmehr alle großen, erhabenen Gedanken, die je und je von den Besten unseres Geschlechtes gedacht worden sind. Sie sind nach Schiller „das Heiligste, das, was heut und ewig die Geister, tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.“

So ist uns denn aber auch das Wort: Es werde Licht! der innigste Wunsch, mit dem wir heut auf die Zukunft unserer im letzten Jahre so schwer heimgesuchten Loge und auf die Wirrnisse der Freimaurerei überhaupt blicken. Wir sprechen damit aus: Unsere Loge soll eine Stätte bleiben, wo man Licht sucht und findet und von wo aus man Licht verbreitet. Wie die liebe Sonne, die allen lebenden Wesen auf Erden helles, warmes, Wachstum und Gesundheit spendendes Licht gewährt, soll sie auf alle Br. wirken. Das Leben da draußen wird trotz allem, was Schule, Presse, Buchhandel und die gesamte Kultur an aufklärender Wirkung ausüben mögen, dafür sorgen, daß unsere Arbeit auch künftig nicht überflüssig wird. Meinungen und Gesetze, Sitten und Einrichtungen, selbst die Wissenschaft zeigen ein Gemisch von Vernunft und Unvernunft; jeder Mensch schwimmt im wirren Strom der sog. öffentlichen Meinung, und die Vernunft der großen Mehrzahl ist zweifelsohne nicht immer die beste Vernunft. Die Freimaurer erheben den Anspruch, auf diesem Stern den Besten nachzueifern; die Freimaurerbrüderschaft ist auch ihrer Idee nach der rechte

Geistesadel, die wahre Geistesaristokratie der Menschheit und eines Volkes. Sorgen wir dafür, daß es in der Tat so sei. M. Br., „geben wir dem treuen neuaufgenommenen Br. das Licht!“ Lassen wir dies mehr als Bild und Phrase sein! Der Neuling soll die Überzeugung erhalten, daß hier ein anderer, höherer Geist herrscht als da draußen, daß er unter innerlich freigewordenen Männern lebt, die offen und frei reden, was sie denken, und mit derselben Unbefangenheit die Meinung Andersdenkender hören können. Unmöglich kann der redlich um seinen inneren Fortschritt bemühte jüngere Br. hier die Trivialitäten wiederfinden wollen, denen er durch seinen Eintritt in die Loge zu entfliehen gedachte; unmöglich kann es seine Absicht sein, an dieser Stätte lediglich das Pensum des Konfirmandenunterrichts zu wiederholen. Möge daher alles, was von dem Altar und dem Rednerpult aus gesprochen wird, Gedanken in uns wecken, möge es uns fördern im Wahren, Guten und Schönen! In diesem Sinne erfasse man auch die Frage: „Hat noch jemand etwas zum Besten der Loge oder der Freimaurerei überhaupt vorzutragen?“ Licht über alles, Wahrheit in unserm Denken, Reden und Handeln. Wahrheit führt zur Duldung, Duldung aber ist Liebe. Wir wollen nicht eine Aufklärung des Verstandes, bei der das Herz kalt bleibt wie unter dem Mondesstrahl in der Winternacht; wir suchen und erwarten von einander herzliche, ungefärbte, innigstverkehrende, sich erfreuende, helfende, vergebende, fördernde Liebe, die uns die schlechte Welt mit ihrer Mühsal vergessen macht, die auch dem von auswärts zu uns kommenden Bruder ein freundliches Heim bereitet. Dank euch, ihr treuen Br., die ihr euch in diesem Sinne je und je an dieser Stätte betätigt habt; euer Vorbild stärke uns, es in Zukunft euch nachzutun! Dank auch unserer gel. Großloge, die, in Gesinnung eins mit uns, stets unser Interesse vertreten hat! Das heutige Stiftungsfest schließe unsere Reihen aufs neue fest und innig zusammen und lasse uns geloben, der gekrönten Säule, was auch die Zeiten bringen mögen, treu zu bleiben. Die Zugehörigkeit zur humanitären Freimaurerei weist uns auf unsern Ursprung, sie weist uns auf unser künftiges wahres freimaurerisches Ideal hin. In diesem Sinne rufe ich dir, meine gel. Loge „Karl zur gekrönten Säule“, rufe ich unserm über die ganze Erde verbreiteten Bruderbunde aus tiefbewegter Seele zu:

Es werde Licht!

Unser Ziel sei Harmonie.

Wenn auch, mit Goethe zu reden, ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist, so geziemt es sich doch für einen Kreis denkender, den erhabensten Aufgaben sich widmender Männer, wie die Freimaurerbrüderschaft es sein will, daß sie sich an jedem bedeutsameren Abschnitt ihrer gemeinsamen Wirksamkeit besinnen auf ihr höchstes Endziel. Und ich meine, gerade das Johannisfest, der Neujahrstag unseres Bundes, sollte nicht bloß Rosen auf unser Feiertagsgewand heften, sondern auch in unserm Herzen Blumen erblühen lassen voll Glanz und Duft. Das Sinn b i l d diene uns stets, den S i n n zu erfassen. Zur rechten Auffassung des Johannisfestes scheint mir nun vor allem auch dies zu gehören, daß wir den Begriff desselben nicht zu dem eines rein kirchlichen Feiertages verengen, der lediglich dem Andenken an den großen Vorläufer des noch größeren Meisters von Nazareth gewidmet wäre. Die Namen Johannismaurerei, Johannislogen, Johannisfest sind lediglich ein geschichtliches Zeugnis dafür, daß die heutige Freimaurerei aus der alten profanen Werkmaurerei hervorgegangen ist, als deren Schutzheiliger Johannes der Täufer galt. Soviel höher nun die Freimaurerei steht als ihre bürgerliche Vorläuferin, so viel sollte auch die Anschauung des Freimaurers von Johannes dem Täufer über derjenigen stehen, welche der schlichte Laienverstand durch unkritische Bibellektüre zu gewinnen vermag. Johannes ist ohne Zweifel eine jener religionsgeschichtlich bedeutsamen Persönlichkeiten, denen wir mit Bewunderung und Verehrung gegenüberstehen müssen; sein Wesen und Wirken aber zeigt sich gleichwohl so sehr als zeitlich und örtlich bedingt, daß er, trotzdem wir seinen Namen so viel gebrauchen, nicht im umfassenden Sinne als Vertreter des heutigen freimaurerischen Denkens angesehen werden darf. Nicht durch den Inhalt und die Fassung seiner uns nur bruchstückweise überlieferten Lehre, sondern als große Persönlichkeit, als Charakter,

durch den auf Innerlichkeit der sittlichen Erneuerung gerichteten Geist seines Wirkens und allenfalls auch durch seine das Taufsymbol verwendende Lehrweise hat er für uns Bedeutung. Sollte er uns schlechtweg vorbildlich sein, dann müßten wir auch den Asketen Johannes, den Mann mit dem härenen Gewande, dem ledernen Gürtel um die Lenden, ihn, dessen Speise sich auf Heuschrecken und wilden Honig beschränkte, zum Muster nehmen; dann müßten wir auf unsere heutige Festtafelloge nicht bloß, sondern auf alles, was in unseren Zusammenkünften nach Freude aussieht, verzichten. Dennoch, meine Brüder, gehört in unseren freimaurerischen Augen Johannes, um uns eines köstlichen Wortes von Luther zu bedienen, zu „Gottes Wunderleuten", zu den großen Propheten, deren Spuren in der Menschheit nicht vergehen. Das Thema der Predigt Johannis des Täufers läßt sich in einem höheren und weiteren Sinne auf die Freimaurerei anwenden, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. „Tut Buße" — dafür steht im Grundtext: „Ändert euern Sinn!" Ein Freimaurer sein heißt anderen Sinnes werden. Wie der echte Künstler sich dadurch vor den übrigen Menschen auszeichnet, daß er eine ganz andere, intimere Anschauung von den Dingen hat als sie, so soll auch der Jünger der K. K. danach streben, die Welt mit anderen Augen anzusehen, als die große Masse das tut, er soll eine höhere, reinere Welt- und Lebensanschauung gewinnen. Aber auch das Ziel, auf das Johannis mit den Worten hinweist: „Das Himmelreich ist herbeigekommen", dürfen wir uns in unserm Sinne zu eigen machen: unser Streben geht auf die Vereinigung der Menschen zu einer harmonischen Gemeinschaft. Lassen Sie uns diesem Gedanken etwas nachgehen und die Überzeugung in uns stärken: Harmonie ist unser Ziel, d. h. die Freimaurerei zielt ab

1. auf Harmonie der Welt- und Lebensanschauung,
2. auf Harmonie der Lebensverhältnisse innerhalb der Menschheit.

I.

Wir erstreben Harmonie der Weltanschauung. Von der Musik her ist bekannt, daß der Begriff der Harmonie nur durch Hinzunahme seines Gegensatzes, also der Disharmonie, zu verstehen ist, und wertvoll für unsern gegenwärtigen Zweck erscheint auch die Tatsache, daß musikalische Kunstwerke nicht aus lauter Einzelharmonien, sondern aus einer Mischung dieser mit Disharmonien bestehen, daß aber als Schlußauflösung

immer Harmonie erwartet wird. Den Weg vom Bilde zur Sache kann uns eine kurze geschichtliche Betrachtung finden lassen. Schon der altgriechische um 550 v. Chr. von Pythagoras gestiftete und nach ihm benannte Bund, der gewisse Analogien mit der Freimaurerei zeigt, hat die Lehre von einer Weltharmonie ausgebildet. Von der Mathematik ausgehend, glaubten jene Männer in den Zahlen, die ihnen als mystisch-schöpferische Urwesen galten, eine gewisse Ähnlichkeit zu bemerken mit dem, was ist und geschieht; Zahlen sind danach das Wesen aller Dinge um uns her, aus Zahlen besteht das All, sie gestalten die ganze Welt zur Harmonie; es gibt eine Harmonie der Sphären. In ethischer Hinsicht erstrebte der Bund die Herstellung leiblicher, geistiger und sittlicher Harmonie in der Menschenwelt, und dies ist es besonders, was ihn unserem Bunde ähnlich macht. Nicht viel später erhob ein Vorgänger des großen Plato — sein Name ist Heraklit der Dunkle von Ephesus — das Bild von der Harmonie zum Grundbegriff seiner Weltanschauung. Auch dieser Mann hat etwas Freimaurerisches in seiner Art, wie schon sein Ausspruch zeigt: „Ich habe mich selbst gesucht.“ Nach ihm liegt allem, was es gibt im Himmel und auf Erden, Eines zu grunde; dies Eine trennt sich und geht wieder zusammen; die fortwährende Trennung zu Gegensätzen ist der Streit, den Heraklit den Vater aller Dinge nennt; die fortwährende Wiedervereinigung des Gegensätzlichen, wie Leben und Tod, Wachen und Schlafen, Alter und Jugend, zur Einheit ist das Werden; indem das Entgegengesetzte ineinander übergeht, entsteht die schönste Harmonie, der herrlichste Einklang. Jenes All-Eine, das sich dergestalt in Gegensätzen auslebt, ist die Gottheit, das göttliche Gesetz, die Allweisheit oder Weltvernunft. Die ganze Welt ist wunderbare Harmonie und Schönheit; das Wesen Gottes und der Welt ist spielende Werde- und Lebenslust. Die mittelalterlich-scholastische Philosophie kennt den Begriff einer harmonischen Welt nicht; Gott und Welt, Geist und Natur stehen ihr in einem strengen Gegensatze, und die zweifelnde Vernunft beruhigt sich mit der Lehre, daß es eine doppelte Wahrheit gebe, eine philosophische und eine religiöse, von denen die letztere entscheidend sei. Erst der große italienische Denker Giordano Bruno (2. Hälfte des 16. Jahrhunderts), der die philosophischen Konsequenzen der Kopernikanischen Lehren zog und dafür, weil er sich nicht zum Widerruf verstand, sieben Jahre lang eingekerkert wurde und dann zu Rom den Tod auf dem Scheiterhaufen erlitt, hat als Philo-

soph und Dichter den Gedanken erneuert, daß die Welt in ihrem innersten Wesen Harmonie sei. In begeisterten Versen preist er die unendliche Welt mit ihren ungezählten Himmelskörpern als das große Ganze, in dem die Gottheit sich auswirkt; unendlich schön ist ihm dies Ganze, alle Mängel und Unvollkommenheiten sind nur Schein und verschwinden in der Schönheit des Alls; darum klagt nach ihm nur der, dessen Geist sich nicht zur Schönheit des Weltganzen zu erheben vermag. In der Weltanschauung Brunos vereinigen sich wissenschaftliche und überwissenschaftliche Momente, und Ähnliches gilt von der Philosophie eines Leibniz, dessen Lehre von der prästabilierten Harmonie sich höchstens in theologischen Kreisen zu behaupten vermochte. Überhaupt zeigt sich uns, wenn wir die späteren philosophischen Systeme eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer verfolgen, daß das Streben nach völlig harmonischer Weltauffassung sie teilweise zu Begriffsdichtungen werden läßt, daß sie damit ihren streng wissenschaftlichen Charakter einbüßen. Viel weniger aber wird die Theologie der Forderung gerecht, eine harmonische Weltanschauung zu vermitteln, die man als wissenschaftlich wahr ansehen dürfte, schon deshalb nicht, weil sie leider den übrigen Wissenschaften vielfach fremd gegenübersteht. Dennoch bleibt das Streben nach harmonischer Auffassung der Welt jedem tiefer angelegten Menschen eigen. Gibt es daher eine erhabenere Aufgabe für die Freimaurerei, die von vornherein eine Freistatt sein wollte für diejenigen, welche sich inmitten der streitenden und daher recht unharmonischen Kirche nicht wohl fühlten, gibt es eine erhabenere Aufgabe für die Freimaurerei als die, allen nach einer harmonischen Weltanschauung durstigen Seelen eine solche zu vermitteln? Wohl viele Suchende hoffen mit ihrem Eintritt in die Loge den Schleier der Maja ein wenig gelüftet zu sehen und hier die Lösung des Welträtsels zu erfahren. Wohl euch, redliche Sucher, die ihr an die rechte Tür klopft, die ihr da Eintritt begehrt, wo man Verständnis hat für euer Wahrheits- und Friedensbedürfnis! Eins soll jeder freilich von vornherein wissen: die Loge besitzt kein Antwortenheft für all die schweren Rechenaufgaben, die dem menschlichen Geiste je und je eingefallen sind, aus welchem der Lehrling die Antworten einfach abzuschreiben brauchte. Eins aber kann und will sie: dir eine Führerin sein auf dem Wege, der zu einer befriedigenden Lösung führt, sie will den Sinn für die höchsten Fragen in dir rege machen, sie will den Geist des Wahrheits s t r e b e n s pflegen und

hüten, und sie will dich sogar eine Harmonie da finden lassen, wo Religion und Philosophie es nicht mehr vermögen. Die Freimaurer sind eine Gesellschaft von Männern, die auf Grund dessen, was ihr unvoreingenommenes, suchendes Gemüt ihnen sagt, an eine höhere Harmonie der Dinge glauben, an den höheren Einklang dessen, was im Lauf der Zeiten sich entwickelt und nie vollendet wird; sie wissen mit Sokrates, daß der Mensch erst zur Einsicht seiner Unwissenheit gelangen muß, um dann aus aller Kraft der Göttin der Wahrheit zu dienen; sie fühlen sich einig in dem Bewußtsein, daß sie alle nach Wahrheit und Harmonie streben. Wer auf einer solch hohen Warte steht, daß ihm alle Erkenntnis- und Glaubensgegensätze nur Durchgangsstadien sind zu reineren Auffassungen, wer solchergestalt die künftige Harmonie gleichsam ahnend vorwegnimmt, der ist in Wahrheit ein freier Mann geworden, der überläßt das Streiten den kleinen Geistern, der fühlt verständnisvoll Schillers Ausspruch nach:

„Welche Religion ich bekenne? — Keine von allen,
Die du mir nennst. Warum keine? Aus Religion."

Der versteht nicht minder das Wort desselben Dichters:

„Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn."

Der rechte Freimaurer legt keinen übertriebenen Wert auf Formelkram, Gesetzesparagraphen und Glaubensbekenntnisse. Er nennt Gott gern den allmächtigen Baumeister der Welt; er hat aber nichts dagegen, wenn ein anderer von Gott lieber als dem „Vater" redet, und er würde sich auch nicht darüber ereifern, wenn ein Dritter im Sinne Spinozas oder Goethes eine pantheistische Gottesvorstellung an den Tag legte. Überzeugt, daß das echte Wahrheitsstreben aller Zeiten und aller Geister im Grunde auf dasselbe Ziel gerichtet ist, wird die Loge immerdar darauf bedacht sein, den Glauben an die höhere Harmonie der Wissens- und Glaubensgegensätze zu wecken und zu stärken.

Nicht minder als die Harmonie der Weltanschauung *erstreben wir den Einklang der Lebensanschauung*. Die Bezeichnungen „harmonisch" und „unharmonisch" auf das menschliche Dasein anwenden heißt ein Urteil darüber aussprechen, ob dasselbe wert oder unwert sei, gelebt zu werden. Zwei Anschauungen stehen sich hier gegenüber: der Pessimismus,

dem alles in der Welt, besonders das Menschenleben, voll Leid und Elend, also voll Disharmonien erscheint, die sich zu wenig erfreulich lösen; andererseits der Optimismus, dem sich alles in rosigen Schimmer kleidet, der nicht den schrillen Schrei des Schmerzes, sondern nur heitere Melodien und freundliche Harmonien in dem Lebenskonzert erklingen hört. Inwieweit hat der Pessimismus recht? — Die Menschheit gibt im großen kund, was Robinson im kleinen durchgemacht hat: alles, was der Mensch an Kulturgütern erwirbt, erwächst aus hartem Kampf gegen Hindernisse, welche die Natur und seinesgleichen ihm darbieten. Ist der Mensch auf höherer Kulturstufe angelangt, so wird das Einzel-Ich zu einem Kreuzungspunkte der vielfachen Beziehungen, die mit seiner Zugehörigkeit zu einer Familie, einem Stande, einem Berufe, zum gesellschaftlichen, staatlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen Leben gegeben sind. Alle diese sich verschiedentlich kreuzenden Fäden bedingen die Grundstimmung des einzelnen, und das Ergebnis ist erfahrungsmäßig kein reines, ungetrübtes Glück. Freilich besitzen wir keine Statistik darüber, ob im Leben des einzelnen wie der Welt Freude oder Leid überwiegt, und werden sie auch nicht erhalten, weil wir bei jeder Maßbestimmung in dieser Richtung die verschiedene, ganz unberechenbare Glücksempfänglichkeit der einzelnen Menschen in Anschlag bringen müßten. Mag nun aber auch dieser oder jener einzelne Mensch mehr Leid als Freude erfahren, im allgemeinen scheint doch das umgekehrte Verhältnis zu herrschen. Hätte die Menschheit im Laufe ihrer Entwickelung durchgängig den Eindruck gehabt, das Leben sei nicht lebenswert und die Hoffnung, es zu bessern, erweise sich überwiegend als trügerisch, dann wäre sie wohl schon längst in ihrer Zahl zurückgegangen und würde allmählichem Untergange verfallen. Aber das gerade Gegenteil nehmen wir wahr; auf Grund der Erfahrung spricht der Mensch: „Wenn Hoffnung nicht wär', so lebt' ich nicht mehr", und die Zahl der Verzweifelnden, durch Leid zum Selbstmord Getriebenen ist nicht so groß, daß der Pessimismus sich auf sie berufen könnte. Einem übertriebenen, einseitigen Optimismus gegenüber wird man zwar immer wieder auf Schopenhauers Philosophie des Leides verweisen müssen, die doch sicher viel Unwiderlegbares enthält, und den meisten oberflächlichen Leuten täten wenigstens vorübergehend die Seheraugen einer Kassandra not, die uns zuruft: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?" Dennoch glauben wir, daß Goethe etwas

übertrieb, wenn er gegen den Schluß seines Lebens einmal die Äußerung tat: er habe in seiner ganzen langen Laufbahn nicht volle vier Wochen reinen, ungetrübten Glückes genossen. Ein gewisses Übergewicht des Glückes scheint auf alle Fälle vorhanden zu sein; das Leid ist nur der dunkle Hintergrund, auf dem sich des Glückes freundliche Gestalt um so leuchtender abhebt; die Disharmonien in der Symphonie des Lebens lösen sich durchweg wieder in Harmonie auf.

Wir haben hiermit bereits die Stellung der Freimaurerei zum Leid des Lebens angedeutet: unser Bund vertritt zweifellos die Anschauung der Lebensbejahung; was er will und tut, beruht auf dem Glauben an die stetige Verbesserungsfähigkeit des Menschen und seiner Verhältnisse. Allerdings müssen wir auch hier streng dem Gebot dessen folgen, was die Wirklichkeit uns lehrt. In dem Maße, wie unser Verstand das Gewebe von Ursachen und Wirkungen innerhalb des Geschehens ergründet, werden wir zu der Einsicht gedrängt, daß das Leid notwendig und unvermeidlich ist. Alles Leben auf unserm Planeten, der selbst ein kleiner Weltkörper unter Millionen anderer ist, vollzieht sich unter dem Einfluß der Naturgesetze: „nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.“ Höchst verschieden hat die Mutter Natur die Länder der Erde mit Gütern ausgestattet; die Völker, ungleich an Begabung, entwickeln sich zu sehr ungleicher Höhe; auch die einzelnen Menschen bringen eine sehr verschiedene geistige Ausstattung mit auf die Welt, und die Verhältnisse, unter denen sie aufwachsen, bedingen die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit. So gibt es unzählige Faktoren, welche Disharmonie in der menschlichen Gesellschaft erzeugen und befestigen. Kaum können die Kinder auf ihren Beinchen stehen, so fangen sie auch schon Streit mit ihresgleichen an. Die unendlich zahlreichen Gegensätze des Empfindens und Strebens zeitigen auch bei uns großen Kindern immer neue Disharmonien. Selbst Menschen, von denen man sagt: „Sie verstehen einander“, bewahrt auch das Verhältnis innigster Freundschaft nicht vor Meinungsverschiedenheiten, die in Streit ausmünden. Ein jeder will die leichteste, angenehmste, lohnendste Arbeit tun, das beste und meiste genießen, möglichst weit oben stehen auf der Staffel der gesellschaftlichen Ordnung, in Wissenschaft und Kunst als der Unterrichtetste gelten, ja in sittlich-religiöser Hinsicht der Gottheit am nächsten sein. Wir müssen uns mit der Tatsache be-

scheiden, daß die Disharmonie des Geschehens, soweit sie eben naturgesetzlich begründet ist, mit zur Weltordnung gehört. Die Mißklänge, die unser Gemüt im Leben erfährt, dürfen uns aber nicht zu dem Glauben verleiten, daß überhaupt derartiges wie Weltordnung, Weltharmonie nicht existiere. Nur er, „der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn", kann wissen, warum er diese Weltordnung will und keine andere, warum er auf die Wünsche des Menschen im voraus nicht mehr Rücksicht genommen hat und ihn beständig unter dem Druck der allgemeinen Verhältnisse leiden läßt. Denen gegenüber, welche glauben, es müsse sich alles um ihre werte Person drehen, die gesamte Wirklichkeit habe nur ihren Zwecken zu dienen, darf man namentlich den großen Denker Spinoza heranziehen, wenn er sich u. a. also vernehmen läßt: „Die Dinge sind in höchster Vollkommenheit von Gott hervorgebracht worden, da sie ja aus seiner gegebenen vollkommensten Natur mit Notwendigkeit erfolgt sind . . . ; denn wenn Gott über die Natur und ihre Ordnung anders gewollt und gedacht hätte, so hätte er notwendig einen anderen Verstand, als er wirklich hat, und einen anderen Willen, als er notwendig hat." (Ethik I. 33 A. 1). Disharmonie, möchte ich daher sagen, ist nur ein menschlicher, kein absoluter Wertbegriff, der auch über den Menschen hinaus angewandt werden dürfte; die von uns als wirklich empfundene Disharmonie ist das Gebot einer höheren, menschliches Wünschen und Wollen überragenden Notwendigkeit. Folgern Sie hieraus aber nicht, meine Brüder, daß ich Sie zum Fatalismus der Mohammedaner zu bekehren beabsichtige, zu jener Weltansicht, welche sich aus der allgemeinen Notwendigkeit des Geschehens ein Ruhebett zurechtzimmert. Auch das menschliche Wünschen und Wollen ist mit eingegliedert in den allgemeinen Zusammenhang des Geschehens, und wenn wir den Drang in uns fühlen, dem Leide den Krieg zu erklären und unser Dasein harmonischer zu gestalten, wenn wir ferner die Erfahrung machen, daß uns dies bis zu einem gewissen Grade möglich ist, dann dürfen wir zuversichtlich glauben, daß auch unser geistig-persönliches Sein etwas zu bedeuten hat für die Harmonie des Weltlaufes. Mag die Vorstellung von einem leidfreien, befriedigenderen, harmonievollen Dasein auch nicht bei allen Menschen in gleich hohem Maße vorhanden sein, in der Brust der Freimaurer, die doch ganz gewiß zu den besseren Vertretern der Gattung homo sapiens gehören wollen, lebt sie und erweist sie sich wirksam: wir wollen glücklich sein und beglücken, wir sehen

in aller Disharmonie etwas, was wir zu überwinden haben; diesem Werke gilt unsere Mühe und Arbeit im Dienste der Brüder. Wir verkennen nicht die tiefe Tragik, die über allem Menschenleben waltet, wir empfinden alles Leid als wirkliches Leid; aber wir fühlen die Kraft und den Mut in uns, ihm die Stirn zu bieten, und wenn schweres, herzerschütterndes Weh unser eigenes Herz und Haus heimgesucht hat, dann mag uns der traute Kreis von Brüdern, dem wir angehören, zur Quelle neuen Mutes und frischer Kraft werden, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten. Die zuletzt ausgesprochenen Gedanken haben uns bereits zu dem zweiten Teil unserer Betrachtung hingeleitet, den wir rascher erledigen dürfen.

II.

Wir erstreben Harmonie der Lebensverhältnisse innerhalb der Menschheit.

Innerhalb des plan- und ziellos scheinenden Werdens, das die Geschichte der Menschheit zeigt, schafft der Mensch allerlei Institutionen und Lebensordnungen, die nichts anderes sind als der Ausdruck seines Strebens nach allgemeiner Harmonie der menschlichen Gesellschaft. Entgegen jenem ruchlosen Anarchismus, welcher den mühsam errungenen Kosmos der menschlichen Gesellschaft wieder zum Chaos des Naturzustandes zurückführen möchte, sehen wir in den Staaten heilsame und notwendige Verbände und sagen mit dem Dichter:

„Heil'ge Ordnung, segenreiche Himmelstochter,
Die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob: den Trieb zum Vaterlande."

Neben den Gesetzen des Staates, welche harmonieschaffend wirken, dienen die Gesetze der Sitte, jene aus Zweckmäßigkeit, Trägheit und mechanischer Gewöhnung in Umlauf gebrachten Regeln, denen das gesellschaftliche Leben unterliegt, an ihrem Teile zur Sicherung der allgemeinen notwendigen Harmonie des Lebens. Insbesondere haben auch die großen Weltreligionen des

Buddhismus, Christentums und Islam eine Vereinheitlichung der Menschheit auf dem idealen Grunde der Frömmigkeit und Sittenlehre versucht. Kaum scheint etwas mehr geeignet zu sein, die ganze Menschheit zur befriedigenden Harmonie zu führen, als der große Gedanke des Christentums, daß Gott der Vater aller Menschen ist und daß sie um deswillen untereinander Brüder sind. Leider ist diese herrliche Idee dadurch, daß die Kirche mehr und mehr den Charakter einer gesetzlichen Zwangsanstalt angenommen hat, vielfach in den Hintergrund gedrängt worden. Noch heute finden wir in unseren Gesangbüchern das alte herrliche Pfingstlied:

> „Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe, der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hast zur Einigkeit des Glaubens."

Kann dies aber mehr als ein frommer Wunsch, um nicht zu sagen eine Phrase bleiben, wenn die Kirche es nicht vermag, ihre eigenen Lehren zu den Gedankenmassen, welche der Fortschritt der wissenschaftlichen Kultur erzeugt, in ein widerspruchsloses Verhältnis zu setzen? Jeder tiefer angelegte Mensch verlangt zwar Befriedigung seiner Gemütsbedürfnisse, aber er wünscht auch eine den Verstand befriedigende Wahrheit, widerspruchslose Kongruenz zwischen der Welt des Denkens und der Tatsachen, Harmonie der einzelnen Strömungen seines Seelenlebens. Zwar können nicht alle Menschen zu gleicher Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis gebracht werden. Da man die Wahrheit nicht wie Äpfel von den Bäumen pflücken kann, sondern sie im Schweiß des Angesichts aus dunklen Tiefen hervorgraben muß, so wird sie immer nur das Erbteil weniger Auserlesener sein. Immerhin bleibt es im Interesse des höchsten Zieles der Menschheit, das wir in der Harmonie aller sehen, zu wünschen, daß die Leitenden auf jener höheren Warte der Wahrheit stehen, um durch diese die Verhältnisse harmonischer zu gestalten. Ein Blick in unsere Parlamente zeigt uns, wie wenig auch diejenigen sich oft verstehen, die sich höherer Bildung glauben rühmen zu dürfen. Wissenschaft, ein so hohes Gut sie auch im Vergleich zum Aberglauben und zur Unbildung sein mag, tut es nicht allein; bedeutsamer als die Übereinstimmung in den Köpfen ist die der Herzen. Nur dann, wenn in den Gemütern die Liebe Königin ist und sich alle ihr entgegenstehenden

Regungen unterwirft, werden die Menschen sich dem Zustand der Brüderlichkeit nähern. Es gibt ein gewisses angeborenes natürliches Mitgefühl, das den Menschen zum Menschen zieht, eine gleichsam musikalische Begabung sittlicher Art. Leider kennen wir aber auch solche, denen die Empfänglichkeit für sittliche Harmonie fast gänzlich abzugehen scheint: jene stumpfen, kalten, rohen, harten, grausamen, selbstischen, menschenfeindlichen Leute, die wie Scrooge in Dickens' Weihnachtsgeschichte nicht eine Seele ihr eigen nennen auf dem Erdenrund. Wer mit Schopenhauer die Erfahrung gemacht hat, daß die Zahl derartiger Naturen überwiegt, der kann vielleicht allen Glauben an die Menschheit verlieren, der wird geneigt sein, den Verkehr mit Menschen zu fliehen, und in Anbetracht dessen, daß „der Mensch des Menschen Wolf" sei, sich mit einer Schutzmauer zu umgeben, wie das hervorragende Geister nicht selten getan haben. Freimaurerisch scheint mir ein solches Verhalten indes nicht zu sein. Wir bezweifeln, daß die Menschen so überwiegend des Mitgefühls bar seien, wie Schopenhauer glaubt; wir bezweifeln noch mehr, daß durch Züchtung des Nietzscheschen Übermenschen, jener „blonden Bestie", durch die Heranbildung eines jenseits von Gut und Böse frech dahinschreitenden Raubtiertypus eine höhere menschliche Gesellschaft erzielt werden könnte. Mag auch viel Böses in der Welt nur durch den harten Zwang des Gesetzes und das Zuchthaus überwunden und unschädlich gemacht werden können, so ist doch die Hauptsache zu leisten durch jenes natürliche Mitgefühl, das wir Liebe nennen und das erfahrungsmäßig der Erziehung und Gewöhnung fähig ist. Ich möchte hier ein Schlagwort Nietzsches mit verändertem Sinne anwenden: „Die Nächstenliebe muß zur Fernstenliebe erweitert werden", d. h. die Eltern- und Kindesliebe, die Gatten- und Geschwisterliebe, die Freundes- und Feindesliebe, die Vaterlands- und Rassenliebe müssen sich dem Rahmen der allgemeinen Menschenliebe einfügen. Diese Tugend verstehe ich indes nicht im Sinne blinder weltbürgerlicher Schwärmerei, sondern ich meine: Menschen sollten überall, wo ihnen Menschen begegnen und wo sie mit ihnen zu tun haben, im Völkerverkehr wie im Einzelleben, zunächst mit der Vorstellung an sie herantreten, daß dieselben eben Menschen sind, vielleicht bessere als sie selbst; sie sollten sie als Menschen achten und behandeln nach dem Maß von Menschlichkeit, das dieselben tatsächlich besitzen oder das sich ihnen noch anerziehen läßt. So entspricht unser Verhalten jenem wirklich

modernen Begriff der Humanität, der durch Herder seine klassische Ausprägung erhalten hat. Herder sieht das Menschliche, individuell verkörpert, bei allen Völkern und in allen Zeiten, und die Geschichte hat nach ihm den Sinn, die allmähliche Entfaltung jener menschlichen Anlagen zu offenbaren. Die Kriege, Rassen-, National- und Sozialkämpfe, welche das 19. Jahrhundert gebracht hat, zeigen leider, daß der schöne Humanitätsbegriff Herders vielfach in Vergessenheit geraten ist. Sorgen wir dafür, meine Brüder, daß er wenigstens in der Freimaurerei fortlebe und nimmer verdunkelt werde! Lassen wir uns nicht in Fesseln schlagen von der Kirchturmsethik eines national-chauvinistischen oder engherzig-kirchlichen Zeitgeistes! Lassen Sie uns die Pflichten, die wir als Bürger des Staates, als Anhänger einer Konfession, als Angehörige eines Berufes und Standes usw. zu erfüllen haben, allewege erfüllen im Einklang mit der höchsten Menschheitsaufgabe, die da heißt: Humanität, Harmonie der menschlichen Gesellschaft, Harmonie mit dem höchsten Weltengeist! — Damit aber unser Johannisfest eine noch höhere Weihe erhalte, als es durch meinen Mund geschehen kann, beziehe ich zum Schluß jene herrlichen Worte, mit denen Schiller die Künste feiert, auf unsere K. K. und ihre Jünger und sage mit dem Dichter:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, —
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, — mit euch wird sie sich heben!
Der Loge heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie! . . .
Der frei'sten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht! . . .
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlung'nen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!

Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in e i n e n Bund der Wahrheit,
In e i n e n Strom des Lichts zurück!“

Von sittlicher Vollkommenheit.

Mit dem wieder begonnenen Arbeitsjahre heißt der Hammerschlag von Osten her uns an dieser von Ewigkeitsstimmungen erfüllten Stätte das Werk der Meister aufs neue in Angriff nehmen. Wir grüßen einander als die alten Getreuen und reichen einander die Bruderhand mit dem herzinnigen Wunsche, daß sie auch künftig nicht erlahme. Mögen wir über der Mühe, dem Leid und der Freude des bisherigen Lebens ergraut sein, mag unsere Stirn immer runzeliger werden, mögen unsere Hände zu zittern beginnen und mag das allmähliche Schwinden der Manneskraft uns immer deutlicher an das Grab erinnern, oder mögen wir die von männlichem Mut zeugende Stirn noch sonnen auf der Mittagshöhe des Schaffens und Genießens: noch ruft uns der Glockenschlag zur Pflicht, noch vernimmt unser Herz die Fragen: Seid ihr noch Freimaurer, seid ihr noch Meister? Hat eure Seele nicht aufgehört, zu dürsten nach dem Frieden, der aus der Erkenntnis und aus dem Glauben quillt? Verlangt sie nach einer Weisung und Wegzehrung auf ihrer Wanderung gen Osten? Wollt ihr nicht bloß äußerlich Meister heißen, sondern ist in euch das Bewußtsein der Verpflichtung lebendig, das dieser Ehrenname in sich schließt? — O daß uns immer durch Herz und Sinn erklänge das Wort jenes hehren Meisters von Nazareth, dessen Seelenadel weit über gemeinmenschliches Maß emporragt, der sein hohes, eine neue Weltzeit anbahnendes Sittlichkeitsideal nicht bloß gelehrt, sondern auch gelebt und mit dem Tode bestätigt hat, das freimaurerische Wort Matth. 5, 48:

„Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Es könnte zunächst als ein allzukühnes Unterfangen erscheinen, den Begriff der Vollkommenheit, der in der längst überholten Leibnizschen und Wolfschen Moralphilosophie eine grundlegende Rolle spielte, noch als für uns bedeutsam hinzustellen.

Schon Spinoza erklärte Vollkommenheit und Unvollkommenheit als bloße Denkformen, als Begriffe, die wir dadurch bilden, daß wir Individuen derselben Art oder Gattung vergleichen; nach ihm besteht die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Menschen darin, daß die Menschen sich von ihnen selbst aufgestellten Mustern nähern, an denen sie ermessen, wie weit ihre eigene Natur eine vermehrte oder verminderte Tätigkeit offenbart.* Nach Schopenhauer ist der Begriff Vollkommenheit an sich ganz leer und inhaltslos, da er eine bloße Relation bezeichnet, die erst von den Dingen, auf die sie angewandt wird, Bedeutung erhält. „Will man dabei", sagt er, „den Begriff der Menschheit zur stillschweigenden Voraussetzung machen und demnach zum Moralprinzip setzen, so sagt man damit nur: Die Menschen sollen sein, wie sie sein sollen. Den allgemeinen Begriff der Vollkommenheit als moralisches Prinzip aufzustellen ist, wie Schopenhauer in gewissen groben Randglossen über den Philosophen Garve bemerkt, eine vollkommene niaiserie (Dummheit). „Nichtsdestoweniger war dieser Begriff im 18. Jahrhundert eine kurrente Münze geworden; jeder führte ihn im Munde, so daß zuletzt ein wahrer Unfug damit getrieben wurde."** Der pantheistische Philosoph Spinoza läßt uns nach dem Gesagten die Vollkommenheit auffassen als die Beschaffenheit eines Menschen, der in der Äußerung seiner Kräfte einem aufgestellten Muster entspricht. Hiernach wird man fragen müssen: Welchem Muster? Derartiges finden wir besonders in den Religionen, zumal in der christlichen, wenn Gott selbst als der vollkommenste Geist, oder Christus als der Gottmensch, oder gewisse „heilige" Personen zu Urbildern der Sittlichkeit erhoben werden. Es darf hier gleich daran erinnert werden, daß Christus selbst dem reichen Jüngling die Zurechtweisung gibt: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott", und daß er in dem von uns erörterten Spruche sagt: „wie euer Vater vollkommen ist". Die Berechtigung der Schopenhauerschen Kritik aber wird schon durch die Etymologie des Wortes „Vollkommenheit" nahegelegt, wo-

* Vgl. Spinoza, Ethik IV. Vorwort.

** Schopenhauer, Die Welt als Wille u. Vorstellung (Recl.) I. 542 f. Vgl. hierzu Baron C. v. Brockdorff, Schopenhauer u. d. wissensch. Philosopie (Vierteljahrsschrift f. wiss. Philosophie, 1904, S. 71 f.). Wir möchten bei dieser Gelegenheit die philosophisch interessierten Leser auf von Brockdorffs Schriften, bes. auf seine „Philosophischen Anfangsgründe der Psychologie", Hildesheim 1905, als auf solche aufmerksam machen, die zu dem Tiefgründigsten gehören, was die Gegenwart auf philosophischem Gebiete aufzuweisen hat.

nach es sich um ein „Kommen zum Vollen“ handelt. Man könnte also an ein Gefäß denken, das mehr oder weniger Inhalt hat, und es fragte sich bloß: Welchen Inhalt? Oder man dürfte sich das Bild einer ausgewachsenen Pflanze machen, und es bliebe nur zu fragen, ob von einem Moospflänzchen oder einem Riesenbaume. Daß nun der von Christus geforderten Vollkommenheit nicht die Inhaltsleere eigen ist, die Schopenhauer mit Recht tadelt, wird klar, wenn man erwägt, daß jene Forderung in dem ganz bestimmten Zusammenhange auftritt, wo von der Nächstenliebe die Rede ist, die Jesus zur Feindesliebe erweitert wissen will, so daß unser Spruch die Fassung gewinnt: Ihr sollt vollkommen sein in der Liebe, wie es euer Vater im Himmel ist. So verstanden aber hat das Wort für die Freimaurerei überhaupt und für jeden ihrer Jünger grundlegende und wegweisende Bedeutung.

In der Bergpredigt, dem Gesetzbuch des Neuen Bundes, aus dem jener Ausspruch entnommen ist, knüpft der Meister die von ihm gegebenen ethischen Vorschriften an die Sittenregeln an, die seinem Volke von der Vorzeit überliefert worden waren und von diesem nur allzu äußerlich in Ehren gehalten wurden; er verlangt: Eure Gerechtigkeit d. i. eure Gesetzeserfüllung sei besser als die der Schriftgelehrten und Pharisäer.“ In Jesu Augen ist das bisherige gesetzliche Tun und Gebrauchtum ein bloß Äußerliches; er zeigt den tieferen Sinn jedes Gebotes, er dringt auf die rechte Gesinnung und auf das ihr entsprechende rechte Handeln. Man soll jedwede mechanische, nach Schriftgelehrtenart wägende und rechnende Vorstellung vom Guten aufgeben und es als eine rein geistige Größe ansehen lernen, als etwas, was nur in stetem Gefühlsverfeinerungsprozeß annähernd zu erreichen ist. Demgemäß vertieft Jesus vor allem den Sinn des Gebotes der Nächstenliebe. Hinweisend auf den Gott, der in seiner Liebe nicht einseitig und engherzig, sondern allumfassend ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte, führt er hinaus über die beschränkt-jüdische Auffassung jener Grundtugend: „Wenn ihr liebet, die euch lieben, was habt ihr für einen Lohn? Tun nicht die Zöllner dasselbe? Und wenn ihr nur eure Brüder begrüßet, was tut ihr Besonderes? Tun nicht die Heiden dasselbe?“ Wenn bereits bei einem Sokrates und einzelnen stoischen Philosophen Ähnliches verfochten wird, so liegt nicht der mindeste Anlaß vor, den Ruhm Christi als des Begründers der wahren Sittlichkeit um deswillen zu verkleinern; wir

wissen nichts davon, daß er bei jenen in die Schule gegangen wäre; wir wissen nur, wie machtvoll er den von ihm intensiv und extensiv erweiterten Begriff der Nächstenliebe vertreten hat durch Lehre und Beispiel. Die ethische Auffassung, die Christus hiermit predigt, hat vollauf die strenge Konsequenz, die 1800 Jahre später Kant als Moralphilosoph befolgt; sie nimmt auch Nietzsches „Fernstenliebe" vorweg und läßt in uns bei inniger Versenkung in sie den Eindruck zurück, daß ein höherer Sittlichkeitsbegriff überhaupt nicht gefunden werden könne, daß sie daher für alle Geschlechter und Zeiten Geltung zu beanspruchen habe. Die Forderung sittlicher „Vollkommenheit" erscheint keiner Steigerung fähig, der in ihr liegende Begriff des Sittlichen kann nicht zu eng werden oder veralten wie ein verbrauchtes Gewand. Sie ist völlig auf der Höhe, auf die uns das 19. Jahrhundert mit dem von ihm geprägten, zu allgemeiner Beherrschung des Geisteslebens gelangten Begriff der „Entwicklung" gestellt hat. Die Sittlichkeit im Sinne Christi ist ein Baum, dessen Wurzeln als Gesinnung in die Tiefe des Menschenherzens hinabreichen, dessen Stamm geradlinig und fest das Wesen der Persönlichkeit und des Charakters ausprägt und dessen weitschattige Krone bis zu den Grenzen der Menschheit reicht. Vollkommenheit in der Liebe drückt das sittliche Ideal aus in seiner quantitativen und qualitativen Absolutheit; es liegt darin aber zugleich der Hinweis auf die der Verwirklichung des Sittlichen durch die Menschennatur gezogenen Grenzen, auf die zeitliche und individuelle Relativität des ausgeübten Guten. Vollkommen sein heißt „zum Vollen kommen" innerhalb der durch das individuelle Können und Vermögen vorgezeichneten Schranken. Wir verstehen hiernach den auf den ersten Blick befremdlichen Vergleich: „wie euer Vater im Himmel vollkommen ist". Gott ist in seiner Art vollkommen; seine Werke sind der völlige und genaue Ausdruck seines Denkens und Wollens. Wenn die heilige Schrift sagt: „Wer hat des Herrn Sinn erkannt und wer ist sein Ratgeber gewesen?" so finden wir dies durch Spinoza auf einen philosophischen Ausdruck gebracht.* Nach den Ausführungen dieses Weisen wäre es ein höchst kindisches Unterfangen, eine blöde Narrheit, wollten wir das höchste Denken und Wollen meistern; wir haben gar kein Recht zu sagen, die Welt sei im einzelnen und im ganzen höchst zweckmäßig und Gott sei deswegen zu

* Vgl. Spinoza, Ethik I. Anhang.

loben; sein Tun und Lassen ist über jedes menschliche Urteil, über jeden irdischen Gerichtshof erhaben, es steht jenseit von gut und böse im menschlichen Sinn, es ist, wie es ist, ewig vollkommen. Die göttliche Majestät steht unter keinem andern Gesetz als dem in der göttlichen Natur liegenden Sollen. So entspricht nun auch der Mensch dem Begriff der Vollkommenheit, wenn er den in seiner Natur und für sie vorhandenen Gesetzen folgt, wenn er das Gute, die Menschenliebe ausübt, soweit er kann, weshalb an jener anderen Stelle (Matth. 21, 37 ff.) die Liebe zu Gott als identisch mit der Nächstenliebe auch die nachdrückliche Bestimmung hat: „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften". Die in der Natur der Menschen und für sie vorhandenen Regeln sind nicht derart, daß er dadurch zu einem völlig automatisch handelnden Wesen würde; er hat einen Spielraum für seine Entschließungen, eine gewisse Freiheit des Wollens. Er erkennt und fühlt eine sittliche Verpflichtung, ein Sollen; sein Bewußtsein sagt ihm: das Handeln kann richtig oder verkehrt, des Lobes wert oder unwert sein. In dieser inneren, sich in Zustimmung oder Widerspruch äußernden Stimme, dem Gewissen, glauben wir die von Gott dem Menschengeist eingepflanzte Regel des Verhaltens zu vernehmen. Indem wir das so mit einer gewissen Stetigkeit übereinstimmend beurteilte Handeln begrifflich fassen, in der Art durch Begriffe denken, wie es schon ein Sokrates erstrebte, gelangen wir zu Bezeichnungen wie Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit usw. oder zu den gegenteiligen Benennungen. Religionsstifter, Staatslenker und Philosophen haben die Aussprüche des sittlichen Bewußtseins ihrer Zeit wohl in die Form von Sittengesetzen gebracht; es erschien ihnen erforderlich, daß man der Mehrzahl der Menschen das Sittengesetz paragraphenmäßig schwarz auf weiß gäbe oder auf steinerne Tafeln schriebe. In dem Maße aber, wie das Denken des Menschen sich entwickelt und ihn innerlich befreit, gelangt er zu der Überzeugung: Niemand, er sei, wer er wolle, hat das Recht, mir mein Handeln buchstäblich vorzuschreiben, ich bin mir selbst Gesetz, oder vielmehr der Gott in mir ist mein höchster Richter. Auf diesem Standpunkt sehen wir Christus, wenn er den Nachweis seiner Vollmacht als Prophet ablehnt (Matth. 21, 23 ff.), oder einen Paulus, wenn er von den Heiden sagt, Gott habe ihnen das Gesetz ins Herz geschrieben (Röm. 1, 14 f.), wenn er den steinernen Tafeln des Moses die fleischernen Tafeln des Herzens gegenüberstellt und den Geist höher schätzt

als den Buchstaben des Gesetzes (2. Kor. 3, 3 ff.), oder einen Luther, wenn er zu Worms vor Kaiser und Reich sich auf das Gewissen beruft und wenn er in seiner köstlichen Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen das schöne Paradoxon gebraucht: „Ein Christ ist ein Herr aller Dinge und niemand untertan; ein Christ ist ein Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“ Nur insofern das, was geschriebene oder mündlich überlieferte Gesetze fordern, vor dem innern Gerichtshof des Gewissens und des unverdorbenen Herzens besteht, kann es auf unsern Gehorsam Anspruch machen. Was im Laufe der Zeiten und durch die Anerkennung vieler, wenn auch unter dem Einfluß der Besten zum Range von göttlichen Sittengesetzen gelangt ist, erscheint nicht selten widerspruchsvoll und bedarf der stets erneuten Nachprüfung, entsprechend dem Worte Rückerts:

„Dir paßt nicht, was ein anderer für sich erfuhr;
Du mußt es wieder für dich selbst erfahren.“

Das sittliche Sein muß von dem einzelnen erarbeitet und erkämpft werden. Es gibt keine für alle einzelnen Fälle zugeschnittene Verhaltungsmaßregeln; aus der Gesinnung des Herzens heraus muß allemal das Urteil von neuem gefällt werden. Die Befähigung unsers Gemütes hierzu, der moralische Takt, ist nicht immer davon abhängig, daß wir gelehrt, klug und hochgebildet sind, sondern es gilt in bezug auf die Fähigkeit des Menschen zur Tugend Schillers Wort:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Dennoch geziemt es dem freien Manne, wie der Freimaurer es sein will, mit Bewußtsein gut zu sein, und darum erstrebt die Loge als eine rechte Erziehungsschule, die naive Sittlichkeit in dem einzelnen zur bewußten zu erheben. Sie verschmäht dabei die von den Jesuitenschulen befolgte Methode, ihren Zöglingen einen bis ins einzelne ausgearbeiteten Sittenkodex in die Hand zu geben; sie gründet die Hoffnung ihres Erfolges nicht auf ein Straf- und Belohnungssystem, nicht auf eine kleinliche Überwachung der unteren Grade durch die oberen, sondern sie befolgt das dem Protestantismus eigene Freiheitsprinzip. Andernfalls wäre sie eine Loge für Sklavenseelen, nicht für freie Männer; andernfalls erzielte sie eine bloß angelernte Sittlichkeit und keine solche, an der des Herzens freie Neigung Anteil hätte. Die sittliche Vollkommenheit ist nicht

dort vorhanden, wo man nach Art jüdischer Schriftgelehrten die Sittenregeln am besten im Gedächtnis hat und den Schein erstrebt, als ob man danach handele, sondern wo man „von ganzem Herzen", mit voller Gesinnung in allen Fällen das Gute bejaht und das Böse verneint. Was aber ist nun das Gute? Nichts anderes denn die Nächstenliebe als die alles praktische Verhalten gegen den Mitmenschen bestimmende und erfüllende Gesinnung, unseren Kräften und Verhältnissen gemäß diejenige Förderung der menschlichen Wohlfahrt herbeiführen zu helfen, zu welcher uns der gegebene Augenblick Gelegenheit und Veranlassung gibt. Der Hinweis auf die Forderung sittlicher Vollkommenheit macht insbesondere den Meisternamen zum verpflichtenden Symbol, indem er uns gemahnt, den Sinn des Lebens immer tiefer zu erfassen und „am Reißbrett sitzend" den Plan unsers Lebens selbständig aufzuzeichnen, so daß alle unsere Handlungen aus der Einheit der charaktervollen Persönlichkeit hervorgehen, daß wir „im innern Herzen spüren, was wir erschaffen mit unserer Hand". So erleben wir, was Paulus als „ein köstlich Ding" rühmt, „daß das Herz fest werde"; während der Baum unsers besseren Menschen grünt, wächst und gedeiht, fallen die dürren Zweige ab, schneiden wir die wilden, unnützen Sprossen unsers Wesens hinweg.

Über das Wachstum des Guten in uns und um uns Freude empfinden heißt nun freilich nicht, daß wir uns auf die erlangte größere Vollkommenheit etwas einbilden dürften. Dem oft strauchelnden Kinde gleichend, wissen wir, wieviel uns noch zu tun übrig bleibt. Gerade der Freimaurermeister soll das Wort Christi verstehen: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte." Es ist auf sittlichem Gebiete nicht anders als da, wo es sich um wissenschaftliche, künstlerische oder technische Leistungen handelt: die wahrhaft Großen pflegen in dem Grade, wie sie immer strebend sich bemühen und ihr endliches Werk an dem ihnen vorschwebenden Ideal prüfen, auch bescheiden zu sein. Das bloß äußerliche, sich im stillen mit der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit tröstende Bekenntnis: „Wir sind alle arme Sünder!" tut es nicht. Demut, dem ursprünglichen Wortsinn nach gleichbedeutend mit „Knechtssinn", ist erst dann eine preiswürdige Tugend, wenn sie sich dem Mut gesellt, der etwas leisten kann und will. Die Freimaurerei bedeutet den Ausgleich zwischen zwei Übertreibungen, zwischen der den jüdischen Pharisäern eigenen, sich brüstenden Selbstgerechtig-

keit und der als eine Verirrung des christlichen Denkens erscheinenden mönchischen Demut, die kein anderes Handeln kennt, als im Sack und in der Asche um ihr Sündenelend zu jammern. Wir vernehmen alltäglich den Gottesruf: Du sollst, denn du kannst! Sagt uns dann die tägliche Erfahrung nicht minder: Nicht jeder kann alles, was andere können und was sie besser können als wir, nicht jeder tut allewege, was er könnte und sollte, dann werden wir unser Kraftgefühl auch gern durch die Tugend der Bescheidenheit dämpfen lassen. Es ist der Tod des brüderlichen Umganges, wenn jemand in dem Mitmenschen nicht den mitstrebenden Genossen erblickt, der sich ebenfalls um das Beste bemüht, der gleich uns am Bau der sittlichen Menschheit arbeitet. Daß wir bei aller Ungleichheit in der Verteilung der Gaben und Stellungen innerhalb des uns zugewiesenen Kreises Gutes wollen und leisten können, das gibt uns die Gleichheit vor der höchsten Weltinstanz, das verleiht jedem seine Würde und sein Recht als Bruder. Von hier aus wird uns begreiflich, warum wir auf die Frage: „Sind Sie ein Freimaurermeister?“ in der bekannten Art zu antworten haben; das Urteil unserer Mitbrüder entscheidet über die Zensur, die wir in der Freimaurerschule erhalten. Ehren wollen wir vor allem aber diejenigen großen und edlen Seelen, die je und je als Meister mit oder ohne Schurz der Menschheit dienten, ohne sich dienen zu lassen, die jene symbolische Handlung des Fußwaschens, durch die der nazarenische Meister seinen Jüngern ein großes Beispiel geben wollte, in ihrem tiefsten Sinn erfaßten und auch beim Bewußtsein höchster Leistungen mit Paulus bekannten: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei.“ Immer wieder führe uns an diese Stätte edelsten, beseligenden Strebens die Erinnerung an das Dichterwort Rückerts:

„Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
So lang er das nicht ist, wird nicht sein Friede voll.“

Das Rätsel des Todes und seine Lösungen.

„Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches glaub' ich mir fremd." Dies Wort des römischen Lustspieldichters Terenz ist, in seinem edelsten Sinne genommen, ein völlig angemessener und erschöpfender Ausdruck für frmr. Denken und Handeln. Auch durch unsere heutige Trauerloge, in der wir der im letzten Jahre abgeschiedenen Br. gedenken, bewahrheiten wir jenen Ausspruch. Was wir vorhin gehört haben, waren wohlverdiente, von echt menschlicher Teilnahme und aufrichtiger Bruderliebe geforderte Abschiedsgrüße an diejenigen, die lange schöne Jahre sich mit uns zur Kette vereinigten und, begeistert für das Himmelslicht, beseelt von dem Verlangen nach reinerm, idealem Lebensgehalt, gleich uns am Bau der besseren Menschheit arbeiteten. Liebe, Dankbarkeit und Verehrung gaben ihnen das Geleit zum ewigen Osten, und auch ihre frmr. Werke folgen ihnen nach. Neben ihnen aber, deren Persönlichkeit und Wirksamkeit wie ein frisch gemaltes Bild mit hellem Farbenglanz in unserer Seele weiterlebt, sehen wir den langen Zug von treuen abgeschiedenen Brn. auf dem weiten Erdenrund im Geiste an uns vorüberschreiten, und in stiller Ehrfurcht grüßen wir die Unbekannten als uns vollauf bekannt. Und sollten wir, da uns doch nichts Menschliches fremd bleibt, in unsere Totengedenkfeier nicht auch alle diejenigen einschließen, mit denen uns, wenn nicht das Streben nach dem höchsten Licht, so doch der Umstand verband, daß sie gleichzeitig mit uns atmeten im goldenen Licht? Die hohe Zinne, von der herab wir Frmr. das bunte Schauspiel der Welt betrachten, gestattet uns, so weit hinter die Kulissen zu sehen, daß die Unterschiede, die Volkstum, Glaube, Stand, Beruf, Alter, Geschlecht, Besitz und Bildung inmitten der Menschheit aufrichten, zurücktreten müssen vor der Überzeugung, daß vor dem Höchsten alle Menschen eben nur Menschen sind, Staub vom Staub geboren, aber doch göttlichen Geschlechts! Bei dem mittelalterlichen Dichter, den wir nur unter dem Namen Frei-

dank kennen und dessen Werk „Bescheidenheit“ vielen frühern Geschlechtern als Führer zur Lebensweisheit gedient hat, ist der Spruch zu lesen:

So sprechen, die da sind begraben,
Zu den Greisen, zu den Knaben:
„Was ihr seid, das waren wir,
Was wir sind, das werdet ihr.“

So erweitert sich denn das Gedächtnis der Toten uns, die wir als Frmr. nach einer befriedigenden Formel für den Inhalt des Seins und den Wert des Menschenlebens suchen, zu einer ernsten Betrachtung des Todes überhaupt, zum Nachdenken über das große Rätsel des Todes, wodurch das Rätsel unsers Daseins nur um so deutlicher zum Bewußtsein kommt, aber auch die Bedingungen und Ursachen des Daseinswertes so weit wie möglich ins Licht gestellt werden.

Was ist der Tod? Ist er ein selig-süßes oder ein schmerzvoll-bitteres Vonhinnengehn? Bedeutet er die völlige Vernichtung oder den Übergang zu einem andersartigen, sei es höhern, sei es niedern Sein? — So oft wir eine Todesnachricht lesen oder einen Leichenwagen sehen, so oft wir die Gräber erblicken und die Kreuze darauf „mit dem wehenden Totenkranz“, so oft legt sich uns auch diese Sphinxfrage vor, und wir sehen zahlreiche Hieroglyphen, zu denen uns der Schlüssel fehlt. Allein die Erfahrung sagt uns doch manches, und wer bisher so gottbegnadet durch das Leben gewandelt ist, daß er nicht den Verlust eines seiner liebsten Menschen zu beklagen gehabt hat, der mag sich Kunde holen von demjenigen, der die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß und am Totenbett der Seinen die himmlischen Mächte kennen gelernt hat; er mag die Dichter, Maler und Bildhauer fragen und dem vieltausendstimmigen Chor ihrer Werke die Antwort entnehmen. Freilich, nicht immer dasselbe Antlitz zeigt der Tod. Als furchtbarer Schreckensherrscher läßt er sein Zepter walten, wenn er mit dem Feuer donnernder Geschütze über das Schlachtfeld jagt, wenn er mit Sturmgeheul die Schiffsinsassen auf hoher See ereilt oder wenn Pest, Cholera und andere Seuchen als seine Herolde in die großen Städte einziehen. Derartiges zeigt uns ein ergreifendes Gemälde von Alfred Rethel, das die Unterschrift trägt: Der Tod als Würger. Wir erblicken eine mittelalterliche Karnevalszene: Gerüste, ringsum mit bunten Stoffen bekleidet, an einem Pfahl das Narrenwappen: Kappe und Pritsche. Aber die

Freude hat plötzlich ein Ende erreicht: dort fliehen die Spielleute mit den Instrumenten unterm Arm; ein anderer, seltsamer Spielmann ist erschienen: hier steht er im Vordergrund mit dem grinsenden Schädel, aus seinem härenen Gewande greifen knochige Arme hervor, mit einem Knochen fiedelt er auf einem andern Knochen zum furchtbaren Tanz. Dort liegt ein Paar, das eben noch lustig tanzte, hingestreckt am Boden, und hinter ihren halb herabgezogenen Masken blicken die vom Todeskrampf verzerrten Gesichtszüge hervor. Weiter zurück sitzt eine unheimliche Weibsgestalt, starr wie eine Mumie, die Geißel in den Händen, und näher dem Vordergrund liegt herabgestürzt der Schalksnarr, der sie als Maske zu necken gedachte. Die Cholera ist ausgebrochen: der Tod als Würger! — Wiederholt sich, was hier als selteneres Ereignis des großen Lebens dargestellt wird, nicht alltäglich in den kleinen Verhältnissen der Familie, indem jener größte Feind des Menschen die innigsten Bande zerreißt, das reinste Glück zerstört? Ja, in der Tat, der Tod ist der große Tragödiendichter, dessen Stücke nicht Bilder, sondern Wirklichkeit sind mit aller Wirkung von Mitleid und Furcht, die man von einem Trauerspiel erwartet. — Und nun ein Gegenstück zu dem erwähnten Bilde Rethels, ebenfalls von seiner Meisterhand gemalt; es heißt: „Der Tod als Freund". Wir schauen in das Turmgemach eines gotischen Gotteshauses, durch dessen geöffnetes Fenster die in der Ferne aufsteigende Frühlingssonne ihre hellen Strahlen sendet. Ein Vögelchen sitzt am Fensterrand und lugt herein, als ob es sich wunderte über das, was hier vorgegangen ist. Der altersgraue Türmer sitzt im Lehnstuhl und hat soeben den Schlaf begonnen, von dem es kein Erwachen gibt; in gewohnter Weise gedachte er die Glocken zu läuten; da kam ein fremder Mann die Turmstiegen herauf, legte den Hut ab und die Palmen aus der Hand, nahm dem Alten den Strick aus der Hand und läutete ihm selbst die Sterbeglocke. Vielleicht gibt es in der ganzen deutschen Kunst keine Darstellung, die den Tod so ergreifend als Friedensbringer zeichnete. Der Knochenmann hat hier gar nichts Grimmiges in Miene und Gebaren, und das Anschauen dieses Bildes kann auf jeden, der von des Lebens Leid darnieder gebeugt ist, nur von der gleichen Wirkung sein, wie sie der Gläubige aus den trostreichsten Sprüchen des Bibelbuches empfängt, — so sehr scheint das gräßliche Gerippe die Züge jenes Friedensengels angenommen zu haben, den Lessing als sinnbildliche Darstellung des Todes bevorzugt wissen wollte.

Aber nicht alle Menschen sind zu künstlerischer Betrachtung geneigt und befähigt, manche wollen eine realistischere Beantwortung der Frage: Was ist der Tod? Es gibt abgebrühte, abgehärtete Gemüter, die bei der Erinnerung an den Tod nicht viel mehr denken und fühlen als der Logiker, wenn er das seit alten Zeiten in seiner Wissenschaft gebrauchte Beispiel eines gewöhnlichen Schlusses anwendet: Alle Menschen sind sterblich — Cajus ist ein Mensch — folglich ist Cajus sterblich. Allein nun setze ein solcher statt Cajus einmal seinen eigenen Namen und mache sich klar, was der Satz bedeutet, dann spricht das trockene Beispiel vielleicht doch mit Donnerstimme zu seiner Seele. Sein oder Nichtsein — das ist hier die Frage. Kein Trieb der Menschen ist stärker als der Selbsterhaltungstrieb, und wenn ein Mensch seinem Leben gewaltsam ein Ende bereitet, so wird die tiefere Einsicht nicht verkennen, daß nur die Überzeugung von der völligen Wertlosigkeit des eigenen Daseins zu einem derartigen heroisch-tragischen Entschluß führen konnte, weshalb wir einen solchen Menschen auch mehr bewundern oder bemitleiden, als verurteilen. In der Regel gilt das Leben als der Güter höchstes, und es ist nur zu natürlich, daß wir den Feind, der uns des Genusses der Früchte vom Baume des Lebens berauben will, verabscheuen, fürchten und hassen. Der nüchterne Wirklichkeitsblick vermag im Tode nichts als Vernichtung zu erkennen. Wenn ein Mensch stirbt, so zerfällt der kunstvoll gefügte Bau seines organischen Wesens in Trümmer; Atem und Blutumlauf stehen still, der wunderbare Lebensstrom in den Sinnes- und Bewegungsnerven wird unterbrochen, das Auge sieht, das Ohr hört nicht mehr, die Außenwelt spricht nicht mehr zur Innenwelt, kein innerer Antrieb zu Bewegung und Handlung ist noch zu verspüren. Über ein kleines erfüllt sich das Wort, das den Vorgang gewiß nur verblümt ausdrückt: „Du bist Erde und wirst zu Erde werden", und dieselben Urbestandteile, aus denen der Menschenleib, das herrlichste Gebilde unsers Planeten, sich aufbaute, helfen andere Naturschöpfungen erzeugen. Unter solchen Umständen erscheint es begreiflich, daß es Leute gibt, die dem englischen Feldherrn Talbot in Schillers „Jungfrau von Orleans" zustimmen, wenn er bei seinem Abschied folgende Betrachtung über den Tod anstellt:

„Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt,

Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende, und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert."

Ist der Tod, wie diese Ansicht will, wirklich das dumpfe, trostlose Nein zu dem tausendstimmigen, hoffnungsfreudigen Ja des Lebens? Wir wissen: seit den ältesten Zeiten und in allen Zonen hat der Selbsterhaltungstrieb im Bunde mit dem frommen Gemüt zu einer andern Lösung des Rätsels getrieben. Die Welt, die man kannte, war beschränkt, und die kühne Seglerin Phantasie hatte Raum genug und fand leicht den Eingang zum Scheol, zum Hades, zum Elysium, zur Walhalla, zu Himmel und Hölle und wie die erträumten Schauplätze der persönlichen Fortdauer heißen mögen. Was das Herz sich wünschte, der Sinn begehrte, aber nicht oder nur ungenügend auf der Erde erlangte, dort mußte es zu finden sein. So war es bereits im mythischen Zeitalter: alle Mythologie beruht, wie die heutige Mythenforschung lehrt, auf dem Seelenglauben d. h. auf der Annahme, daß die in Hauch und Atem erscheinende Seele beim Tode aus dem Leibe entweiche und irgendwo und irgendwie in der Natur fortlebe; daher die Totenverehrung bei vielen Naturvölkern. Aber auch bei den meisten geschichtlichen Religionen ist der Glaube an die Fortdauer ein Grundpfeiler der Frömmigkeit. Im Judentum freilich hat sich der Unsterblichkeitsgedanke, wie die neuere Kritik des Alten Testaments beweist, erst spät und zwar unter dem Einfluß der Messiasvorstellung und der griechischen Philosophie entwickelt. Für die Tatsache des Todes gewinnt die jüdische Religion und ihre Fortsetzung, das Christentum, die Erklärung, daß sie eine Folge des Sündenfalls und der allgemeinen Sündhaftigkeit sei. Der Hauptinhalt der Paulinischen Theologie ist: Christus hat der Sünde und dem Tode die Macht genommen, und auf Grund dessen, daß Christus selbst von den Toten erstanden ist, bekennt der Gläubige: „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben."

Die genauere Erörterung dieser Glaubensvorstellung muß hier unterbleiben; jedenfalls konnten derartige Formeln tiefer angelegten Menschen nur so lange genügen, als das Welt- und Natur-

wissen noch mittelalterlich beschränkt und als das Denken noch nicht kritisch geworden war. Mit dem Zeitpunkte, wo ein Kopernikus seine heliocentrische Lehre begründete, wurde die Erde aus ihrer Stellung als Mittelpunkt der Welt verdrängt, der bis dahin angenommene Gegensatz von Himmel und Erde, von Jenseits und Diesseits verschwand, Menschendasein und Menschenschicksal büßten auf einmal die ungeheure Wichtigkeit ein, die sie bis dahin gehabt hatten. Welch' eine gewaltige Umwälzung die neue Weltansicht auch in der Lebens- und Glaubensanschauung bedeutete, das zeigt am besten das Beispiel des großen italienischen Denkers und Dichters Giordano Bruno, des Begründers der Lehre von einer unendlichen Welt und von der Einheit von Gott und Natur. Er sieht den Raum als unermeßlich an, von unzähligen Sonnen durcheilt, deren jede wieder von Wandelsternen umkreist wird; auf jedem der zahllosen Planeten entwickeln sich Naturwesen in unendlicher Mannigfaltigkeit. Überall sind wir nach Bruno im Himmel, und der Himmel ist in uns. Die schaffende Natur ist Gott in den Dingen. „Wir suchen Gott", sagt der Verehrer des Unendlichen, wie Bruno sich selbst nennt, „in dem unveränderlichen, unbeugsamen Naturgesetz, in der ehrfurchtsvollen Stimmung eines nach diesem Gesetz sich richtenden Gemütes; wir suchen ihn im Glanz der Sonne, in der Schönheit der Dinge, die aus dem Schoße dieser unserer Mutter Erde hervorbrechen, in dem wahren Abglanz seines Wesens, dem Anblick der unzähligen Gestirne, die in dem unermeßlichen Raume des einen Himmels leuchten, leben, fühlen, denken und dem Allgütigen, All-Einen und Höchsten lobsingen." Einer derartigen Form der Frömmigkeit vermochte die herrschende katholische Kirche des 16. Jahrhunderts weder Recht noch Raum zuzugestehen; der Ketzer war seiner Zeit zu weit vorangeeilt, der Ikarusflug seines Denkens brachte ihm siebenjährige Kerkerhaft und, als auch diese ihn nicht mürbe machte, den Flammentod, wie sein dichterisches Gemüt ahnend, aber ohne Furcht vorausgesehn. In einer seiner Dichtungen hatte Bruno gesungen:

„Laß die Ruder dem starken Besieger, und wehre
Dem Ende nicht,
Stillen Sinnes erwarte den Tod;
Er schließt dir die Augen, daß sie ihn nicht erblicken."

Und nun hören Sie auch noch eine Stelle aus Brunos Schrift: „Von dem Unendlichen, dem All und den Welten", die recht eigentlich

den Schlüssel enthält für die mannhafte Bewährung seiner Lehre: „Dies ist die Philosophie, die die Sinne auftut, den Geist befriedigt, den Verstand erweitert und den Menschen zur wahren Glückseligkeit zurückführt, soweit er derselben überhaupt als Mensch und in solcher Zusammensetzung fähig ist, die ihn von der unruhigen Sorge um Vergnügungen und Lüste und vom dumpfen Gefühl des Schmerzes befreit, ihn des gegenwärtigen Guten sich erfreuen und von der Zukunft ebensowenig fürchten wie hoffen läßt, da die Vorsehung oder das Fatum oder Schicksal, das über den Wechsel unsers individuellen Daseins verfügt, nicht will und nicht gestattet, daß wir von dem einen mehr wissen als von dem andern. Mag uns das auch auf den ersten Blick und beim ersten Begegnen Zweifel und Verwirrung verursachen, so werden wir doch, wenn wir das Sein und Wesen dessen tiefer erwägen, in dem wir unwandelbar sind, finden, daß es nicht nur für uns, sondern überhaupt für keine wahre Substanz einen Tod gibt, daß im wahren Sinne nichts vergeht, sondern daß jegliches durch den unendlichen Raum dahinwallend nur sein Angesicht ändert. Und da wir allesamt Kinder sind eines besten Vaters, so dürfen wir nichts anderes wertschätzen, hoffen und glauben, ausgenommen dies: daß alles, wie es vom Guten stammt, so auch gut ist und durch Gutes zum Guten geführt wird, wovon nur dem manchmal das Gegenteil erscheint, der nichts erkennt als die Gegenwart.“ Was dieser pantheistische Philosoph, von dem sich, um nur einen seiner großen Jünger zu nennen, Goethe stark beeinflußt zeigt, über Tod und Fortleben sagt, bildet ein wohlgefügtes Stück seines Gesamtdenkens, und es ist begreiflich, daß in den übrigen philosophischen Systemen der Neuzeit die Ansichten über die Unsterblichkeit je nach dem Gesamtgefüge des betreffenden Gedankengebäudes eine verschiedene Begründung und Stellung haben. Wir können darauf nicht näher eingehen und halten nur das Ergebnis fest, daß es große Denker gegeben hat, die ein Jenseits geglaubt, andere, die ein solches geleugnet haben. Als Vertreter der ersteren Richtung sind außer Bruno Männer wie Galilei, Spinoza, Kant, Fechner, Lotze zu nennen; der hervorragendste Anhänger der letzteren ist der große englische Denker Hume, der Vater des heutigen Positivismus, d. h. derjenigen philosophischen Richtung, die als Wahrheit nur das gelten läßt, was sich wirklich erfahrungsmäßig und durch genaue naturwissenschaftlich-mathematische Beweisführung ausmachen läßt. Ein weiteres Ergebnis der Jenseitsphilosophie der Vergangen-

heit scheint mir dies zu sein: Wo der Philosoph anfängt, die Unsterblichkeit beweisen zu wollen, hört er gewöhnlich auf, ein strenger Denker zu sein im Sinne der letztgenannten positivistischen Meinung, und wo er sie leugnet, wie letztere es tut, verzichtet er darauf, den Forderungen des menschlichen Gemütes gerecht zu werden. Demnach scheint der ganze Streit letztlich darin begründet zu sein, daß bei dem einen Menschen der Verstand mächtiger ist als Gefühl und Einbildungskraft, bei dem andern diese Kräfte den Verstand bemeistern. Man möchte daher geradezu nach einem gewissermaßen überphilosophischen Schiedsgerichte rufen, das zu entscheiden hätte, wer im Reich der Welt- und Lebensanschauung König sein solle, ob der Verstand oder das Gefühl. Es muß der geschichtlichen Entwicklung überlassen bleiben, wie die Entscheidung einmal ausfällt.

Um nun die Stellung zu kennzeichnen, die die Frmrei. angesichts dieser großen Gegensätze den letzten Fragen gegenüber einzunehmen haben wird, gestatten Sie mir eine kurze Ausführung allgemeinerer Art. Das zu Anfang erwähnte: „Nichts Menschliches ist uns fremd", m. a. W., der Humanitätsgedanke in jenem Herderschen Sinne, wonach alle edlen menschlichen Kräfte in der Menschheit zu vollkommener Äußerung und Entfaltung kommen sollen, um schließlich zur reinsten Ausprägung und Verwirklichung des Menschheitsideals zu führen, muß uns der höchste frmrische. Leitstern bleiben und, wo er zeitweilig verdunkelt worden ist, noch mehr der Leitstern werden. Der frmrische. Standpunkt muß gekennzeichnet sein durch jene Weitherzigkeit, die vielen Einzelmeinungen Spielraum zu lassen vermag, da sie eine Folge ist umfassender Erkenntnis des Welt- und Menschenlebens, nicht aber der Erkenntnis allein, sondern vor allem auch der Gemütsempfänglichkeit für alles Schöne, Wahre, Gute, wo immer es erblühen mag. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kunstrichter Deutschlands sich um den Begriff wahrer Dichtung stritten, hielt der weitblickende, vielseitige, gefühlvolle Herder Umschau nach der Volksdichtung der verschiedenen Nationen, ja auch einiger sogen. wilder Völker, und so gelangte er nicht bloß zu dem Begriff des Volksliedes als der wahren Dichtung, sondern er zeigte den zeitgenössischen und spätern Dichtern auch mit seiner Volksliedersammlung einen Born, aus dem sie trinken, in dem sie ihren Dichtermenschen verjüngen und kräftigen konnten; eine neue Blüte deutscher Dichtung nahm damit den Anfang. Das Herdersche Verfahren, Menschliches all-

überall zu suchen, auf alle Gebiete des Geisteslebens angewandt, ergibt, wie ich meine, die wahrhafte Grundlage der Frmrei. nach Ziel und Weg, nach Inhalt und Form. Was je und je erwachsen ist auf dem Mutterboden einfachen, ungekünstelten Volksempfindens, was die Geschichte der Völker an Lehren erteilt, was alle großen Religionsstifter, Weltweisen, Gelehrten, Dichter, Maler und andere Lebenskünstler erdacht und geschaffen haben, wie verschieden das alles auch sein mag —: es gibt uns Gelegenheit und Aufmunterung zu fragen, zu lauschen und zu horchen nach jenem holden Einklang und Zusammenklang, an den uns die Worte Mensch und Menschlichkeit gemahnen. Frei von jedem politischen, religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen, philosophischen Dogma und Credo stellen wir das Suchen nach der Wahrheit höher als deren Besitz, und wenn wir die übrige Welt sich um dergleichen Dinge streiten sehen, so erscheint uns das als etwas Allzumenschliches, als daß wir uns darüber übermäßig aufregen sollten. Wir erkennen: der Streit bezieht sich nicht sowohl auf die Sache, als auf die Form, das sprachliche Zeichen, das schwankende Sinnbild. Bei der Verschiedenheit der Beanlagung und Ausbildung der Menschen wird der Inhalt jener Symbole naturgemäß nicht immer eindeutig bestimmt. Treten wir mit dieser Überzeugung nun an das Rätsel des Todes und die Frage der Unsterblichkeit heran, so werden wir die Verschiedenheit des menschlichen Denkens hierüber nicht allzu tragisch nehmen. Daß wir aus dem Dunkel stammen und dem Dunkel entgegensehen und keine andern Leuchten haben auf dem Lebenswege als unsere Vernunft und unser Gefühl, hat uns freilich als Naturgesetz zu gelten, dem wir unbedingten Gehorsam schulden. So wenig wir aber auch wissen können, es braucht doch nicht unser Los zu sein, völlig in Finsternis und Schatten des Todes zu tappen; wir können der Wahrheit mehr oder weniger nahe kommen; aller Unterschied ist dann nur noch ein solcher der Sprache und des Symbols. Dessen dürfen wir gewiß sein: die Überzeugung von der persönlichen Fortdauer, so innig, heilig und unerschütterlich sie auch sein möge, ist kein Ergebnis sichern Wissens, sondern aus dem Bedürfnis des Gemüts und dem Walten der Einbildungskraft geboren; die entgegengesetzte Überzeugung kann zwar als Ergebnis redlicher Bemühung um reine Erkenntnis gelten, sie verkennt indes, daß es sich um eine Frage handelt, deren Beantwortung alle Möglichkeit von Erfahrung und Wissen übersteigt. Die Unsterblichkeit bleibt nur unter gewissen

Voraussetzungen denkbar: nämlich dann, wenn man einmal annimmt, der Mensch sei ein aus Leib und Seele bestehendes Doppelwesen, oder zum andern voraussetzt, die Doppelheit von Leib und Seele sei nur Schein, in Wirklichkeit bilde der Mensch eine Einheit, keins von jenen beiden, sondern ein drittes, von ihnen Verschiedenes. Wer sich nun mit diesen Dingen genauer beschäftigt hat, der weiß, daß ersterwähnte Voraussetzung, der Dualismus, uns in manche unliebsame, nicht zu beseitigende Denkschwierigkeiten bringt; die zweite Ansicht aber, der Monismus, ist ebenfalls nur eine Voraussetzung, die wir nicht streng zu beweisen vermögen. Aber auch der sich monistisch gebärdende Materialismus, der die Selbständigkeit des Geistigen leugnet, ist eine nicht minder unbewiesene Annahme. So wissen wir also im Grunde nichts; es gibt keine Unsterblichkeitsbeweise, und wenn man solche aufgestellt hat, so sind sie nicht für tiefer und zu Ende denkende Menschen geeignet, oder aber sie zielen lediglich auf Gefühl und Phantasie, welche nicht als Quellen wirklicher Wissenschaft in Frage kommen können. Wem aber Gefühl und Phantasie als Mächte gelten, die sonstige notwendige Werte schaffen, die daher gewiß für die Ausbildung einer Lebensanschauung in Frage kommen — und dem Frmr. werden sie in diesem Sinne heilig und unverletzlich sein —, der wird sich auf die Seite derjenigen stellen, die an der Unsterblichkeit festhalten. Die höchsten Werte sind in der Tat von diesem Glauben abhängig. Er zeigt uns die Möglichkeit einer Entwicklung über das Grab hinaus, einer Ausgleichung und Aufhebung alles dessen, was uns hienieden mangelhaft, sündig, schrecklich, ungerecht erschien; er stellt unser Dasein, mit Spinoza zu reden, unter einen gewissen Gesichtspunkt der Ewigkeit; er heißt uns fröhlich weiter wandern im finstern Tal und kein Unglück fürchten; er ist eine notwendige Ergänzung des Glaubens an eine sich in der Welt offenbarende Allmacht, Allweisheit und Allgüte, in deren Händen wir uns wissen dürfen hier zeitlich und dort ewig. Mag auch mancher, der sich zu diesem Glauben nicht aufschwingen kann, ein edler Mensch sein und sich von Todesfurcht frei wissen: inniger, tiefgründiger ist doch meist der Seelenadel und das Streben dessen, dem sein Dasein mit einem Ewigkeitsausblick erscheint, nur er wird die Todesfreudigkeit eines Paulus oder eines Bruno bewähren können. Ist Todesmut dem Menschen von Natur nicht eigen, so kann er ihm doch anerzogen werden, wie wir am Krieger, Seemann, Entdeckungsreisenden, Missionar

sehen. Die Loge führt ihren Angehörigen auf geistig-sinnbildliche Art dahin, daß er den alten schönen Spruch sich aneignet:

„Ich lebe und weiß nicht, wie lange;
Ich sterbe und weiß nicht, wann;
Ich fahre und weiß nicht, wohin, —
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin."

Wir besitzen ein tiefsinniges, herzerhebendes Bild von unserm großen Maler Albrecht Dürer, dessen Inhalt dem Frmr. das Ideal zeigt, das ihm vor Augen schweben soll. Es trägt die Unterschrift: Tod und Teufel. Im Vordergrunde sehen wir einen Ritter zu Pferde; ruhig reitet er durch die herbstliche Landschaft seines Weges, obgleich es ringsum wenig geheuer scheint. Da kommt plötzlich aus den Felsschluchten des Hintergrundes eine alte Mähre; sie trägt eine Sterbeglocke am Halse und schnobert an einem Schädel herum, der ihr vor den Füßen liegt. Ihr Reiter ist eine widerwärtige Gestalt mit Verwesung in den Gesichtszügen, Schlangen und Gewürm um den Kopf: es ist der Tod, der unsern Ritter auf das Stundenglas weist, als ob er fragen wollte: Weißt du, wie weit deine Lebensuhr ist? Hinter dem Ritter aber droht ein anderes entsetzliches Ungetüm, der Teufel, mit seinen Krallen gar handgreiflich zu werden. Doch unser Ritter verzieht keine Miene; das höllische Gesindel keines Blickes würdigend reitet er mit erhaben gleichgültigem Blicke seines Weges weiter. — Wessen auch wir vor allem bedürfen, das ist Seelenstärke, die sich offenbart im Leiden, Kämpfen, Lieben und Wirken. All dem kleinen und großen Leid gegenüber, womit das Schicksal uns heimsucht, sei unser Herz gewappnet mit weiblicher Geduld, mit kindlicher Hoffnung und mit männlichem Mut. Kämpfen müssen wir nicht bloß, um die Fahne der Menschheitsideale hochzuhalten gegenüber den Angriffen der Finsterlinge und der Feinde des Fortschrittes, sondern auch, um den Willen zum Wahren, Guten und Schönen allewege in uns zu behaupten gegen das, was uns alle bändigen will, das Gemeine; kämpfen müssen wir gegen das eigene Selbst, damit es sich nicht ausschließlich hänge an die Güter, die das Leben vergänglich zieren, damit es sich nicht überhebe um wirklicher oder vermeintlicher Vorzüge willen. An unsere Seelenstärke wendet sich im Hinblick auf die Stunde, wo wir an Gräbern klagend stehn, des Dichters Mahnung:

„O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst!"

Seelenstärke beweisen heißt endlich, aber nicht zuletzt: wirken, so lang es Tag ist, dem Leben den menschenwürdigsten Inhalt geben und in der Erfüllung der Pflicht ausharren bis zum letzten Atemzug. Nicht der Tod, sondern das Leben, das als eine unendliche Reihe erblickte Leben habe in unsern Tempeln das erste und das letzte Wort, und wenn in wenigen Tagen aufs neue die Sylvesterglocke ertönen wird, dann wollen wir aus ihren Klängen die schöne Strophe unsers Brs. Goethe heraushören:

„So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt;
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt,
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.“

673198A

Prolog.

Vielliebe Schwestern all, laßt kund mich tun,
Was uns in diesen trauten Abendstunden
Zur Stätte ernster Bruderarbeit führt.
Nicht lockt uns eitle Neugier, aufzuheben
Den Schleier, der dies Heiligtum verhüllt,
Drin unsre Brüder hehrem Dienst sich weihen.
Willkommen beut die Loge jährig auch
Der Freude, die aus Frauenherzen blühet,
Und ihr sie bringen ist uns liebe Pflicht. —
Seht diesen Baum! Geschmückt mit hellen Kerzen
Will er des heilgen Abends Nachglanz sein,
Will er ins neue Jahr hinüberstrahlen
Das Himmelslicht der christgeweihten Nacht,
Will er uns mahnen zu dem selgen Geben,
Das arm nicht, sondern reich den Geber macht.
Ist innigst doch verwandt der Brüder Streben
Dem Marthadienst zur heilgen Weihnachtszeit.
Denn nicht umsonst schmückt mit dem Brudernamen
Der freie Mann sich als des Bundes Glied.
Das Sinnbild dient, des Lebens Sinn zu fassen,
Und wahrer Seelenadel ziert den Mann,
In dem Latomias heilger Zauber kräftig.
„Licht, Liebe, Leben!“ ist der Brüder Losung;
Dem Dunkel und dem Elend gilt ihr Kampf;
Edel und hilfreich sein, wo Armut weinet,
Dem Unrecht trotzen, Wunden Balsam leihn
Und Fried und Freude spenden allen Guten, —
So, Brüder, kannte lange euch die Welt.
Die Schwestern loben euch ob solches Waltens,
Sie segnen euer großes Menschheitswerk;
Ihr Dank erklingt heut der gekrönten Säule

Und ihre Huldigung der Königlichen Kunst. —
Doch daß als Geber man nicht nur euch kenne,
Wollt jetzt aus unsrer Hand Empfänger sein.
Drum, werte Brüder, tauscht mit uns die Rollen,
Nehmt hin, was Schwesternsinn euch dankbar reicht.
Wir möchten mit der Töne Harmonieen
Ins Land euch führen, wo die Schönheit thront,
Mit Spiel und Tanz euch Sinn und Mut erheitern;
Ihr sollt, umjauchzt von Frauenlieb und Lust,
Des Augenblicks euch freuen wie die Kinder.
Schaut hin auf jene Fülle bunter Sachen,
Sankt Nikolas gab sie mit Koboldblick,
Die Worte sprechend: „Dies für eure Brüder,
Die doch nicht eure Brüder, aber Bessres sind!“
Ihr seht der Gaben viel und wunderfeine,
Kein Erisapfel aber ist dabei,
Darauf geschrieben steht: Dem Schönsten diesen;
Denn alle sind seid ihr uns ja lieb und wert.
Doch Wahl macht Qual; drum durch Fortunas Walten
Jedwed Verdienst mag finden seinen Lohn.
Was auch das Los euch Großes, Kleines spende,
Es ist geweiht durch edler Frauen Hände. —
So winde denn in diesen Feierstunden
Die Schwesternliebe, Brüder, euch den Kranz.
Nehmt hin, was wir an Ernst und Scherz erfunden,
Als redend Sinnbild, das wir euer ganz,
Genossinnen im Wahren, Guten, Schönen,
Den Bau der Menschlichkeit dereinst zu krönen!

Adhuc stat!

Menschenseelen setzen die Menschheit der Wirklichkeit zusammen, schöne, freie Menschenseelen aber die ideale Menschheit, die nur ein kleiner Kreis innerhalb jener ist und die wir uns bildlich vorstellen als einen Tempel von vollendeter Schönheit. Am idealen Menschheitstempel bauen heißt dessen Umfang erweitern, und jede neue Logengründung ist ein Fortschritt in diesem Werke. Eine gewaltige Arbeit hat in dieser Hinsicht das 18. Jahrhundert vollbracht. Wie ein neuzeitlicher Bonifatius schritt der Geist der Aufklärung durch die deutschen Lande, und allüberall, wo seine Stimme erscholl, fanden sich heilsbegierige, wahrheits- und freiheitsdurstige Seelen zusammen und brachten ihr Scherflein dar zum Bau von Orienten groß und klein. Wohl uns, m. Br., daß auch wir Jahr um Jahr in Braunschweigs Mauern das Stiftungsfest einer alten, ehrwürdigen Bauhütte feiern dürfen! 159 Jahre, mehr als fünf Menschenalter sind über sie dahingegangen; und herrlicher steht sie heute da als am ersten Tag. Durchdrungen von freudiger Dankbarkeit dafür, daß wir in dem glücklichen Arkadien der Menschheit, im Geisterlande der Frmrei., heimisch sind, schauen wir insbesondere am Geburtstage unserer Loge hin auf den Altar, von dem uns das Licht einer höheren und reiferen Auffassung der Menschheit und des Menschen, unseres eigenen Zieles, unserer Würde und Pflicht in die glaubende, hoffende Seele fiel. Doppelt beredsam erscheint an einem solchen Tage jedem von uns die heilige Sinnbildsprache unsers Logenzeichens, der gekrönten Säule mit ihrer Unterschrift: Adhuc stat.

Noch steht sie! Je freudiger dies Wort die Liebe zum Ausdruck bringt, mit der wir bis zu dieser Stunde an unserer Loge hängen, desto inniger werden wir zunächst wiederum des Mannes gedenken, der zu ihr den Grundstein gelegt hat. Bekanntlich war es der Fürstlich Gandersheimische Kammerjunker Ernst Karl

Lebrecht von Kißleben, der am 12. Februar 1744 mit einer anfangs kleinen Zahl teils adeligen, teils bürgerlichen Brüdern im Einverständnis mit der damaligen, 7 Jahre früher entstandenen Provinzial-Großloge zu Hamburg nach der englischen Verfassung die Loge „Jonathan" ins Leben rief. Sie nahm zum Siegel einen viereckigen, von Sonnenstrahlen umgebenen platten Stein mit einer Erhöhung von sieben Stufen in einem gleichseitigen Dreieck, dessen Spitze einen Freiheitshut trug, und mit der gekrönten Säule, die ein von drei Sternen umgebenes J am Fuße und ein D an der Krone zeigte. Die dem braunschweigischen Wappen entnommene Säule war zunächst ein Hinweis auf die fürstliche Huld, unter der man zu arbeiten gedachte und die unsere Loge auch von sämtlichen Fürsten aus dem Welfenhause erfahren hat. Insbesondere erneuert sich für uns mit jedem neuen Stiftungsfest die dankbare Erinnerung an den Herzog Karl I., jenen trefflichen, freisinnigen Fürsten, der unter den Vertretern des sog. aufgeklärten Despotismus neben Friedrich d. Gr. als einer der Bannerträger der Geistesfreiheit und des Fortschrittes bezeichnet werden darf. Ein Fürst, der seinem Lande als neue Hochschule das Collegium Carolinum schenkte und seine Residenz durch die Berufung bedeutender Männer wie Eschenburg, Zachariä, Ebert u. a. zu einem literarischen Mittelpunkte Deutschlands machte, der, um auch der Volksbildung ein Landesvater zu sein, in seinem Lande zwei Lehrerseminare gründete, der mußte ja wohl auch für die im Gefolge der Aufklärung aus England gekommene Freimaurerei Verständnis haben. Unter ihm wie unter seinem Bruder Herzog Ferdinand hat sich denn auch die weitere Entwicklung des braunschweigischen Logenwesens vollzogen. Mancherlei Mißhelligkeiten, die durch die Gründung mehrerer anderer Logen am hiesigen Orte entstanden, dann die Wirrnisse, welche die auch hier eingeführte sog. strikte Observanz mit sich brachte, gaben einem großen Teil des ersten Halbjahrhunderts unserer Loge das Gepräge einer Sturm- und Drangperiode maurerischen Lebens; allein das adhuc stat erfüllte sich auch an ihr. Wenn auch nacheinander verschiedene Namen tragend (Jonathan, Jonathan zu den drei Säulen, Zur gekrönten Säule), blieb sie doch bestehen; 1773 konnte sie das jetzige Gebäude beziehen, während die Arbeiten früher in dem gegenwärtigen Bürgerschulgebäude an der Wilhelmstraße stattgefunden hatten. Die große Rückwendung zu der englischen humanitären Maurerei wird dadurch bezeichnet, daß 1802 das

Schrödersche System in ihr zur Geltung gelangte. Fortan hieß sie „Karl zur gekrönten Säule", und wie ihrem Namen so ist sie auch der Humanitätsmaurerei und ihrer alten Mutter, der Großloge in Hamburg, treu geblieben; sie hat sich bewährt als eine zum Lichte aufstrebende, auf festem Grunde verharrende Säule. Auch die Krisis der letzten Jahre hat sie nicht zu einer abgebrochenen Säule machen können, und so sprechen wir denn heute beim Blick auf ihre Vergangenheit es stolz und freudig aus: Adhuc stat. Noch lebt bei uns, des sind wir gewiß, derjenige Geist, auf dem die Frmrei. der Neuzeit von vornherein geruht hat und bei dessen Verschwinden alles Logentum seinen Zweck und seine Wirkung verfehlen würde.

Damit kommen wir zu der zweiten Bedeutung unserer gekrönten Säule und ihrer Inschrift. Adhuc stat: so sagen wir heute auch im Hinblick darauf, daß unsere Loge sich bisher zu der wahren, echten Frmrei. gehalten hat und hoffentlich auch weiterhin halten wird. Säulen umhegten und trugen einst das Dach der herrlichen griechischen Tempel, und die gekrönte Säule ist nur ein Sinnbild für den geistigen Tempelbau der Menschheit, — eine Vorstellung, die von vornherein der in England entstandenen und seit 1737 mit der Gründung der Hamburger Loge auch in Deutschland gepflanzten Frmrei. ihr eigentliches Gepräge gegeben hat. Das Bild vom Tempelbau, die Bezugnahme auf die Säulen J. und B. in dem salomonischen Tempel, — bedeuten sie etwas anderes als die erstrebte Harmonie der Menschheit vor allem in religiöser Hinsicht, als eine Überbrückung der nationalen Schranken, der Standes-, Berufs- und Besitzunterschiede vermittelst der echt menschlichen Gesinnung? Nicht von einer der streitenden Kirchen, welche das Denken und Gewissen der Menschen in Fesseln schlugen, konnte die Frmrei. ausgehen; sie war das Werk von Männern, die, genährt vom Geist der Aufklärung, entwachsen den engen Satzungen der Kirchen, aber nicht dem Drang nach wahrer Gottesverehrung und echter Humanität, des langen Haders auf der Erde müde, sich zu brüderlichem Verkehr und gemeinnützigem Wirken zusammenfanden. Die Aufklärung selbst aber hatte ihren Grund und ihre Veranlassung in dem bedeutenden Aufschwung der Naturwissenschaften, der Astronomie und der Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts; Vernunft, Wissenschaft und Freiheitsdrang sind demnach die Erzeuger und Erzieher der modernen Freimaurerei gewesen. Es hat gewiß

schon in früherer Zeit und bei den verschiedensten Völkern Vereinigungen und Bündnisse zu verwandten Bestrebungen gegeben; sie sind neben den großen Männern vergangener Epochen das, was man als frmrischen. Geist, als Frmrei. im weitesten Sinne bezeichnen darf. Von der Humanität als menschlicher Gesinnung gilt das Wort: „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Humanität aber als ein Gebilde des menschlichen Denkens ist nicht, wie geschichtsunkundige Märchenerzählung uns weismachen möchte, ein erst von dem Stifter des Christentums in die Welt gebrachter Begriff, sondern laut dem Zeugnis der Geschichte der Philosophie bereits von einer der großen Richtungen der Philosophie in den letzten drei bis vier Jahrhunderten vor Christus, — von der stoischen Philosophie, — entwickelt und nachdrücklichst gepredigt worden. Jener ethische Grundbegriff war eine ganz natürliche Folge des weltbewegenden und weltumgestaltenden, immer neue Völker in seinen Herrschaftsbezirk hereinziehenden Vordringens des römischen Reiches nach Osten, als dieses die Erbschaft Alexanders d. Gr. antrat. Schon die Stoiker sehen in dem Menschen ein von Natur zur Gemeinschaft bestimmtes Wesen; sie erkennen einen allgemeinen Lebenszusammenhang an, ein πολίτικον σύστημα, zu dem der einzelne sich als ein Glied verhalten müsse; sie sehen die sittliche Aufgabe des Menschen darin, das Vernunftreich herzustellen, ein ideales Weltreich innerhalb des politischen Weltreiches, in welchem keine Schranke der Nationalität und der Religion, des Standes usw. mehr trennend wirkt; die obersten Pflichten, Gerechtigkeit und Menschenliebe, soll man selbst den Sklaven gegenüber walten lassen. Von solchen Anschauungen erfüllt preisen und betätigen die Stoiker die Tugend der Freundschaft. Ich gebe Ihnen nun zu erwägen, m. Br., ob die Lehren des Christentums aus dem Humanitätsgedanken hervorgegangen zu sein scheinen, oder ob man das Verhältnis sich umgekehrt zu denken habe. Ein Paulus selbst, der aus dem Übergangslande zwischen Asien und Europa, aus Kleinasien, stammte, der gelegentlich den von antiken Philosophen herrührenden Ausspruch anführt: „Wir sind göttlichen Geschlechts“ (Ap.-Gesch. 17, 28), scheint von jenem stoischen Geiste der Humanität nicht unbeeinflußt, wenn er sagt: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib“, nur daß er durch die Hinzufügung: „ihr seid allezumal Einer in

Christo“ (Gal. 3, 28) die Humanitätsvorstellung in den Glauben an Christus einschaltet. Bekanntlich hat die christliche Kirche in ihrem geschichtlichen Werdegange den reinen Humanitätsgedanken nicht streng festgehalten; erst im 17. und 18. Jahrhundert wurde er gleichsam wiederentdeckt. Insbesondere sind die großen Denker und Dichter Deutschlands dessen Träger gewesen: in den Werken eines Lessing, Goethe und Schiller lebt er umsomehr, als dieselben einerseits der Ausfluß des geläutertsten Vernunftdenkens sind, andrerseits aber die Vermählung des modernen deutschen und des antiken dichterischen Kunstschaffens darstellen. Bei jenen Großmeistern der Humanität wird die Frmrei. noch Jahrhunderte in die Schule zu gehen haben, ebenso wie dies von unserer Jugend zu wünschen ist. Der eigentliche Apostel des von uns Frmrern. vertretenen Humanitätsgedankens aber war unser Dichter Herder. Seiner werden wir am heutigen Tage um so ehrender zu gedenken haben, als in diesem Jahre gerade ein Jahrhundert verflossen ist, seit jener treffliche Bruder, der neben Goethe und Schiller eine Zierde des Weimarer Musenhofes war, die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Wir kennen die sein Leben und literarisches Wirken weihevoll beherrschende Losung: „Licht, Liebe, Leben“; wir kennen vor allem seine 124 „Briefe zur Beförderung der Humanität“, die, zusammengefügt aus Prosaabhandlungen und Dichtungsproben, Mitteilungen über Männer aus der Geschichte und Literatur, begrifflichen Erörterungen und philosophischen Betrachtungen, wesentlich den Zweck verfolgen, den Begriff der Humanität allseitig klar zu machen und das Licht dieses Edelsteins in all seinen Farben erstrahlen zu lassen. Als Leser dieser zehn Sammlungen von Briefen, von denen die beiden ersten 1793 erschienen, dachte sich Herder in erster Linie die höheren Stände, die Regierenden, die er zu Trägern und Verbreitern echt menschlicher Gesinnung zu machen wünschte. Heben wir aus dem genannten Werke unsers Bruders, Geistes- und Gesinnungsverwandten einige Kerngedanken hervor.

> „Alle Fragen über den Fortgang unsers Geschlechts beantwortet, wie mich dünkt, ein einziges Wort: Humanität, Menschheit. Wäre die Frage, ob der Mensch mehr als Mensch, ein Über-, ein Außenmensch werden könne und solle, so wäre jede Zeile zu viel, die man darüber schriebe. Nun aber, da nur von den Gesetzen seiner Natur, vom unauslöschlichen Charakter seiner Art und Gattung die Rede ist, so erlauben Sie, daß ich sogar einige Paragraphen schreibe.“

„Die gegenseitig wohltätigste Einwirkung eines Menschen auf den andern jedem Individuum zu verschaffen und zu erleichtern, nur dies kann der Zweck aller menschlichen Vereinigung sein. Was ihn stört, hindert oder aufhebt, ist unmenschlich. Lebe der Mensch kurz oder lange, in diesem oder jenem Stande, er soll seine Existenz genießen und das Beste daran andern mitteilen; dazu soll ihm die Gesellschaft, zu der er sich vereinigt hat, helfen."

„Geht ein Mensch von hinnen, so nimmt er nichts als das Bewußtsein mit sich, seiner Pflicht, Mensch zu sein, mehr oder minder ein Genüge getan zu haben. Alles andere bleibt hinter ihm den Menschen. Der Gebrauch seiner Fähigkeiten, alle Zinsen des Kapitals seiner Kräfte, die das ihm geliehene Stammgut oft hoch übersteigen, fallen seinem Geschlecht anheim."

„Der wahre Verstand ist immer auch mit Billigkeit und Güte verbunden; sie führt auf ihn, er führt auf sie; Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Axe sich die Kugel der Humanität bewegt."

„Das Ziel ausschließend jenseit des Grabes setzen, ist dem Menschengeschlecht nicht förderlich, sondern schädlich. Dort kann nur wachsen, was hier gepflanzt ist, und einem Menschen sein hiesiges Dasein rauben, um ihn mit einem andern außer unserer Welt zu belohnen, heißt den Menschen um sein Dasein betrügen."

„Je reiner eine Religion war, desto mehr mußte und wollte sie die Humanität befördern. Dies ist der Prüfstein selbst der Mythologie der Religionen." „Die Religion Christi, die er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst. Nichts anders als sie, sie aber auch im weitesten Inbegriff, in der reinsten Quelle, in der wirksamsten Anwendung. Christus kannte für sich keinen edleren Namen, als daß er sich den Menschensohn d. i. einen Menschen nannte."

„Es ist nur ein Bau, der fortgeführt werden soll, der hier gelegte, größte; er erstreckt sich über alle Jahrhunderte und Nationen; wie physisch so ist auch moralisch und politisch die Menschheit im ewigen Fortgange und Streben."

„Je besser ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepflegt; je inhumaner, desto unglücklicher und ärger. Dies geht durch alle Glieder und Verbindungen desselben von der Hütte an bis zum Throne."

Im Anschluß hieran wiederholt Herder in dem „Gespräch über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft" Gedanken, wie sie Lessing in seinen Freimaurergesprächen „Ernst und Falk" ausgesprochen hat. (2. Sammlung.)

„Humanität ist der Charakter unsers Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlage angeboren und muß uns eigentlich angebildet werden. . . . Das Göttliche in unserm Geschlecht ist Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in

seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsers Geschlechts. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß, oder wir sinken, höhere oder niedere Stände, zur rohen Tierheit, zur Brutalität zurück."

Herder weist des weitern darauf hin, wie nach der Auffassung mehrerer morgenländischer Schriften der Mensch als der Erdensohn, als die zerbrechliche Leimhütte, als Schatten bezeichnet sei, und findet darin einen Anfang zum Entstehen des Gefühls der Menschlichkeit. Edler aber gilt ihm der Name, den die Griechen dem Menschen gaben: ἄνθρωπος der Aufwärtsblickende.* Er zeigt dann, wie der Begriff der Humanität sich durch Kunst, Wissenschaft und Politik weiter entwickelt habe, und zieht das Ergebnis, Humanität decke sich nicht mit Mitgefühl, Milde, auch nicht mit sanften, verträglichen Umgangsformen; sie sei vielmehr „ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Tätigkeit, ohne Einsicht".

„Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll, so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müßig bleiben. Er muß am Wohl und Wehe des Ganzen teilnehmen und seinen Teil Vernunft, sein Pensum Tätigkeit mit gutem Willen dem Genius seines Geschlechts opfern." „Zum Besten der gesamten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll . . ." „Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen anderen Zweck haben als uns zu humanisieren d. i. Unmenschen oder Halbmenschen zu Menschen zu machen . . ." „Wir sind Menschen, nichts mehr aber auch nichts minderes, als dieser Name sagt." (3. Sammlung.)

M. Br., wäre Herder ein Frmrer. nach dem Herzen derjenigen gewesen, welche die Frmrei. auf eine mehr oder weniger kirchliche Grundformel zurückführen möchten, dann hätte er es gewiß nicht für nötig gehalten, seine Briefe über Humanität zu schreiben, dann hätte er nicht Hunderte von Büchern durchstudiert, um den Spuren der Menschlichkeit auf allen möglichen Pfaden nachzugehen, dann hätte er ja lieber auf die in reicher Fülle vorhandenen Kirchenpostillen und Predigtsammlungen verweisen oder den regierenden Ständen sagen können: Geht in die Kirche!

* Die Erklärung lautet richtiger: Menschenanblick.

Wahrscheinlich aber wäre er, wenn er zu dem angegebenen Zwecke lediglich seine eigenen in der Stadtkirche zu Weimar gehaltenen Predigten veröffentlicht hätte, von einem Herzog Karl August, Goethe und Schiller nicht mit solchen Lobsprüchen bedacht worden, wie seine „Briefe" sie erhielten. Wir erkennen aus dem allen: das Vermächtnis der größten Männer unserer Nation ist vor allem unserm Bruderbunde zugefallen; er soll des Schatzes Hüter sein, den das Wort Humanität umschließt. Was die Frmrei. in diesem Sinne durch Aussaat von Gedanken, Gesinnungen und Taten bisher geleistet hat, das, aber auch nur das hat sie der Menschheit geleistet. Mögen die Zeiten sich wandeln, wie sie wollen: alle Entwicklung ist an den Begriff des erfahrungsmäßig gegebenen Menschen gebunden und kommt nicht über ihn hinaus. Wenn wir dazu beitragen, daß alles Wahre, Gute, Schöne, dessen jeder einzelne fähig ist, auch in ihm wirklich und wirksam wird, wenn wir die durch innere Veredelung geistig verwandt gewordenen Seelen so zusammenschließen helfen, daß jeder nur dem Ganzen lebt, dann werden unsere Nachkommen noch einmal mit größerer Berechtigung singen können als wir: Alle Menschen werden Brüder! Einstweilen wird die Welt da draußen schon die Notwendigkeit der freimaurerischen Bestrebungen immer wieder zum Bewußtsein führen. Was auch in Anbetracht dessen, daß die deutschen Großlogen noch immer nicht zum vollen Ausgleich ihrer Gegensätze gekommen sind, zu wünschen bleibt und wie sehr man das um des Schadens willen, den unsere Sache, den der für den Fortschritt der Welt dadurch erleidet, bedauern mag: im Innern des deutschen Logentums sieht es besser aus. Noch hat das Bild der Latomia nicht völlig die Züge der Streitgöttin Eris angenommen, noch betrachtet man es nicht allgemein als Aufgabe der Loge, statt des Friedens das Schwert zu bringen; noch brauchen wir die gekrönte Säule nicht mit einem Trauerflor zu umkleiden; noch ist hoffentlich der Tag fern, an dem unsere Erb- und Erzfeinde, die Ultramontanen und Jesuiten, an Stelle der verödeten Tempel des freien Menschentums Kapellen für Sklavenseelen errichten. Vernunft und Wissenschaft, Wahrheit und Freiheit werden siegen, und wenn wir, wie zu hoffen ist, auf dem alten bewährten Grunde stehen bleiben, dann wird jedes neue Stiftungsfest unserer Loge auch ein jubelndes Gedächtnis der Siege sein, welche die Humanitätsidee des Maurertums fortschreitend erringt, so daß es auch künftig von ihr heißen wird: Adhuc stat!.

Soll es aber wohl stehn um das Ganze, so muß der einzelne dessen eingedenk bleiben, wozu ihn die Zugehörigkeit zur Frmrei. verpflichtet. In jedem von uns hat das Freimaurertum eine solche Gestalt zu gewinnen, daß wir alle gekrönte Säulen darstellen, auf denen der gesamte geistige Bau ruht. Ein jeder muß geistig und sittlich immer vollendeter werden; auf dem festen Grunde einer reifen und lauteren Ansicht von Welt und Leben, von Menschheit und Gottheit muß in ihm mit der Festigkeit des Charakters sich die zarteste Schönheit der Gesinnung und Empfindung paaren, und dies innere Wesen muß allewege durch das Handeln offenbar werden. Wohl uns, m. Br., wenn in der maurerischen Laufbahn eines jeden von uns nie eine Zeit erscheint, wo man das adhuc stat nicht mehr auf ihn anwenden dürfte, wo man ihn als einen der hohen Idee und Aufgabe unsers Bundes Untreugewordenen bezeichnen müßte.* Möge uns denn das heutige Fest erheben und stärken, daß wir, im Innern unberührt von dem Wandel der Zeiten, an den es uns äußerlich erinnert, jene erhabene Gesinnung unverrückt als die unsrige fühlen, für die ich zum Schluß unserer Betrachtung keinen köstlicheren Ausdruck weiß als Gottfried Kinkels freimaurerischen Hochgesang:

1. Wohl haben auf ergrauter Erde
   Die Völker zahllos schon gewohnt
   Und auf verschied'nem Opferherde
   Die Götter mannigfach gethront.
2. Auch nach uns werden and're Frommen
   Dem Herrn noch schönern Altar weih'n;
   Es werden neue Leiden kommen,
   Und neue Freuden werden sein.
3. Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
   Schau' ich der Zeiten Ringen an:
   Es wechseln Völker und Geschicke, —
   Die Menschheit geht die gleiche Bahn.
4. Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
   Der froh nicht eine Brust gemacht,

* Das sehr klägliche Bild eines solchen begegnete uns unlängst in dem Verfasser der Schrift „Elf Jahre Freimaurer". Er, der sich von vornherein allem, was die Loge ihm bot, als ein hypochondrischer Nörgler gegenüberstellte, vermochte nur ein Zerrbild seiner eigenen freimaurerischen Erlebnisse zu liefern, eine höchst jammervolle Kritik, über die sich nur der Ultramontanismus freuen wird. Ihm wie ähnlich gearteten Leuten gilt das Wort: Sie haben ihren Lohn dahin!

Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht ein Leid der Welt gebracht.

5. Ich weiß, daß aus des Bechers Gusse
Ein Schöpferstreben aufwärts schießt,
Daß sich in süßem Frauenkusse
Ein milder Born von Kraft erschließt.

6. Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut
Und nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein gläubig Auge schaut.

7. So schau' ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menschenbrust durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge sieht.

8. Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit,
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.

Requiescat in pace.

Die guten Geister, welche das kindlich-dichterische Gemüt in der geheimen Werkstatt der Natur arbeiten sieht, haben unserm Himmelsstrich wiederum den lieblichen Frühling gesandt. Bäume und Sträucher ergrünen in üppigem Laubesschmuck, zahllose Blumen erblühen rings in buntfarbiger Pracht, die liebe Sonne strahlt vom blauen Himmel hernieder, linde Lüfte säuseln ob den Auen und Halden, und was da lebt und webt, sieht sich eingeladen zu dem frohen Feste der Vermählung von Himmel und Erde. Der Mensch vergißt seine Würde als Herr der Schöpfung und nimmt freudigen Anteil an dem Wonnereigen der unzähligen unter ihm stehenden Lebewesen. Auch wir, m. Br., ob jung oder alt, halten aufs neue Frühlingsfeier, eingedenk der alten Weise des einst so früh abgeschiedenen Dichters Hölty:

„O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!“

In dieser Stunde aber, m. gel. Br., fühlen wir uns gedrungen, den wunderschönen Monat Mai zu vergessen, die Vorstellung vom „Aschewerden“ drängt sich uns so überwältigend auf, daß all die fröhlichen Stimmen draußen davor verstummen; wir hören ernstes Glockengeläut, und statt der lieblichen Frühlingszenen treten die Sinnbilder des Todes vor unser leibliches und unser geistiges Auge. Weit von uns und doch nahe sehen wir ein frisch aufgeworfenes Grab mit kaum verwelkten Kränzen. Wir wissen, der Name dessen, den es birgt, so oft genannt in der frmrischen. Welt seit manchem Jahr, von unserer Loge aber eingezeichnet in die Reihe ihrer Ehrenmitglieder, fordert in dieser Stunde den Zoll unserer letzten Ehren- und Dankesbezeugung. Das Herz eines Bruders schlägt nicht mehr, der an hervorragender Stelle die Sache des

Menschheitsbundes mit zu vertreten, der in entscheidungsvoller Zeit das Schiff unserer verehrten Großloge mit zu lenken hatte, der uns als kraftvoller Führer und als leuchtendes Vorbild in der Auffassung des maurerischen Gedankens und in der Vertretung maurerischer Anliegen voranging. Auf dem Kranze der Dankbarkeit für das, was er der Frmrei. gewesen ist, liest man die Inschrift: „Er ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl." (Ps. 1, 3.) Das Andenken an den Getreuen, der in der Mühe und Arbeit für unsern Bund das Köstlichste seines Lebens fand, heißt uns einstimmen in den Chor der Tausende von Brüdern, welche ihm nachrufen: Requiescat in pace! Er ruhe in Frieden!

Die Stätte, wo die Toten ruhen, heißt eigentlich freithof d. i. eingehegter Platz; unser Volk hat das sinnig in „Friedhof", also Friedensstätte umgedeutet und zwar aus derselben Empfindung heraus, die den Dichter sprechen ließ:

„Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den rechten Frieden
Erst, wenn es nicht mehr schlägt."

Mahnend und tröstend durchklinge diese und jede Trauerstunde unsers Lebens das Wort vom wahren Frieden, den wir auf unserer maurerischen Wanderfahrt suchen sollen und finden können.

I. Der Friede, den wir suchen.

So wahr das Wort ist: „Ein Mensch sein heißt ein Kämpfer sein", — so wahr ist es doch auch, daß eine tiefe Sehnsucht nach dem Frieden des Herzens, nach der Ruhe des Gemütes den Menschen begleitet von der Wiege bis zum Sarge. Ja genau erwogen ist aller Kampf um die Güter und gegen das Leid des Lebens nur eine Kundgebung dieser Friedenssehnsucht. Ein wunderbares und wunderliches Wesen ist der Mensch: mit Wünschen, Streben, Wollen, Ringen, Schaffen verbringt er seine Tage; das Begehren von tausend Dingen ist des Herzens Wellenschlag nicht bloß beim Kinde, das sich noch gänzlich von dem Eindruck der Gegenstände beherrschen läßt, sondern auch bei dem gereiften Manne, der die Dinge seinen Zwecken dienstbar macht. Schon die Mannigfaltig-

keit unsers Strebens zeigt, daß nichts einzelnes völlig befriedigt; wir glauben, um den Kranz unsers Lebens zu verschönern, immer neue Blumen in ihn hineinflechten zu sollen, und doch verursacht jede neue Blume neue Lücken. Den Inbegriff dessen, wovon wir die Stillung unserer Wünsche erwarten, nennen wir Glück. Verschieden aber, wie die Köpfe und Herzen der Menschen sind, ist auch ihr Begriff vom Glück.

Ist nun das, was man in diesem Sinne so gemeinhin Glück nennt, auch der Friede des Herzens? Nein, m. Br., Glück ist die mehr oder weniger unterbrochene Stimmung, welche durch den Wechsel des Gewünschten und Erlangten hervorgerufen wird; Friede ist dauernder Besitz, ja Abwesenheit des Begehrens selber, weil man des Begehrten auch entbehren kann. „Es ist aber ein köstlich Ding", sagt die heilige Schrift, „daß das Herz fest werde." Da schwebt der Mensch erhaben über seinen Leidenschaften und Begierden, da ist kein Hungern und Dürsten, kein Rennen und Jagen, kein Wetten und Wagen, da ist die Verheißung Erfüllung, das Ideal Wirklichkeit, da geht das Lebensschiff auf brandungsloser, sonnenbeglänzter, heller Bahn, da hat das Herz Stille und seliges Genügen. So malen uns der heimliche Wunsch und die geschäftige Einbildungskraft ein Friedensideal vor die Seele; irgendwie, irgendwo und irgendwann, so dünkt uns, müsse jenes edle Wild doch wohl erjagt werden können, und in uns selbst scheint die Richtung angedeutet, die in das selige Land des Friedens führt. Jeden Wunsch, jede Begierde hören wir uns zurufen: Versuche es einmal mit mir! Zeigen sich nun nach dieser oder jener Richtung Hemmungen, dann macht der Trieb nach Freiheit sich geltend und sucht ihnen zu begegnen. Glück als vorübergehender Zustand des Gemüts ist in der Tat an viele Gegenstände gebunden, er läßt sich auf mancherlei Art erreichen; allein die Stimmen von Millionen, die vor uns gelebt und gelitten, gestrebt und gefunden, versucht und erreicht, gelitten und überwunden, gesiegt oder unterlegen haben, vereinigen die von ihnen gemachten Erfahrungen zu dem wenig erfreulichen Zeugnis: Glück gibt es wohl in mancherlei Weise, aber Frieden, dauernde Beseligung deines Herzens hast du damit noch nicht. Das Glück fällt auf den dürren, harten Felsen deines Herzens wie Wassertropfen, die bald im Strahl der Sonne verdunsten; es ist des Glücksuchers Los, von Begierde zu Genuß zu taumeln und im Genuß nach Begierde zu verschmachten. Schopenhauer, der so viel und so tief über das Glücks-

rätsel nachgedacht hat, sagt: „Ist der Charakter der ersten Lebenshälfte unbefriedigte Sehnsucht nach dem Glück, so ist der der zweiten Besorgnis vor dem Unglück; denn mit ihr ist mehr oder weniger deutlich die Erkenntnis eingetreten, daß alles Glück chimärisch, hingegen das Leiden real sei. Jetzt wird daher, wenigstens von den vernünftigen Charakteren, mehr Schmerzlosigkeit und ein unangefochtener Zustand als Genuß angestrebt.“ * Gewiß gibt es eine lange Leiter des Glückes; auf welcher Sprosse derselben es aber auch gesucht werden mag, nirgend und niemals füllt es deine ganze Seele aus; stets fehlt das richtige Maß der Befriedigung, immer gibt es ein Zuwenig oder Zuviel, und niemals ist sie ohne eine widrige Beimischung. So machen sie denn im Grunde alle eine und dieselbe Erfahrung mit dem von ihnen ersehnten Glück: das Kind an der Mutter Brust, der heißblütige Jüngling im Arm der Geliebten, der Genußmensch im schwelgerischen Mahl, der Vergnügungssüchtige im tändelnden Spiel, der Verbrecher in der finstern, schändlichen Tat, der Redliche in der Arbeit für den Unterhalt seiner Lieben, der Gelehrte im goldreichen Schacht der Wissenschaftsforschung, der Künstler im Zauberlande der Kunst, der Fromme im geheimnisvollen Dunkel der Kirchenhallen. Und selbst dann, wenn das lange Leben eines Menschen den Born des Glückes, sowohl was äußern Besitz als was innern Reichtum anlangt, in tausend Strahlen sich ergießen läßt, selbst dann noch wird wie bei dem 80 jährigen Goethe letztlich das Geständnis nicht ausbleiben; Nicht volle vier Wochen ungetrübten Glückes erinnere ich mich genossen zu haben. Je tiefer angelegt jemand ist, desto mehr sieht er bald in allem, was die Welt gemeinhin als Glücksgüter schätzt, löcherige Brunnen, die kein Wasser geben. Es ist zwar nicht notwendig und auch nicht als der Gipfel der Vernunft zu preisen, auf Grund derartiger Erwägungen sich einer finstern Weltfeindschaft in die Arme zu werfen. Wir wollen nicht vergessen, daß unsere irdische Menschennatur gerade darauf angewiesen ist, das Glück in mancherlei Gestalten zu erstreben und zu finden. Das Leben ist nicht ohne Freude; die Welt, welche uns mit soviel lieblichen Melodien umtönt, mit soviel bunten Bildern umleuchtet, mit so manchen befriedigenden Pflichten betraut, die soviel Herzerquickendes darbeut in unserm Verkehr mit unsersgleichen, ist keine bloße gleisnerische Lügnerin, und das zart-

* Aphorismen zur Lebensweisheit (Hendel, S. 459).

sinnige Gemüt sieht in der Erde nicht ein bloßes Jammertal, sondern des Menschen schöne, mütterliche Heimat. In seinem Gedichte „Die Ideale“ zieht unser Schiller gleichsam die Schlußrechnung des menschlichen Lebens: ein Jahr nach dem andern sieht er von der goldenen Zeit ins Meer der Ewigkeit enteilen und fragt, was von den einst aufgestellten Idealen geblieben sei. Das Ergebnis ist: so manches, Liebe, Glück, Ruhm, selbst die Wahrheit, ist ihm untreu geworden und hat sein Versprechen nicht gehalten. Auf die erneute Frage aber:

„Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?“ —

antwortet er:

„Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“

Ja, m. Br., der wahre Mensch und Frmrer. hält sich mit seinen empfangenden, genießenden und schaffenden Kräften an die gegebene Wirklichkeit, lauschend und versuchend, was sie ihm bieten könne; er bleibt aber nicht minder überzeugt, daß an diese Wirklichkeit sich jene von allen Geschlechtern der Erde gemachte Erfahrung knüpft, die unsern Goethe in einsamer Stunde flehen ließ:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest, —

Ach, ich bin des Treibens müde! —
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede, —
Komm, ach komm in meine Brust!“

II. Der Friede, den wir finden können.

All unser unbefriedigtes Sehnen und Suchen, das auch in dem besten Leben übrig bleibt, bestätigt es, daß neben der Wirklichkeit, die unser Kopf mit seinem Vorstellen und Denken erfaßt und die unser Herz mit seinem Empfinden und Fühlen genießt, eine Wirklichkeit vorhanden sein müsse, die mehr als vergängliches Glück, die wahren Frieden gewährt, eine unsichtbare, höhere Welt, für deren Erfassung unser Geist gegenwärtig keine andere Werkzeuge besitzt als Ahnung und Hoffnung, Sehnsucht und Willensentschluß. Nicht minder offenbart das menschliche Gemüt das Bedürfnis, den Grund und Hintergrund der greifbaren Wirklichkeit sowie Anfang und Ziel ihrer Entwicklung in der Form einer unendlichen und allmächtigen, aber von Liebe und Weisheit beseelten Persönlichkeit zu suchen. Unsere Sinne, verstärkten sie sich auch mit Vergrößerungs- und Ferngläsern, unser Denken, wappnete es sich auch mit dem logischen Rüstzeug der großen Denker aller Zeiten, bleiben auf das Erfahrbare angewiesen; des Gottes aber, der die Welten trägt, wird man inne durch Stimmung und Gefühl:

„Ich fühl' es, Gott, ich muß dich haben;
Ich fühl's, ich kann ohn' dich nicht sein:
Nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben, —
Mein Ruhplatz ist in dir allein.“

Mehr oder weniger deutlich gefühlt besteht oder entsteht allmählich ein innerer Zwang, eine Macht vorauszusetzen, die alles Erscheinende zur Einheit verbindet und die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge zu einheitlich-zweckvollem Wirken zusammenschließt.

Lange Zeit hindurch vermögen die Menschen den Weltgrund nur als eine Vielheit geistiger Mächte zu begreifen; in demselben Maße aber, wie das menschliche Denken widerspruchsloser, harmonischer wird, wie es zur Einheit strebt, schwindet auch der polytheistische Götterhimmel dahin, und es bleibt nur der Eine übrig, mag man diesen nun als von der Welt geschieden oder als die Welt in sich begreifend und über sie hinausgreifend vorzustellen suchen.

Hier macht das Denken eben halt als vor dem Unbegreiflichen, Unerforschlichen; nur der fromme Glaube schafft sich diese oder jene nähere Vorstellung von Gott; nur er ist fähig, die Bilder und Gleichnisse, in denen er von ihm redet, mit Gefühlsinhalt zu versehen. Ein bloß abstrakter, durch das Denken gewonnener Begriff von Gott, der bestenfalls bedeutet, daß Gott der All-Eine, daß er das höchste Wesen ist, befriedigt den Menschen nicht völlig. Das menschliche Herzensbedürfnis schafft sich einen Gott nach seinem Bilde. Der Gott, dessen wir bedürfen, muß unserm eigenen Herzen etwas sein; diese Bedeutung Gottes für das menschliche Gemüt hat bekanntlich Augustinus in dem schönen Worte ausgedrückt: „Du hast uns geschaffen zu dir, und unruhig ist unser Herz, bis daß es ruhet in dir, o Gott!“ Der Gott, der alle Möglichkeiten des Seins beherrscht, der ferner die Erde und alles, was darauf ist, in seinen großen Weltenplan einbegriffen hat, ist auch der Quell, aus dem ich stamme, das Meer, in das mein Dasein einmal mündet. Der Gott, an den mein Herz in diesem Sinne glaubt, kann nur ein Gott der Liebe sein. Dieser Gemütsglaube und nur er ist die Quelle des Friedens, der höher ist denn alle Vernunft, die wir sonst vollauf als des Menschen höchste Kraft verehren. Über diesen Zusammenhang zwischen dem Glauben an Gott und dem Frieden, den unsere Seele sucht, lassen Sie mich noch einige Worte sagen.

Der Glaube an Gott vergewissert uns im höchsten Sinne unserer Menschenwürde: durch ihn sind wir überzeugt, daß das Dasein der Menschheit und des einzelnen Menschen, wie wirr und widerspruchsvoll auch vieles darin sich ausnehmen mag, doch einen Zweck und Sinn habe und auf eine höhere Entwicklung angelegt sei. Der Gottgläubige braucht dies Erdenleben nicht als eitel Jammer und Elend zu empfinden, sondern wird sich sagen, daß es als Gottes Werk in seiner Art gut und vollkommen sein und daß alle Dinge und Ereignisse ihm zum Besten dienen müssen; der Gottgläubige kann mit Kindessinn hinaufschauen und sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel! — er wirft alle Sorgen auf den, der für alles, was da geschieht, die höchste verantwortliche Stelle ist. So wird der Glaube an Gott zur Quelle des Friedens, den die Dinge, so wie sie sich äußerlich den Sinnen und dem Verstande darbieten, nicht ausstrahlen, den sie aber für die Seele dessen mit sich bringen, der sie auffassen gelernt hat als Glieder in der unendlichen Kette des von Gott Gewirkten und durch ihn Wirkenden. Auf

den Anspruch, daß alles lediglich unseren vergänglichen Augenblickszwecken diene, werden wir zwar verzichten, dennoch aber die Welt als eine solche schätzen, die unserer Mitwirkung nach dem Maß unserer Kräfte bedarf und so wenig ohne uns sein kann wie wir ohne sie. Die Hoffnung auf eine bessere Welt heißt uns Frieden schließen mit der vorhandenen uns zugänglichen. Der Friede, den der Glaube an Gott uns gibt, ist das schönste und wahrste Gut unsers Herzens; wer auf diesen Fels sein Dasein gründet, der hat es nicht auf Sand gebaut.

Die rechte innere Stellung zu sich selbst und zur Welt finden heißt aber ferner: nach außen das Leben menschenwürdig gestalten durch die rechte Art des Wirkens in dieser Welt. In rein äußerlichen Genüssen seine Tage erschöpfen, das wäre doch gar zu kläglich; die Arbeit für unsern Fortschritt und zum Besten unserer Mitmenschen gewinnt erst dann den rechten Sinn und vollen Segen, wenn sie unter dem Gesichtspunkte steht, den Christus mit den Worten ausspricht: „Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, und vollenden sein Werk.“ Was wir für uns und unsersgleichen, für Gegenwart und Zukunft, aber immer zugleich mit dem Ausblick auf die Menschheit leisten aus der redlichen Überzeugung, daß wir unsere volle Kraft an etwas Gutes setzen, das dürfen wir als nach dem Willen Gottes und in seinem Namen gewirkt ansehen und vertrauensvoll annehmen, daß es im großen Haushalt des himmlischen Vaters, in der Weltordnung des Höchsten seine Bedeutung haben werde. Nicht auf Augenblickserfolg, nicht auf eigenen Gewinn ist des Gottgläubigen Streben gerichtet, nein, alles Gute ist Selbstzweck, sofern es den höchsten Zwecken dient. Alles Tun der Menschen, das Vernunft und Gewissen, diese uns von Gott an unserm Lebenswege aufgestellten Leuchten, als notwendig und heilsam anzeigen, verleiht wahrhafte Befriedigung, also Freude und Frieden. Ein gut Gewissen d. h. das Bewußtsein, die Pflicht erfüllt zu haben, ist ein sanftes Ruhekissen.

Denken wir ferner daran, daß das Leben neben dem Handeln auch Leiden von uns fordert, so bewährt sich vollends der Glaube an Gott als das Eine, was in erster Linie zu unserm Frieden dient. Es ist menschlich und natürlich, wenn der Mensch das zahlreiche Leid, das ihm durch den Lauf der Natur und den Verkehr mit seinesgleichen erwächst, haßt, wenn er es zu meiden, zu fliehen und abzuwenden sucht; aber es gibt doch jenen höhern Standpunkt, den der Dichter Overbeck einnimmt in dem Gedichte:

„Warum sind der Tränen
Unterm Mond so viel
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?“

Schau hin, so spricht er, auf den Gott, der uns doch nicht bloß leiden läßt, dessen Hände auch Segen umherstreuen; er erinnert daran, daß des Menschen schwaches Gemüt die reine Güte nicht verträgt; er deutet an, daß wir selbst unser Leid mit verschulden und viel zu seiner Hebung tun können:

„Laßt uns besser werden,
Gleich wird's sein!“

und er tröstet endlich:

„Leben und sein Kummer
Dauert nur eine Nacht.
Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an,
Eh man sich's versiehet.
Dann ist's wohlgetan.“

Die Philosophie und die Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts sahen einen ihrer anziehendsten Vorwürfe in der Abfassung von Theodizeen: mit allem möglichen Scharfsinn suchte man den allmächtigen Baumeister der Welt wegen des für den Menschen vorhandenen irdischen Leides in Schutz zu nehmen und seine Liebe und Gerechtigkeit vor dem kritischen Verstande zu rechtfertigen, — sehr begreiflich in einem Zeitalter, welches von Wahrheiten und sittlichen Werten nur das anerkennen wollte, was zuvor die Feuerprobe vernünftiger Kritik bestanden hatte. Ein Rationalismus dieser Art, der auch auf dem Gebiete der menschlichen Gefühlswerte die Alleinherrschaft führen will, darf heutzutage durchweg als ein überwundener Standpunkt gelten. Der Glaube an Gott, seit Kants vernichtender Kritik der sog. Gottesbeweise außerhalb des Weichbildes der bloßen Vernunft stehend, weist die Verstandesstützen der Theodizeen zurück: ihm ist das Leid notwendiger Bestandteil und wirkender Erreger innerhalb der von Gott in Weisheit und Liebe gesetzten Ordnung; das Leid dient laut der Erfahrung, welche der Gläubige macht, zur Entwicklung und Ausgestaltung des Edelsten im Menschen, als Prüfstein und Erwecker sittlicher Kraft, zur festeren Knüpfung des Bandes zwischen dem Menschen und Gott. Weit entfernt, unter dem Druck

des Leidens zu erlahmen und zu erliegen, erwächst der Mensch dadurch zum wahren Helden und bewahrheitet den Kettenschluß des Paulus (Röm. 5, 3—5): „Wir rühmen uns der Trübsale, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu schanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz.“ Eine der herrlichsten Segnungen, welche das Christentum der Welt gebracht, ist die, daß es den Menschen hinauserhoben hat über jene antik-hellenische Anschauung, welche das Unglück aus dem Neide der Götter über der Menschen Glück erklärte. Das fühlte instinktiv Friedrich Nietzsche, der große Feind des Christentums. Seine Aussprüche über das Leid klingen ein wenig christlich, aber sie zielen darauf hin: was der Christ in dieser Hinsicht kann, das muß der Atheist in noch höherem Maße leisten können. Er läßt sich u. a. so vernehmen: „Ihr wollt wo möglich das Leid abschaffen, und wir? — es scheint, wir wollen es lieber noch höher und schlimmer haben, als es je war! Wohlbefinden, wie ihr es versteht, das ist ja kein Ziel, das ist ein Ende! — Die Zucht des Leidens, des großen Leidens, — wißt ihr nicht, daß nur diese Zucht alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen hat?“ — „Die geistigsten Menschen erleben auch bei weitem die schmerzhaftesten Tragödien; aber deshalb ehren sie das Leben, weil es ihnen die größte Gegnerschaft entgegenstellt. Es bestimmt beinahe die Rangordnung, wie tief einer leiden kann.“ „Wer auf Vergrößerung des Menschen sinnt, darf auch nicht davor zurückschrecken, Leiden zu verursachen.“ Nietzsche, der große Held im Leiden, kann uns als solcher die höchste Bewunderung einflößen; allein s e i n Ideal vom Übermenschen ist doch wenig angetan, uns zu seinen Jüngern zu machen. Der Glaube an Gott kennt eine höhere Kraft des Menschentums als die, sich mit prometheischem Trotz gegen das schwere Schicksal aufzubäumen und dem bloßen Trugbilde vom Übermenschen zuliebe leidend seine Größe zu zeigen. An Gottes Liebe nicht verzweifeln, wenn übergroßes Leid ihr volles Gegenteil zu beweisen scheint, in seinen Willen sich fröhlich ergeben, wenn er die an ihm festhaltende Seele ohne Grund zu strafen scheint: das ist in Wahrheit ein Heldentum. Nicht der zähneknirschende Stolz des Gottesleugners, sondern die demutsvolle Ergebung des Leidträgers, dessen Sinnbild das Kreuz ist und dessen Stirn den Frieden Gottes widerstrahlt, erscheint uns als das edlere, nachahmungswürdigere Bild.

Der Glaube an Gott aber zeigt sich endlich auch dem schwersten Leide, dem Tode selbst, gewachsen; ihn macht es nicht irre, daß der Leib in Staub zerfällt. Der Augenschein ist ihm da nur Schein, hinter der Erfahrung steht ihm ein Jenseits, eine höhere Ordnung der Dinge; was den Kern unsers Wesens bildet, was sich selbst als göttlicher Abkunft fühlt, das kann nicht vernichtet werden. Der Gläubige vernimmt im Tode Gottes Ruf: Kommet wieder, Menschenkinder! Innerhalb des unendlichen Alls, in dem die Gottheit waltet, gibt es unendliche Möglichkeiten des Seins und Wirkens, die unserm irdischen Auge und Denken nicht vorstellbar, aber um deswillen doch keine bloßen Hirngespinste sind. Nur für unsere Sinne und unsern Verstand sind die Toten tot, unserm Herzen leben sie, und die Ruhe des Leibes im Grabe oder seiner Aschenteile in einer Urne versinnbildlicht uns nur den höheren Frieden, der dem wahren, bessern Selbst des Menschen jenseit des Grabes zuteil wird. Der Glaube an Gott läßt uns im Tod den rechten Friedensbringer sehen, und nur er, nicht der mit mathematischen, physikalischen und chemischen Formeln rechnende oder aus abstrakten Grundsätzen folgernde Verstand kann den Menschen auf dem Sterbebette oder an den Gräbern seiner Lieben trösten; dem Glauben aber erklingt die frohe Botschaft: „Glückselig die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an! Ja, sagt der Geist, sie werden ruhen von ihren Mühen, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ (Offb. Joh. 14, 14.) Nachfolgen sehen wir uns, was wir hineingebaut haben in unsere Seele, was wir hineingebaut haben in die Welt. Der Glaube an Gott, der Einklang mit ihm läßt unser Herz auch in der letzten schweren Stunde den Frieden nicht verlieren.

M. Br., das Bedürfnis nach innerm Frieden ist wohl der edelste der Beweggründe, die einen Mann den Eintritt bei uns suchen lassen können. Wie vermöchten wir aber diesem Verlangen vollauf zu genügen, wenn wir es nicht als eine unserer vornehmsten Aufgaben ansähen, den der Menschheit immer wieder verloren gehenden Ring echter Frömmigkeit zu suchen und festzuhalten, die ihre Kraft an dem einzelnen dadurch bewährt, daß sie seinem Herzen den Frieden bringt! Es gilt, unseren Mitgliedern den Unterschied zu zeigen zwischen der einen köstlichen Perle und den vielen unechten Perlen und ihnen zur Erlangung jener behülflich zu sein. Unsere Wirksamkeit muß den Beweis liefern, — und das scheint mir in gewissem Sinne als das wirkliche Geheimnis der

Frmrei. angesehen werden zu dürfen —, daß der Drang nach Freiheit und Wahrheit mit der Gebundenheit in Gott und mit dem Frieden in ihm wohl vereinbar ist. Frei wollen wir werden von der Knechtschaft der Menschensatzungen und beschränkter Lebensansichten, frei von der Knechtschaft, womit eine Welt des Scheins, die sich als letzte und höchste Wirklichkeit ausgibt, uns gefangen nehmen möchte. Höchstes Vernunftstreben mit demutsvoller Unterwerfung unter die Werte der unsichtbaren Welt verbindend, nehmen wir zur Losung die Worte aus Sacharja 9, 5, welche Valentin Trotzendorf zu Goldberg, der berühmte Schulmann des 16. Jahrhunderts, zu der seinigen machte: „Liebet Wahrheit und Frieden!“ Wenn zu unserer Tagesordnung stets das gehört, daß wir uns als Wahrheitsucher, Gottsucher, Friedenssucher emporbilden wollen, dann walten wir still und unsichtbar als die guten Geister, welche der Menschheit den geistigen Frühling hervorzaubern helfen.

Menschenwürde.

So lange Menschenherzen auf dieser Erde schlagen, hat es als ein unverbrüchliches Recht des Herzens gegolten, sich Welt und Weltlauf in Bildern zu denken und zu deuten, die das Dasein in einem freundlichern Licht erscheinen ließen. Hat auch der menschliche Verstand immer mehr die dichterisch-phantasievolle und fromme Weltauffassung zurückgedrängt, ist auch die Wissenschaft der Helios geworden, der den Geistestag der neuzeitlichen Kulturvölker erleuchtet, so kann es doch auch der zur Vernunft herangereifte Mensch nicht lassen, aus des Lebens Drang in des Herzens heilig schöne Räume zu fliehen. Die cultura animi, die Gemütspflege in diesem Sinn gehört um so mehr auch zu den Aufgaben der Loge, als das Leben da draußen uns nur allzusehr mit dürrer Verstandesprosa abfindet und als die Wahrheit, zu der die Loge ihre Mitglieder führen will, keine kühl-gegenständliche, sondern eine höchst persönliche ist, an der vor allem das Herz Anteil haben soll. In seiner freundlichen Allegorie „Zueignung" erzählt unser Goethe, wie die Göttin der Wahrheit ihm die Weihe zu seinem Dichterberuf gibt durch Überreichung des Schleiers der Dichtung, mit dem er die Freunde umwehen und ihr Leben verschönen soll. Die Anwendung auf uns liegt nahe: auch die an dieser Stätte gesuchte und dargereichte Wahrheit kleidet sich in ein dichterisches Gewand, in Sinnbild und äußeres Zeichen. Dem für solche Gleichniswahrheit empfänglichen Gemüt bedeutet jede Feier, zu der wir uns hier vereinen, vor allem aber das Johannisfest, eine Verjüngung des innern Menschen, und auch unserm gesamten Menschheitsbunde kann es mit seiner jährigen Wiederkehr zum nimmer versiegenden Jungborn werden. Wir feiern es zu der Zeit, wo die licht- und lebenspendende Sonne, der Erde treue Mutter, ihr liebes Kind mit Laub und Blumen schmückt, wo sie für unsere Zone in der Vollkraft ihrer schaffenden Wirksamkeit

steht; damit aber sagt es uns: Seid ihr Frmr. den übrigen Erdensöhnen, was das helle Tagesgestirn eurem dunklen Planeten ist! Und wenn im frmrischen. Kalender das Johannisfest als der Anfang eines neuen Jahres gilt, das mit dem lieblichen Lenz schließt und mit dem heitern Sommer beginnt, so dürfen wir dabei uns dessen erinnern, daß des Maurers Laufbahn inmitten von Licht und Wärme, Kraft und Freude liegt. Die Rosen aber auf unserer Brust, das festliche Zeichen dieses Tages, gemahnen: Unser Bund mit seinem Wirken bleibt sub rosa, unter dem Siegel jener edlen Verschwiegenheit, mit dem man seine süßesten Geheimnisse vor der Menge hütet. Nicht minder ist als Bild zu fassen, daß wir an diesem Fest eines heiligen Mannes gedenken und unsern Bund als unter seinem Schutze stehend betrachten. Die fromme Legende, die das Evangelium nach Lukas von der Kindheit dieses Schutzheiligen aufbewahrt hat, berichtet, wie sein Vater mit der Begeisterung eines Sehers von ihm redet als von einem Propheten, der vor dem Herrn hergehen werde, ihm den Weg zu bereiten, als von dem Aufgang aus der Höhe, zu erscheinen den in Finsternis und Schatten des Todes Sitzenden, zu richten unsere Füße auf den Weg des Friedens. „Das Kindlein aber wuchs und erstarkte im Geist und war in der Wüste, bis daß er sollte hervortreten vor das Volk Israel.“ Mit diesen schlichten Worten deutet die Schrift auf die in heiliger Stille sich vollziehende Entwicklung des Genius, der in der Folge hielt, was er in der Jugend versprach. Die Krönung dieses Lebens ist die so manches andern Geistesheldenlebens gewesen: der Märtyrertod. Die Frucht eines so glorreich besiegelten Wirkens aber konnte nicht ausbleiben: galt es doch als religiössittliche Erneuerung der Heranbildung der bessern Menschheit, an die der Held geglaubt als an das nahe herbeigekommene Himmelreich.

Unser maurerischer Glaube an die Menschheit macht uns zu Johannis Jüngern und die Frmrei. zur Fortsetzung seines Werkes; für uns gibt es einen durch den Strom der Jahrhunderte reichenden Zusammenhang zwischen der uralten Bußpredigt des ernsten Propheten und Täufers am Jordan und der auf der Sonnenhöhe des 18. Jahrhunderts von unsern großen deutschen Denkern und Dichtern gepredigten Humanität; für uns verwandelt sich jene Predigerstimme in der Wüste in die Mahnung, die Schiller den Künstlern, auch den Angehörigen der K. K., zugerufen hat und die verdiente, über allen Logentüren in goldenen Lettern zu glänzen:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!“

I. Der Menschheit Würde.

Darf man den Ausdruck „Menschenwürde“ heute noch in den Mund nehmen? Es will mir bisweilen scheinen, als ob in unserer fortgeschrittenen Zeit gewisse den reinsten, unverhohlensten Idealismus atmende Worte, die im Zeitalter eines Lessing, Herder, Schiller, Goethe und Kant geprägt und als laufende Geistesmünze gebraucht wurden, den alten guten Klang verloren hätten. Was insbesondere den Begriff der Menschenwürde anlangt, so will schon Schopenhauer, wie u. a. einzelne Stellen in seiner „Grundlage der Moral“ und in seinem Aufsatz „Zur Ethik“ zeigen, nichts davon wissen. Er nennt ihn das Schibboleth aller rat- und gedankenlosen Moralisten, die klug darauf rechneten, daß auch ihr Leser sich gern mit einer solchen Würde angetan sehen und demnach damit zufrieden gestellt sein würde; er findet, wenn Kant den Ausdruck Würde als einen unbedingten, unvergleichbaren Wert erkläre, so sei das, wie so vieles in der Philosophie, die mit Worten gestellte Aufgabe zu einem Gedanken, der sich nicht denken lasse, so wenig wie die höchste Zahl oder der größte Raum; er findet es ferner widerspruchsvoll, im Sinne Kants Moralität auf Würde und Würde auf Moralität zurückzuführen. Davon abgesehn aber sei der Begriff der Würde auf ein an Willen so sündhaftes, am Geiste so beschränktes, am Körper so verletzbares und hinfälliges Wesen, wie der Mensch ist, nur ironisch anwendbar; man könne dem menschlichen Geschlecht nur mit dem Gefühl des Mitleids gegenüberstehen, und dies sei sein eigenes Moralprinzip. Ohne den Versuch zu machen, Schopenhauers Einwände schrittweise zu widerlegen, glaube ich doch zeigen zu können, daß der Ausdruck „Menschenwürde“ etwas Besseres ist als ein hohles Wort.

Die Gedankenbilder, die wir Begriffe nennen, bezeichnen entweder seiende Dinge oder aber Forderungen, denen die Dinge entsprechen sollen. Im letztern Falle liegen Wertbegriffe vor, Zeichen für die vom menschlichen Denken im Verein mit dem Gefühl an die Wirklichkeit angelegte Wertskala. Wir messen die Dinge gleichsam, wir fragen: Was bedeuten sie für unser Gefühl, sei dieses nun sinnlich oder geistig, und wenn letzteres, sei es wieder intellektuell, religiös-moralisch oder ästhetisch? Mit dem Ausdruck

Menschenwürde wird ganz allgemein gesagt, daß jeder Mensch, zu welchen Zeiten, in welcher Erdgegend, unter welchen staatlichen, gesellschaftlichen oder sonstigen Verhältnissen er auch leben möge, als Mensch einen gewissen Durchschnittswert habe, daß er Züge an sich trage, wodurch er die wahre und beste Beschaffenheit seiner Gattung verwirkliche. Zu der Anerkennung einer Art Menschenwürde kommt man offenbar schon, wenn man, das eigentlich sittliche Gebiet zunächst außer Betracht lassend, den Menschen vergleicht mit anderen irdischen Lebewesen. Dem Gebildeten der Gegenwart sind bekanntlich die naturwissenschaftlichen Anschauungen Darwins geläufig, wonach der Mensch die letzte und höchste Entwicklungsform des Organischen auf der Erde, das höchst entwickelte Wirbeltier und Säugetier darstellt. Wer hierin eine Erniedrigung der Menschenwürde sehen und den Häckelschen Werken gegenüber, wo derartige Lehren vorgetragen werden, den mosaischen Schöpfungsbericht ausspielen wollte, dessen Urteil über die Tierwelt beruhte gewiß auf einem wenig berechtigten Gefühl. Auch ohne die Tiere zu vermenschlichen, wird man in ihnen doch Wunderwerke der schaffenden Natur anerkennen, die mehr oder weniger dem menschlichen Wesen verwandte Züge aufweisen. Nicht minder sicher aber ist, daß den Menschen zweierlei von ihnen wie eine unüberbrückbare Kluft trennt, und das ist eben das, was naturwissenschaftlich die Menschenwürde begründet: Vernunft und Sprache. Schon der Grieche bezeichnete den Menschen als ἄνθρωπος d. i. Menschengesicht, — ein Hinweis auf den edelsten Teil, durch den er sich vom Tiere unterscheidet; in sachlicher Übereinstimmung hiermit ist es, wenn die deutsche Sprache das Wort „Mensch“ d. h. der Denkende geprägt hat. Das Seelenleben des Tieres zeigt kein Denken in Begriffen, es scheint über den Umkreis dessen nicht hinauszugehen, was mit seinen sinnlichen Bedürfnissen zusammenhängt. In dieser Hinsicht teilt ja der Mensch die Züge der Tierheit, aber sein Geist strebt weiter und kommt weiter: aus dem Zustande dumpfen tierischen Empfindens und rein sinnlichen Strebens hat er sich zu einem höhern Dasein emporgearbeitet, dessen Gesamtheit der Name Kultur bezeichnet. In jahrtausendelangem Ringen, das auch heute noch nicht stillsteht, hat er in der Pflege und Veredelung dessen, was sein körperliches und geistiges Leben betrifft, immer höhere Stufen erreicht. Von eigenen Wertgefühlen und Gedanken geleitet gingen einzelne begabte Geister bahnbrechend voran; das Bessere ist des

Guten Feind, und wenn man auch kein letztes Ziel der Entwicklung kennt, so ist doch die Richtung in dem gegeben, was die menschliche Vernunft bisher Gutes und Befriedigendes geleistet hat. In dem durch Geschichtskenntnis geklärten Bewußtsein von dem jetzt erlangten Kulturgut haben wir den Maßstab für die tieferen Stufen der menschlichen Entwicklung, und die Unterscheidung von Barbarei und Zivilisation, von niedrig- und hochstehenden Völkern, von Gebildeten und Ungebildeten erweist sich als wohlbegründet. Die bisher gemachten Erfahrungen scheinen aber auch den Glauben zu verbieten, daß alle Völker und innerhalb eines Einzelvolkes dessen Glieder zu gleicher Höhe der Kultur gelangen könnten. Wiederum aber ist der Fortschritt doch so merklich, daß wir an die allgemeine Kulturfähigkeit des menschlichen Geschlechts zu glauben berechtigt sind, und so werden wir denn trotz aller Abstufungen und Verschiedenheiten in Bezug auf die äußere Kultur wohl der Annahme Raum geben dürfen, daß dieselbe ihr Licht allmählich über die ganze Erde verbreiten werde. Ob dabei freilich alle jetzt vorhandenen Völker sich dauernd behaupten werden im Wettstreit mit den übrigen, das ist eine Frage, die schwerlich zu bejahen sein dürfte. Soviel ist gewiß: in dem Maße, wie die Menschen sich kulturfähig zeigen, wie ihre Vernunft an der Aufnahme und Förderung der Kulturgüter tätigen Anteil nimmt, in dem Maße offenbaren sie ihre Menschenwürde. Wir können uns nicht zu dem Glauben Rousseaus und Tolstois bekennen, daß es eine Vermehrung der Menschenwürde bedeuten würde, wenn die Menschen sich in Zukunft wieder mehr dem sog. Naturzustande näherten. Eins dürfen wir freilich nicht vergessen: ihrem innersten Kerne nach ist die Menschenwürde nicht mit der äußeren Kultur und auch nicht mit der Verstandesausbildung gegeben. Mit Recht hat der Sprachgebrauch den Ausdruck Menschenwürde vorwiegend auf die sittliche Artung des Menschen bezogen. Derjenige, so meinen wir, besitzt sie, der sein Tun und Lassen im Verhältnis zu sich selbst und seinen Mitmenschen unter eine Regel stellt, deren Befolgung den Fortschritt nicht schädigt, sondern fördert. Wir könnten uns hier nun kopfüber in philosophische Betrachtungen stürzen, vor allem der Frage nachgehen, wie die Menschen zu dem Schatz ihrer sittlichen Begriffe und Grundsätze gekommen sind. Zweifellos darf hier von Angeborenem nur mit großer Vorsicht geredet werden; das meiste ist Sache der Entwicklung im äußern Verkehr der Menschen, und es ist

sicher ein langer Weg von der natürlichen Mutterliebe, die sich auch bei den am tiefsten stehenden Wilden findet, bis zu der Höhe des sittlichen Bewußtseins, die wir als Gewissen bezeichnen, und erst der vollentwickelte Mensch darf sich die Strophe aus Goethes „Vermächtnis“ zu eigen machen:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du darinnen,
Daran kann kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das lebendige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.“

Vor allem sind die großen Religionsstifter und die philosophischen Ethiker als die Lehrer und Gewissensschärfer der Menschheit zu preisen, unbeschadet freilich der von Schiller hervorgehobenen Wahrheit:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Wie verschieden sich auch im einzelnen die sittlichen Anschauungen ausgeprägt haben mögen, wie sehr auch bei manchen Völkern und bei der Mehrzahl der Menschen die Sitte oder auch das staatliche Gesetz die Stelle bewußter, freigewollter Sittlichkeit vertreten mag, — die besten der Religionen, die Reifsten unter den Denkern und Dichtern, die Edelsten unter den mit einem sittlichen Instinkt begabten Naturen sind doch einig in der Anerkennung des Begriffes der Menschenwürde: es gezieme sich für den Menschen als solchen, so oder so zu empfinden und zu handeln. Entscheidend ist hier nicht der Einzelinhalt der sittlichen Anschauungen, sondern der Umstand, daß der Mensch überhaupt die Frage nach der rechten und besten Lebensführung stellt und daß er sie überhaupt irgendwie beantwortet gemäß den Eingebungen seines vernünftigen Denkens über die Wirklichkeit sowie auf Grund frommer Hingebung an die übersinnliche Welt, an die Gottheit in irgend einer Form. Sodann muß betont werden, daß in der sittlichen Entwicklung bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen doch vor allem zwei Grundgesetze sich immer mehr zu wenigstens theoretischer Anerkennung durchgerungen haben: das der Gerechtigkeit und das der Menschenliebe. Das Gerechtigkeitsgefühl entspricht dem Gedanken der Menschenwürde, sofern es sagt: Jedem

das Seine, und: jeder Mensch hat ein Anrecht auf ein Dasein, das wir als menschenwürdig empfinden. Vollends aber entspricht das Gesetz der Liebe dem Gedanken der Menschenwürde: es verlangt, daß die Menschen sich harmonisch zur Freude und Verschönerung des Daseins verbinden und ihr gemeinmenschliches Schicksal gemeinsam tragen. Nirgend aber begegnen uns diese Gesetze reiner und unzweideutiger als an jener großen Wende der Zeiten, die Johannes der Täufer und Christus als das nahe herbeigekommene Himmelreich bezeichnen. Wenn die geistigen Führer des jüdischen Volkes in Selbstgerechtigkeit und nationalem Dünkel sich brüstend meinten: „Wir haben Abraham zum Vater!“ so hat Johannes für sie die Bezeichnung „Otterngezücht“ bereit und belehrt sie: „Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken.“ Von den Schriftgelehrten und Pharisäern verlangt er dasselbe wie von allem Volke: Tut Buße! d. i. ändert euern Sinn! Der Sinn seiner Bußpredigt ist die Forderung der Gerechtigkeit und Liebe. Denn das meinen doch wohl Gebote wie diese: Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist! Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, tue auch also! Tut niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch begnügen an euerm Solde! Es ist nicht recht, daß du, König Herodes, deines Bruders Weib habest!“ Johannes verzichtet für seine Person auf alle Weltfreuden und zeigt durch sein Beispiel, daß der Wert des Menschendaseins nicht im Essen und Trinken und in weichen Kleidern liegt. Er wählt sich Jünger und Freunde und vollzieht an denen, die sich der von ihm gepredigten sittlichen Erneuerung anschließen wollen, das Sinnbild der Taufe. Zugleich aber weist er hin auf einen, der die Menschenwürde noch mehr vertreten werde denn er selbst; er sagt von Christus: „Der wird euch mit dem heiligen Geist und Feuer taufen“, als wollt' er sagen: Nachdem ich bloß Roharbeit und Vorarbeit am äußern Menschen ausgeübt, wird der Meister aus Nazareth euch auch innerlich umwandeln und eure Gemüter erfüllen mit heiliger Begeisterung für alles Gute. Und hat die Geschichte hierin dem Täufer nicht Recht gegeben? Der sittlichen Erneuerung der Menschheit die höchste Vollendung zu geben, darauf war das Wirken Christi gerichtet. Indem er das Verhältnis der Menschen zu Gott als das der Kinder zu ihrem Vater auffassen lehrt, gibt er dem Begriff des Menschen die höchste Würde. Damit treten alle Menschen unter einander in eine heilige Bruderkette, die dem Gesetze huldigt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Da sind

Gerechtigkeit und Liebe zu einer einzigen Tugend geworden. Nicht Ehre, nicht Reichtum begründet den Wert des Menschen: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ In der Seele, in der Gesinnung ruht die rechte Würde; der ist ein wahrer Mensch, dem es nicht fehlt an einfältigem Kindessinn, an Wahrheitsliebe, Sanftmut, Friedfertigkeit, Demut, an einem reinen Herzen; der ist der wahre Mensch, der sich selbst besiegt, der sich erhebt über die naturgegebene Niedrigkeit seines Wesens. Wer die von Christus gelehrte und geübte Sittlichkeit unbefangen auf sich wirken läßt, der kann es begreifen, wenn unser Br. Goethe, der 82 jährige, den Ausspruch tut: „In den Evangelien ist der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art war, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur liege, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus. Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus. Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind. . . . Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. Es wird dahin kommen, daß alles nur eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen.“ — Ganz eigenartig berührt gegenüber diesem Bekenntnis zu der Sittlichkeit Christi, das Goethe, der sog. große Heide, abgelegt, die Auffassung von Menschenwürde, die der moderne Philosoph und Dichter Friedrich Nietzsche gehabt hat. Schon in seiner Schrift über Schopenhauer hatte Nietzsche den Genius und Heiligen in einer Person gepriesen und ihn als den „wahrhaften Menschen“ hingestellt, „zu dem wir samt aller Natur hindrängen als zu einem Etwas, das hoch über uns steht“. Das eigentliche Thema des Nietzscheschen Buches „Also sprach Zara-

thustra“ ist der Übermensch, eine Bezeichnung, die sich — freilich in ganz anderm Sinne — in Goethes „Zueignung“ findet, wo die Wahrheit zum Dichter spricht:

„Kaum bist du sicher vor dem ersten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen.
Wieviel bist du von andern doch verschieden? —
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!“

Nietzsche, der dies Wort wenig beherzigte, legt in der Bezeichnung „Übermensch“ sein eigenes ästhetisch-religiöses Ideal nieder, das von ihm durch Aussprüche wie folgende gekennzeichnet wird. „Wie alles Wollen einen Zweck hat, so setzt der Mensch ein Wesen voraus, das nicht da ist, das aber den Zweck seines Daseins abgibt. Ein höheres Wesen, als wir selber sind, zu schaffen, ist unser Wesen.“ „Der Übermensch ist der Sinn der Erde.“ „Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehre ich euch sagen: Übermensch. Gott ist eine Mutmaßung; aber ich will, daß euer Mutmaßen nicht weiter reiche als euer schaffender Wille. Könntet ihr einen Gott schaffen? So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könntet ihr den Übermenschen schaffen. . . . Des Übermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten. Ach, meine Br., was gehn mich noch die Götter an! Aber, daß ich euch ganz mein Herz offenbare, ihr Freunde: wenn es Götter gäbe, wie hielt' ich's aus, kein Gott zu sein! Also gibt es keine Götter.“ Durch Darwin kam Nietzsche auf den Gedanken, es könne und solle ein stärkerer Typus gezüchtet werden, in dem unsere Kräfte synthetisch gebunden seien; die Naturvorgänge der Züchtung des Menschen könnten von den Menschen in die Hand genommen, es müßten dahingehende Versuche auf Tausende von Jahren eingeleitet werden. Man soll die Menschheit überwinden „durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, mit Ausnahme derer, die sie aushalten“. So erhält der Gedanke der Menschenwürde durch Nietzsche eine ganz neue Fassung: die Niedrigkeit der viel zu vielen verabscheuend, nur von Achtung erfüllt für das an Geist und Körper Starke will Nietzsche die Menschheit in zwei Gattungen sondern: eine starke, geniale, zu dauernder Herrschaft bestimmte, und eine schwache, dumme, zu ewiger Knechtschaft erlesene Klasse, und erstere soll bewußt durch Paarung des Bessern

gezüchtet werden. Was aber ist davon zu halten? Ich glaube, man braucht diesen Ideen und Vorschlägen nicht lange nachzudenken, um sie als bloße Phantastereien, ja als sittliche Roheiten zu erkennen, dies aber bei vollkommener Anerkennung der Bedeutung des Darwinschen Entwicklungsgedankens, der uns die Zukunft der Menschheit in einer endlosen Reihe erscheinen läßt. Eben deshalb, weil wir von der Stetigkeit des Fortschritts überzeugt sind, — die Natur macht keine Sprünge — verzichten wir darauf, das Lebensprogramm einer fernen Zukunft für unsere gegenwärtige Aufgabe mit in Rechnung zu ziehen; ausgehend von der der Menschheit bisher zuteil gewordenen Erfahrung halten wir uns an die Gegenwart und an die absehbare Zukunft. Erfahrung, Vernunft und Religion zeigen da einen sichern Weg. Immer näher rücken die Menschen aneinander, immer vielseitiger und enger werden ihre Beziehungen; bei der vorhandenen Verschiedenheit der einzelnen, der Völker und Rassen geht die Entwicklung nicht ohne Kampf vor sich. Das Schwache kann sich dem Starken gegenüber nicht dauernd behaupten; es mag allmählichem Untergang gewidmet sein. Allein die Grundsätze der Gerechtigkeit und Liebe hören darum nicht auf, ihre Bedeutung zu behalten, so lang ein Mensch dem Menschen gegenübertritt. Gerechtigkeit ist die Waffe dessen, den andere knechten und quälen wollen, Liebe der Zügel der Starken gegenüber den Schwachen. Die von Nietzsche empfohlenen Züchtungsversuche zur Erzielung des Bessern dürfen wir getrost der Natur überlassen, es möchte sonst mancher Homunkulus erzeugt werden. Große Talente und Genies brechen sich selbst Bahn, und wenn das, was sie schaffend erzeugen, durch eine immer besser werdende Erziehung rascher in weitere Kreise getragen wird, so wird künftig das Licht auch leichter seinen Weg in die dunklen Täler und in die tiefen Brunnen finden, und der geistig-sittliche Fortschritt bleibt gesichert. Wie der Nationalreichtum eines Volkes dann ein wahrer ist, wenn nicht wenige Milliardäre alles besitzen, sondern neben großen Kapitalien eine gewisse Verteilung des Gütervorrats und damit ein allgemeiner Wohlstand vorhanden ist, so werden auch die geistig-sittlichen Kulturschätze in weitem Maße Gemeingut sein müssen, und wenn man nicht alle Menschen zu einer gleich hohen Stufe des Denkens und des äußern Glückes bringen kann, so bleibt doch zu erstreben, daß jeder einzelne wenigstens in sittlicher Hinsicht die mit Menschenwürde unverträglichen Sklavenketten ablegen dürfe. Der Sittlichkeit be-

darf jeder, mag er im großen oder im kleinen Kreise wirken. Der Wertbegriff der Menschenwürde fordert nicht den Übermenschen, der in der Tat nur ein Untermensch sein würde, da er die Humanität in Brutalität verkehrt, sondern den Edelmenschen, und unserer ethischen Weisheit Anfang und Schluß kann nur derselbe sein wie in Goethes erhabner Ode „Das Göttliche“:

„Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein unterscheidet ihn
Von allen Wesen, die wir kennen.“

Wir haben bisher von der Menschenwürde oder der wahren Sittlichkeit gesprochen als von etwas, was sein soll. Jeder von uns weiß aber auch, daß damit ein Ideal aufgestellt ist, das immer nur zum Teil verwirklicht wird. Die Geschichtsbücher liefern auf jedem ihrer Blätter den Beweis, daß an die edelsten Bestrebungen sich die Gemeinheit heftet. Man denke an das unschuldige Blut, das beispielsweise in der französischen Revolution von 1789 geflossen ist, jener großen, im Kerne vollauf berechtigten Bewegung, durch die der Gedanke der Menschenwürde neue Eroberungen zu machen versuchte. Und hat uns in jüngster Zeit der serbische Königsmord nicht von neuem gezeigt, wie gräßlich die bête humaine, das Raubtier im Menschen, selbst in christlichen, äußerlich zivilisierten Staaten zu wüten vermag? Wir brauchen wahrlich nicht an die Kannibalen der Südsee zu denken, um zu wissen, daß die Menschheit am Anfang des 20. Jahrhunderts noch eine recht gemischte Gesellschaft ist. Auch die fortgeschrittensten Staaten werden noch lange der Strafgesetze bedürfen, und neben den Kirchen, Schulen und Museen sind auch die Gefängnisse unentbehrlich, so sehr erhält die Hefe und der Abschaum der Menschheit mit ihrer Vermehrung an Zahl immer neuen Zuwachs. Alle jene Wesen mit dem Verbrechergesicht, alle jene durch den grausigen Fluch der Vererbung oder die Not der Verhältnisse zur Verleugnung der Menschenwürde gebrachten Geschöpfe sind aber Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein. Die Sonne des sittlichen Ideals beleuchtet nur um so greller den Abgrund, in dessen Tiefe der Strom der Sünde und Schuld dahinfließt; die Besten werden sagen: u n s e r e Schuld. Mit den Edelsten unsers Geschlechts, einem Buddha, Sokrates, Johannes, Christus werden wir von der Menschheit ganzem Jammer erfaßt, mit ihnen aber

auch des Glaubens leben, daß nur Gerechtigkeit und Liebe jenen Abgrund ausfüllen und überbrücken kann; da heißt es für uns Frmr. vor allem in bezug auf die Menschenwürde:

II. Bewahret sie!
Mit euch sinkt sie, mit euch wird sie sich heben!

Natürlich bilden wir uns nicht ein, die einzigen zu sein, die an der Besserung der Menschheit arbeiten; wir kennen als unsere Genossen alle edlen Fürsten und Regierungen, alle einsichtigen Gesetzgeber und Gesetzeshüter, alle begeisterten Priester und Lehrer, alle Träger humaner Bestrebungen in Staat, Gemeinde und Gesellschaft, alle Schriftsteller und Dichter, die der menschlichen Freiheit das Wort reden, ohne der Dämme zu vergessen, die sie braucht, um nicht zur Gemeinheit zu versumpfen. Vor einigen Tagen las ich in einem Wahlartikel der freikonservativen Berliner „Post" über den Geschichtsschreiber H. v. Treitschke folgenden bemerkenswerten Satz: „Wieviele bekehrte er zu der unumstößlichen Wahrheit, daß die menschliche Gesellschaft eine natürliche Aristokratie ist und es bleiben muß, wenn sie ihrer höchsten Aufgabe genügen will!" Nun wir kennen einen Adel, der edler ist als der der Geburt, wir kennen eine Auslese der menschlichen Gesellschaft, in der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit keine frommen Wünsche bleiben, wir kennen kein Übermenschentum, aber ein Edelmenschentum, das den natürlichen Drang hat, sich immer weiter zu verbreiten, und in seinen Mitgliedern Kraftpunkte zur Verwirklichung der Sittlichkeit und Menschenwürde darstellt. Wir selbst sind Angehörige dieser wahren Aristokratie und blicken mit freudigem Stolz auf diese Würde. Vergessen wir aber der Pflicht nicht, die sie uns auferlegt! Gerade dem Gemüt des Frmrs. muß es am verständlichsten sein, was unser Schiller, der durch seine sittliche Weltanschauung unter den Frmrn. ohne Schurz im Vordergrund steht, in vielen seiner Dichtungen und in seinen gehaltvollen Sprüchen sagt, wenn er sich z. B. vernehmen läßt:
„Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus."

Nirgend ist die Gefahr, bei der bloßen Lehre stehen zu bleiben, größer als auf sittlichem Gebiet. Die Jünger der K. K. sollen nicht den Frommen gleichen, die von Frömmigkeit mit großen Worten sprechen; es ist schlimm, wenn es uns an Taten fehlt, noch

schlimmer, wenn Brüder, die vielleicht schon am Reißbrett der Meister sitzen, im Verkehr mit den Brüdern und der Außenwelt dem von uns vertretenen Ideal der Menschenwürde hohnsprechen. Das Johannisfest setzt uns alle dem großen Bußprediger zu Füßen, der Sinnesänderung zur Pflicht macht; es heißt uns in unsern Busen greifen und fragen, wieviel vom rohen Stein noch der Bearbeitung bedarf, damit wir unserm großen Bau nicht Halt und Zier verderben; es heißt uns gleich einem Johannes der Pflicht getreu zu sein bis in den Tod. Wohlan, jetzt und immer bleibe unsere Losung: Der Menschheit Würde!

Gottfried Herder als Freimaurer.

Zum 18. Dezember 1903.

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn erspießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendfältig durch die Länder fließt;
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was jeden in der Mutterluft gerührt;
Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt, —
Das alles, was Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und Tat, als wenn es eines wäre. . . .

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel,
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen,
Humanität sei ewig unser Ziel.
O warum schaut er nicht in diesen Tagen
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen?"

Mit diesem herrlichen Hymnus hat einst unser Br. Goethe dem Manne ein Ehrenmal gesetzt, der vor 100 Jahren aus der Menschheit, aus seinem Volke und aus der Bruderkette Abschied nahm, um in den ewigen Osten einzugehen. Was sein großer Freund und literarischer Bundesgenosse ihm darin zum Ruhme nachsagt, wird durch die Geschichte unsers Schrifttums und unserer Dichtung bestätigt. Welcher Gebildete erinnert sich nicht Herders als eines Zugehörigen zum Weimarer Musenhofe, als eines jener mit Geist und Kraft gesalbten Männer, durch die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die intellektuelle, moralische und ästhetische Kultur Deutschlands zu einer niegekannten Höhe

gelangte? Dennoch kennt man ihn bei weitem nicht so wie das poetische Doppelgestirn Schiller und Goethe; seine auch von ihm selbst nicht als Kunstwerke betrachteten Dichtungen leben nur in einigen Proben in den Lesebüchern der Jugend fort. Das aber, worauf sehr wesentlich sein Ruhm sich gründet, größere und kleinere Prosawerke, womit er richtunggebend in das Denken seiner Zeit eingriff und ihm den reinsten Ausdruck gab, ist bedeckt vom Edelrost der Vergangenheit. Vielleicht, m. Br., gibt der 100. Gedenktag seines Todes aufs neue Anregung, auch diesem Genius mit seinem weltumspannenden Denken wieder mehr zu lauschen. Vor allen anderen aber gebührt uns dies, m. Br., zumal bei der gegenwärtigen kritischen Lage des deutschen Logentums, damit wir mehr als je dessen innewerden, welche Orientierungslinien für die Sache unsers Bundes wir durch den Br. Herder, den großen Apostel der Humanität, gewinnen können. Um aber mehr als einen flüchtigen Schimmer von seiner freimaurerischen Glanzgestalt zu zeigen, erscheint es mir geboten, sie durch eine genauere Darlegung der Lebensgeschichte und Geistesentwicklung sowie der literarischen Leistungen Herders mit Hervorhebung seiner freimaurerischen Beziehungen * Ihrem geistigen Auge ein wenig näher zu rücken.

Er, den heute eine ganze Nation unter den besten und größten ihrer Söhne nennt, stammte aus unscheinbaren, bescheidenen Verhältnissen. Geboren am 25. August 1744 in dem ostpreußischen Ackerstädtchen Mohrungen als Sohn eines Lehrers, der früher Tuchmacher gewesen war, und dessen zweiter Frau Anna Elisabeth geb. Pelz, verlebte er nebst zwei Schwestern die Kindheit unter nachhaltigen religiösen Eindrücken und wurde von früh auf zu Einfachheit und Bescheidenheit, Ernst und Pflichttreue geleitet. Nachdem er bei seinem Vater Elementarunterricht erhalten, erlernte er in der Stadtschule, die der Rektor Grimm, ein bärbeißiger, pedantischer Junggesell, leitete, die alten Sprachen. Den Konfirmandenunterricht genoß er bei dem Pfarrer Willamovius, einem frommen und zugleich weitherzigen Manne. Wenig erfreulich verliefen dem Jünglinge die nächsten Jahre: der Diakonus Trescho, ein herzloser Frömmler, benutzte ihn zum

* Sehr wertvolle Aufschlüsse hierüber, auf die ich verschiedentlich Bezug zu nehmen habe, bringt die kürzlich erschienene Abhandlung unseres Brs. Dr. Ludwig Keller: J. G. Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. Berlin, Weidmann 1904.

Abschreiben seiner langweiligen Werke, gab ihm aber dafür nichts als Obdach; dem Wunsche Gottfrieds, Pfarrer zu werden, widersetzte sich der hochmütige, geistliche Herr, gestattete ihm glücklicherweise aber die autodidaktische Benutzung seiner Bibliothek. Der jugendliche Herder verschlang in seinem Wissenshunger ganze Haufen von Büchern, und nichts liebte er mehr als die Einsamkeit des Gartens oder des Waldes, wo er seinen eigenen Gedanken nachgehen konnte. Ein glückliches Geschick fügte es, daß der im Winter 1761/2 in Mohrungen im Quartier liegende russische Regimentsarzt Schwarzerloh den hochbegabten Lehrersohn kennen lernte und durch das Versprechen, ihm in Königsberg das Studium der Chirurgie ermöglichen zu wollen, aus seiner bis dahin hoffnungslosen Lage befreite.

In den Jahren 1762—64 finden wir H. dann als Studenten in Königsberg. Die Chirurgie gab er bald auf, da er bei der ersten Leichenöffnung, der er beiwohnte, ohnmächtig wurde; er ging zur Theologie über, mußte dies Studium aber, da Schwarzerloh ihm jetzt seine Hilfe entzog, mit guter Menschen Hilfe aus eigener Kraft durchführen: er erhielt das Gräflich Dohnasche Familienstipendium seiner Vaterstadt und erteilte Privatstunden, namentlich am Gymnasium Fridericianum. Bei der langweiligen Art der theologischen Professoren betrieb er sein Berufsstudium nur soweit es nötig war, um sich dafür um so hingebender unter den Einfluß von freidenkenden Männern zu stellen, in deren Verkehr der bis dahin eingeschüchterte Jüngling an Geist, Herz und Charakter sich kraftvoll entwickelte. In erster Linie nahm sich der Buchhändler und Lotteriedirektor Joh. Jakob Kanter, dem unser H. schon von Mohrungen aus dichterische Zeitungsbeiträge gesandt hatte, des vielversprechenden Jünglings an. Er führte ihn in einen Kreis von Männern, die teils der „Deutschen Gesellschaft", teils der ihr nahestehenden späteren Loge „Zu den drei Ankern" angehörten. Wie Br. L. Keller im einzelnen nachgewiesen hat, haben die in jener Zeit sehr zahlreich gegründeten Freimaurerlogen die Erbschaft der bis dahin in manchen Städten vorhandenen, die Pflege der Naturwissenschaft, Dichtung und Lebensweisheit betreibenden älteren deutschen Sozietäten übernommen. So gehörten zu der Königsberger Sozietät der Maurer Männer, deren Familiennamen man ein Jahrhundert lang in den Listen der früheren deutschen Sozietät zurückverfolgen kann. Als Mitglieder oder Freunde der genannten Gesellschaft, die zu der Zeit, als H.

in Königsberg studierte, von größerer Bedeutung waren, sind zu nennen: der Astronom Joh. Heinr. Rast, der mit dem berühmten Engländer Newton in wissenschaftlichem Verkehr stand, die Gebrüder Hamann, von denen Joh. Christoph jenem Kreise des Hamburger Dichters Heinr. Brockes nahestand, aus dem 1737 die erste deutsche Loge hervorging, der schon genannte Kanter, ferner Joh. Friedr. Hartknoch, Joh. Gotthelf Lindner, Theodor Gottlieb v. Hippel, Scheffner u. a. Sie und andere Freunde pflegten in einer Gartenlaube des öftern Gedankenaustausch über literarische Fragen, oder sie kamen an Posttagen zu dem Buchhändler Kanter, um die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes einzusehen. Mit dieser Absicht erschien hier auch des öftern Hippels und Scheffners Freund, der damals 38 jährige Privatdozent der Philosophie Immanuel Kant. Auf Kanters Verwendung gestattete letzterer dem Studiosus Herder, seine Vorlesungen über Philosophie, physische und astronomische Geographie unentgeltlich zu besuchen. Kant machte in jener Zeit die Wendung durch von der rationalen Philosophie Leibniz-Wolfs zu der Erfahrungsphilosophie der Engländer; sein Streben ging dahin, die Welt- und Naturgesetze auf mathematischem Wege zu begründen und die Naturwissenschaft in der Lehre vom Menschen gipfeln zu lassen. Zu denjenigen nun, die an der inneren Weiterbildung des großen Zweiflers, Suchers und Beobachters Kant teilnahmen, gehörte auch der jugendliche Herder. Dadurch, daß dieser in Kants freundschaftlichen Umgang gezogen wurde, mit ihm sich besprach und disputierte, wurde er erheblich gefördert; er lernte über das Weltall und die Menschheit denken und gewann damit die Grundzüge seines spätern freimaurerischen Denkens; sein „Erdenblick ward weit", wie er in einer der Oden sagt, in denen er den Philosophen begeistert verherrlichte, wie er denn noch 30 Jahre später in den Humanitätsbriefen seines verehrten Lehrers mit Dankbarkeit als seines Sokrates gedenkt. Andrerseits hatte Kant von seinem Schüler damals und später eine hohe Meinung; noch in seiner Abhandlung vom ewigen Frieden erwähnte er ihn wegen seines Gedankens vom steten Fortschritt der Menschheit. — Neben dem „Weisen von Königsberg" übte „der Magus des Nordens", Joh. Georg Hamann, einen dauernden und tiefgehenden Einfluß auf Herder aus. Dieser Mann, damals 34 Jahre alt, hatte bereits ein bewegtes Leben hinter sich; der ehemalige Theologie- und Rechtsstudent war Hauslehrer, dann aber Kaufmann ge-

worden und hatte als solcher Holland und England besucht; nach manchen Verirrungen, denen er infolge seiner sinnlichen Natur anheimfiel, bemühte er sich, ein rechter Christ zu sein, ohne das Denken über weltliche Wissenschaft und Kunst aufzugeben. Eine Abendmahlsfeier führte Herder mit Hamann erstmalig zusammen, jeder erkannte bald das in dem andern lebende Große; die zwischen ihnen entstehende innige Freundschaft führte zu gemeinsamem Studium Shakespeares, Ossians, Miltons, der italienischen Sprache und der heiligen Schrift. Nicht bloß die Kenntnis des Englischen, die Hamann unserm Herder erschloß, sondern auch manche religiöse, geschichtliche und dichterische Anregungen empfing dieser von dem originellen Manne, den die Literaturgeschichte als den eigentlichen Vater der damals beginnenden Sturm- und Drangperiode unserer Dichtung ansieht. Wie zündete es in dem Herzen des jugendlichen Herder, wenn er aus dem Munde des Freundes vernahm, daß die Religion mit dem Verstande wenig zu schaffen habe, daß Gott sich aber dem offenbare, der ihn in Natur, Geschichte und Bibel redlich suche! Wie lauschte er, wenn jener ihm mit Seherblick verkündete, Dichtung und Kunst seien über alles Verstandesregelwerk erhaben, Poesie sei das Menschlichursprüngliche, sei die Muttersprache des menschlichen Geschlechts! Derartige Gedanken halfen auch den Frmrer. in Herder bereiten, als den wir ihn über kurz wiederfinden.

Nach zweijährigem Universitätsstudium war er von 1764 bis 1769 als Prediger und Schulkollaborator in Riga. Diese Anstellung und damit die Einführung Herders in das Weltleben geschah wesentlich unter Mitwirkung unserer damaligen Brüder; denn durch Hamann wurde er Joh. Christoph Berens, einem Großkaufmann und Ratsherrn in Riga, dem Buchhändler Joh. Friedr. Hartknoch und Joh. Gotthelf Lindner, dem Rektor der dortigen Domschule, die beide den Königsberger Sozietätsmitgliedern nahestanden, warm empfohlen. In vollem Maße rechtfertigte Herder die auf ihn gesetzten Hoffnungen: als Prediger war er freisinnig und weltfreudig, als Lehrer frei von jedweder kleinlichen Art, höchst anregend und begeisternd. Kein Wunder, daß man ihn auch freudig willkommen hieß in der Loge „Zum Nordstern", dem geistigen Mittelpunkt der Handelsstadt, in die er von den genannten Männern im Juni 1766 eingeführt und in der er bald zum Sekretär und Redner gewählt wurde. Daß er der Loge viel sein konnte, ist klar; aber es bleibt auch hervorzuheben,

daß er es sich stets bewußt geblieben ist, wieviel er den Brüdern, wieviel er der Frmrei. verdankte. „Empfindlich wird meine Seele gerührt", schrieb Herder später, „wenn ich an die Zeiten denke, wo ich in diesem Kreise lebte, an manche vortreffliche Charaktere ihrer edlen Geschlechter, an meine Freunde in demselben und unter ihnen an den Verfasser der Bonhommien (Berens) zurückdenke." Jene freimaurerisch verklärten Jahre blieben ihm „sein goldenes Zeitalter"; wie sie die liebenswürdigen, sanften Seiten seines Wesens aufs schönste entfalteten, wie sie ihn eine äußere und eine innere Umwandlung erleben ließen, so gaben sie auch seinem wissenschaftlich-literarischen Streben dauernd Richtung. Die Rätsel, welche die Frmrei. durch ihre bloße Existenz darbot, regten ihn zu fortgesetzter Untersuchung ihrer Geschichte an; dadurch wurde sein Blick auf den Orient, auf die Weisheit der Ägypter, auf Pythagoras und Plato gerichtet, und in demselben Maße erstand vor seinem in die Geistesweiten gerichteten Auge das Lebensideal: ein Lehrer der Menschheit zu werden. Das Feld aber, auf dem er seine Geistessaaten säen will, sind Dichtung und Schrifttum; durch die Umwandlung dieser möchte er der gegenwärtigen und künftigen Menschheit, möchte er seinem Volke und seiner engern Heimat ein Förderer sein. Aus diesem Streben heraus entstehen Herders Erstlingsschriften „Fragmente über die neueste deutsche Literatur" (1767), die Denkschrift auf Thomas Abbt, die „Kritischen Wälder" (1769), die „Archäologie des Morgenlandes". Er vertritt hier die damals neuen Ansichten, daß die Volksdichtung aller Dichtung Anfang sei, daß jede wahre Dichtung aus lebendiger Empfindung hervorgehe, daß die Deutschen, um eine eigene, echte Dichtung zu erhalten, nicht fremde Völker nachahmen dürften; daß man die Geisteswerke der Griechen und Römer aus ihrer Zeit verstehen müsse, daß die Schöpfungserzählung in der Genesis nicht als metaphysische Dogmatik, sondern als ein herrliches Naturlied der Urzeit zu deuten sei. Mit Werken wie den genannten hat Herder neben Hamann die Sturm- und Drangperiode, den neuen Frühling unserer deutschen Literatur eingeleitet, und so werden wir sagen dürfen, daß der Geist der Loge auch hieran seinen ehrenvollen Anteil hat. Der im Laufe von ein paar Jahren durch ganz Deutschland berühmt Gewordene fühlte sich damals gleichwohl noch gänzlich als den Werdenden; er mußte, um Größeres leisten zu können, hinaus in die Welt.

Unterstützt von den Brüdern Berens und Hartknoch, von denen ersterer, den Handelsgeschäfte nach Nantes führten, ihn begleitete, unternahm Herder im Frühjahr 1769 zur See eine Reise nach Frankreich. Während der Wochen, die er auf dem Schiff verlebte, gingen ihm hochfliegende Pläne durch die Seele: er sinnt nach, was alles noch geschrieben werden könne und müsse, um ein neues Zeitalter für die Menschheit und für Deutschland herbeizuführen; vor allem möchte er, heimgekehrt, eine bessere Schule ins Leben rufen, eine solche nämlich, in der das Interesse der Heimat mit dem des größern Vaterlandes und der Menschheit vereinigt wäre. Einige Monate lebte Herder in Nantes, dann in Paris und eignete sich nicht bloß die französische Sprache an, sondern studierte auch die französische Kultur auf jede Weise: durch Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten, durch den Besuch von Schauspiel und Musik, durch Umgang mit berühmten französischen Encyklopädisten wie Diderot und d'Alembert. Gegen Ende des Jahres schon aber mußte Herder an die Rückreise nach Deutschland denken, da ihm von dem Bischof von Lübeck, dem späteren Herzog von Oldenburg, der Antrag gemacht wurde, bei seinem Sohne Peter die Stelle eines Reisebegleiters zu übernehmen. Unterwegs besuchte Herder Brüssel und Antwerpen, entging auf der Fahrt nach Amsterdam mit Not einem Schiffbruch und kam gerade rechtzeitig in Hamburg an, um noch 14 Tage mit Lessing, der eben nach Wolfenbüttel übersiedeln wollte, zusammen zu sein. Wenn Herder in Hamburg sofort in den verschiedensten Kreisen heimisch war, so hängt das zweifellos mit seiner Eigenschaft als Freimaurer zusammen. Insbesondere machte er damals die ihm sehr wertvolle Bekanntschaft mit Männern, die später Br. wurden, wie Matthias Claudius, dem biedern Wandsbeker Boten, mit Friedr. Ludwig Schröder, dem spätern Reformator der Frmrei., ferner mit dem Braunschweiger Joachim Christoph Bode, der schon damals eine weitgehende Tätigkeit für die Loge entfaltete; ebenso trat er in Kiel mit dem von ihm in einer Ode Orion gefeierten Grafen Friedrich von Hahn in Beziehung. Am Hofe von Eutin wurde Herder mit Achtung aufgenommen, und im Juli 1770 begann er seine Reise mit dem 16 jährigen prinzlichen Zöglinge. Sie führte die höfische Gesellschaft an die Fürstenhöfe zu Hannover, Kassel, Darmstadt und Karlsruhe. In Darmstadt wurde er mit dem Kriegsrat Merck bekannt, der für Goethes dichterische Entwicklung so wichtig geworden ist; in dessen Hause verkehrte

Karoline Flachsland, ein blondes, schöngeistig gerichtetes Mädchen; die kurze Zeit des Zusammenseins reichte hin, ihr Herz mit dem Herders zu verbinden, und es entspann sich zwischen beiden ein lebhafter Briefwechsel, dem später die Verlobung folgte. In Straßburg, wo die Reisegesellschaft im September 1770 ankam, löste Herder sein durch die Arroganz des adeligen Hofmeisters unleidlich gewordenes Verhältnis zu dem Prinzen und blieb daselbst ein halbes Jahr, um sich der ärztlichen Behandlung einer Tränenfistel zu unterziehen. Die Literaturgeschichten wissen nun davon zu erzählen, wie in dieser schmerzvollen Zeit unser Herder an dem damaligen Studiosus der Rechte Wolfgang Goethe einen treuen Freund gewann, der ihn tröstete, sich mit ihm ganze Tage unterhielt und von dem fünf Jahre älteren Theologen, mit dem ihn ein tiefgehendes literarisch-dichterisches Interesse verband, die nachhaltigsten Anregungen erhielt. In der Tat ist damals Herder durch Umgang und Lehre, durch Begeisterung des empfänglichen jüngeren Freundes für die Dichtung des Volkes, Ossians, Homers, Shakespeares der einflußreichste Erzieher und Lehrer des damals noch im vollen Werden begriffenen, bald aber ihn selbst überragenden Dichtergenius Goethe gewesen, wie dieser das in „Dichtung und Wahrheit“ dankbar anerkennt. Aber erst unser Ludw. Keller hat ans Licht gebracht, daß die Goethesche Tischgesellschaft, zu der Männer wie Salzmann, Lersé, Behr, Jung-Stilling gehörten, Mitglieder der Straßburger Sozietät waren. Sie nannten sich mit dem trauten Brudernamen, den Goethe auch Herder gegenüber gebraucht, längst bevor er selbst Maurer wurde. Schriftstellerische Nachklänge der im Verkehr mit Goethe verlebten Straßburger Zeit sind Herders Aufsätze über Shakespeare und über die Lieder der alten Völker, welche der Br. Bode unter dem Titel „Von deutscher Art und Kunst“ mit einem Beitrage Goethes über deutsche Baukunst drei Jahre später zum Druck befördern half.

Eine neue Stätte der Wirksamkeit eröffnete sich Herder: wir finden ihn von 1771—76 als Oberhofprediger und Konsistorialrat in der kleinen Residenz Bückeburg, wohin ihn Graf Wilhelm von Bückeburg berufen hatte. Die Gemütsart des reizbaren Herder war von der des Fürsten zu sehr verschieden, als daß sich zwischen beiden ein innigeres Verhältnis hätte bilden können; um so näher stand er der Gräfin Marie. Am 2. Mai 1773 feierte Herder im Beisein Goethes seine Hochzeit mit Karoline Flachsland; der Herzensbund beider verwandter Seelen ist ungewandelt ge-

blieben, wenn auch die Geldsorgen im Laufe der Zeit infolge des geringen wirtschaftlichen Verständnisses beider Gatten, zumal bei dem sich einstellenden Kindersegen, nur allzuoft an ihre Tür klopften und sie auf die Hilfe guter Freunde anwiesen. Die Schriftstellerei Herders in der Bückeburger Zeit bezog sich durchweg auf theologische Gegenstände; sie wurde oft genug nicht ohne Zorn und Eifer gehandhabt und zog ihm um so leichter manche Gegnerschaft zu, als sie vor allem gegen den rationalistischen Zeitgeist gerichtet war, wie ihn namentlich die Berliner Nicolai und Spalding vertraten. Der unter dem Einfluß von Lavater und Hamann stehende Herder war damals kirchlich, ja man kann sagen pietistisch wie in keiner anderen Zeit; in seiner Anklage gegen das eigene Zeitalter, wie er sie in der kleinen Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte“ erhob, verschonte er sogar den großen Friedrich mit „seiner philosophisch regierten Herde“ nicht, während er in seiner „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“ eine neue Auffassung über die Schöpfungsgeschichte der Genesis entwickelte, die von Claudius, Wieland und Goethe sehr gelobt wurde. Endlich gehören hierher seine „Provinzialblätter an Prediger“, in denen er den Geistlichen das Ideal ihres eigenen Amtes vor Augen hält. Da sich Herders Unterhandlungen mit der Göttinger Universität wegen Übernahme einer Professur zerschlugen, kam es ihm sehr gelegen, als er gegen Ende 1775 von Goethe, der inzwischen in Weimar Vertrauensperson des Herzogs Karl August geworden war, ein Zettelchen folgenden Inhalts erhielt: „Lieber Bruder, der Herzog bedarf eines Generalsuperintendenten; es wäre hier wohl etwas zu tun.“ In den letzten Monaten der Bückeburger Zeit sprachen die Brüder Gleim aus Halberstadt und Claudius, letzterer mit seiner Frau, in Herders Hause vor.

Im Oktober 1776 siedelte er nach seiner neuen Wirkungsstätte Weimar über. Da Herder Oberhofprediger, Oberkonsistorialrat, Kirchenrat, Superintendent in einer Person war, so stellte das Amt die höchsten Anforderungen an seine Kraft, und es war unsäglich viel trockener Aktenkram zu erledigen; es fehlte auch nicht an Mißhelligkeiten mit der ihm unterstellten Geistlichkeit, nicht an schwer überwindlichen Hemmnissen, wenn er seine wohlgemeinten Pläne zur Verbesserung des Weimarischen Kirchen- und Schulwesens ins Werk setzen wollte. Man hatte wohl Ursache, über die nicht selten hervortretende, in seiner Kränklich-

keit und in seiner Reizbarkeit begründete üble Laune Herders zu klagen; aber weit mehr hätte man Grund gehabt, die eines echten Maurers würdige Pflichttreue, Hingebung und Schaffensfreude an ihm hervorzuheben. Durch ihn wurde das Weimarer Gymnasium verbessert; in den aus Anlaß der Prüfungen von ihm gehaltenen Schulreden hat er sich als einen Pädagogen von Gottes Gnaden erwiesen; es beglückte ihn, als er endlich die Errichtung des Weimarer Lehrerseminars und die Verbesserung der Lehrergehälter durchsetzte. Derselbe rührige Mann jedoch, der sich nicht zu gut hielt, ein Buchstaben- und Lesebuch für Schulen abzufassen, steht in jener Periode seiner Weimarer Zeit, die wir bis 1789 rechnen müssen, als klassischer Schriftsteller Deutschlands auf einer erstaunlichen Höhe. Hatte er schon für seine früher verfaßte Schrift Vom Ursprung der Sprache den Preis der Berliner Akademie der Wissenschaften erlangt, so wurde ihm diese Ehre noch mehrfach zu teil, als er über den Einfluß der Dichtkunst auf die Sitten der Völker, über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die höheren Wissenschaften u. a. schrieb. Bald setzt er dem verdienten Kunsthistoriker Winckelmann ein ehrendes schriftstellerisches Denkmal, bald seinem unvergeßlichen Freunde und Mitstreiter Lessing. In seinen „Theologiebriefen“ nennt er die Theologie ein liberales Studium, das keine Sklavenseelen fordere, und sucht — echt maurerisch — die Gegensätze Orthodoxie und Rationalismus zur höheren Einheit eines humanen Christentums zu führen. Die Briefe an Theophron reden dem Geist freier Forschung in Verbindung mit echt religiöser Gesinnung das Wort. Dann zieht er aufs neue die Verbindungsfäden zwischen seinen ihn am meisten beschäftigenden beruflichen Gebieten Theologie und Poesie in dem berühmt gewordenen Buche „Vom Geist der hebräischen Poesie“, worin er den Nachweis führt, daß das ganze Alte Testament eine Sammlung hervorragender Dichtungen sei, in der die verschiedensten poetischen Gattungen vertreten wären. Ein Werk von unvergleichlicher, bleibender Bedeutung aber wurden die von ihm 1778/79 veröffentlichten „Volkslieder“, jene später „Stimmen der Völker“ getaufte Sammlung, die gar manchen Dichtern der Folgezeit zu einem Jungborn ihres dichterischen Genius geworden ist. Das alles fällt in die Zeit bis 1783. In diesem Jahre gönnte sich der abgearbeitete Mann eine Erholungsreise, die ihn nach Halberstadt zu Gleim, nach Braunschweig zum

Abt Jerusalem, nach Wandsbek zu Claudius und nach Hamburg zu Klopstock führte. Zurückgekehrt aber machte er sich an das Hauptwerk seines Lebens: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784—91). Hier kommt der grundlegende, ihm von der Freimaurerei und den ihr vorangegangenen Sozietäten überlieferte Gedanke zu systematischem Aufbau: der allmächtige Baumeister der Welt, der das große All der Natur um uns nach einem weisen Plane angelegt und eingerichtet, hat auch die Entwicklung des Menschengeschlechts durch die ihr vorgeschriebenen natürlichen Bedingungen nach einem weisen, liebevollen Plane geregelt; alle Völker, alle Zeiten sind berufen, an der Herstellung des Menschheitsbaues mitzuarbeiten. Man muß dies Werk Herders selbst in die Hand nehmen und es studieren, um zu begreifen, wie nachhaltig es Geschichte, Erdkunde, Völkerkunde, Sprachwissenschaft und Philosophie zu beeinflussen, wie es den Weg zu zeigen vermochte, auf dem später die Philosophen Schelling, Hegel, Lotze fortgeschritten sind. So ist der Baum des modernen Denkens zum guten Teil durch Herders geniales Wirken aus dem Geist der Loge emporgewachsen. Auch die tiefen Gedanken des Pantheisten Spinoza versucht Herder in der Schrift „Gott. Einige Gespräche“, allerdings nicht ohne erhebliche Umdeutung, entgegen der Meinung des christlichen Philosophen Jacobi, in seine Weltanschauung zu verweben. Erwähnen wir nun noch die aus Aufsätzen und Dichtungen bestehenden „Zerstreuten Blätter“, worin u. a. die Blumen aus der griechischen Anthologie und die sinnigen Paramythien enthalten sind, dann haben wir diejenigen Werke Herders genannt, die meist vor seiner italienischen Reise entstanden sind. Er machte diese 1788/89 in Begleitung des Freiherrn Friedrich von Dalberg und weiterhin der Herzogin-Mutter Amalie und hielt sich auf derselben vorwiegend in Rom und Neapel auf, kam aber infolge von allerlei Verdrießlichkeiten mit seinem Begleiter nicht, wie sein Vorgänger Goethe, zu einem reinen, ungetrübten Genuß der Herrlichkeiten Italiens.

Nach der Rückkehr aus diesem Lande fand Herder eine Berufung zum Professor in Göttingen vor, schlug sie aber aus, da der Herzog Karl August seine Stellung verbesserte und ihn zum Konsistorialvizepräsidenten ernannte, um später die Ernennung zum Präsidenten der höchsten geistlichen Behörde folgen zu lassen, was freilich wiederum eine Vermeh-

rung der Amtsgeschäfte bedeutete. Gleichwohl fand er auch jetzt noch Zeit zu einer umfassenden Schriftstellerei auf theologischem, literarischem und philosophischem Gebiete. Im allgemeinen bewegte sich Herders Leistungsfähigkeit aber, hauptsächlich wohl infolge seiner Kränklichkeit, in etwas absteigender Linie: seine gegen die Philosophie Kants verfaßten Bücher „Metakritik“ und „Kalligone“ sind anerkanntermaßen ihrem Zwecke nicht gerecht geworden; ebensowenig erfreulich ist es zu sehen, daß sich Herder in den 90 er Jahren, als Goethe und Schiller im Wetteifer die deutsche Dichtung mit bedeutenden Werken bereicherten, diesen feindlich gegenüberstellte und sich selbst mit Dramen versuchte, die seinem Namen wenig Ehre machen konnten. Um so höher werden wir seine von 1793—97 erschienenen 10 Sammlungen „Briefe zur Beförderung der Humanität“ schätzen, die trotz des Mangels an Einheitlichkeit, teilweise an Selbständigkeit und an Stilglätte ein gerade für uns Freimaurer wertvolles Werk bleiben, insofern sie das Wesen der Humanität in begrifflicher Erörterung und an geschichtlichen Beispielen (Franklin, Friedrich d. Große, Joseph II.) zeigen; schon bei ihrem Erscheinen fanden sie sehr viel Anklang. Wie er darin manchem andern großen Geistesverwandten, einem Petrarka, Comenius, Grotius u. a. ihr Ehrenmal setzt, so nimmt er namentlich auch auf Lessing Bezug, dessen Freimaurergespräche zum großen Teil wiedergebend und weiterspinnend. Da wir schon an anderer Stelle (S. 106 ff.) auf das Werk hingewiesen haben, wollen wir jetzt nicht von neuem auf dessen hohe Bedeutung für die Frmrei. eingehen. Eine letzte wertvolle dichterische Gabe, obschon Umdichtung aus dem Spanischen, war Herders Cid, der erst nach seinem Tode herauskam. Mit dem, was wir von Schriften Herders genannt haben, ist die Reihe derselben bei weitem nicht erschöpft; aber das Erwähnte gibt doch vollauf einen Beweis von seiner gewaltigen Leistungsfähigkeit und Schaffensfreude wie von seinem redlichen Willen, dem einstigen Ideal der Jugend nahe zu kommen.

Herders Stellung in Weimar war im allgemeinen die eines hochgeehrten, wenn auch nicht von allen geliebten Mannes. Der Herzog Karl August zeichnete ihn aus, stand ihm aber nicht so warm gegenüber wie einem Goethe; überhaupt war am Hofe nur die Herzogin Luise diejenige, welche ihm ihr Herz schenkte; sie lernte Lateinisch bei ihm und wechselte manchen Brief mit ihm.

Herder hat nie erfahren, daß sie die Absenderin eines Geldgeschenkes von 2000 Gulden war, die ihm einst anonym zugingen. Überhaupt war Herder durch sein weiblich zartes, anschmiegsames Gemüt, seinen trefflichen Humor und dann wieder durch seine hoheitsvolle Würde, die auch bei seinen einfachen, gehaltvollen Predigten hervortrat, der Liebling der Frauen. Zu seinem näheren Freundeskreise gehörten Männer wie der Graf Görtz, v. Knebel, v. Einsiedel, der Prinz August von Gotha, der Freiherr Karl von Dalberg aus Erfurt. Zu Goethe begann Herder erst nach dem Jahre 1783 in ein so inniges Verhältnis zu treten, wie es der alten Jugendfreundschaft beider entsprach. Karoline berichtet, daß Goethe ihren Gatten durch seine große Seele und sein brüderliches Herz immer mehr beglücke; nach einem Briefe Schillers an Körner stand Herder dem Freunde Goethe mit einer Art von Vergötterung gegenüber. Aufs deutlichste erkennt man dies aus einem an den in Italien weilenden Freund gerichteten Briefchen Herders, worin es heißt: „Lieber Bruder! Hier hast du deinen Götz, deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig!“ Umgekehrt durfte Herder in Goethes um 1785 gedichtetem tiefsinnigen religösen Eposfragment „Die Geheimnisse“ die Gestalt des „Humanus“, des Vertreters einer idealen Menschheitsreligion, auf sich deuten. Daß es 12 Jahre später zum Bruch zwischen Goethe und der Familie Herder kam, daran war wesentlich Karoline Herder schuld, die einmal einen heftigen Brief an Goethe schrieb, um ihn an ein vom Herzoge der Familie gegebenes Versprechen zu erinnern. Br. Wieland war unserm Herder so zugetan, daß er einmal sagte: „So oft ich ihn sehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Christi und Oberhaupt der ecclesia catholica machen können.“ Zu Zeiten fanden sich berühmte Gäste im Hause Herders ein: so der Kaufmann und christliche Philosoph Fr. Heinr. Jacobi aus Pempelfort, durch den Herder zum Studium Spinozas angeregt ward; in den späteren Jahren der ihm etwas geistesverwandte Feuerkopf Jean Paul, der Romantiker A. W. Schlegel, Schillers Freund Wilh. v. Humboldt, während Herder mit Schiller und dessen Familie sich wenig zurechtgefunden hat.

Herders häusliches Leben gestaltete sich höchst glücklich. Seine Gattin blickte mit freudigem Stolz auf ihren berühmten Mann und half ihm bei seinen Arbeiten; eine muntere Schar von Knaben und Mädchen krönte das häusliche Glück, bereitete den

wenig wirtschaftlichen Eltern aber auch manchmal große Sorgen. Herder steckte sehr viel Geld in seine Büchersammlung; diese wurde nach seinem Tode für 4000 Taler verkauft, denen dann freilich 4400 Taler Schulden gegenüberstanden. Sonst hatte seine Lebensweise nichts Ausschweifendes: sein Zimmer war einfach eingerichtet, er legte einigen Wert auf gute Kleidung, trank gern Kaffee und liebte die Pfeife Tabak; er spielte etwas Klavier, hörte gern Musik und zwar vorzüglich die von Händel, Mozart und Gluck. Er arbeitete rasch und unermüdlich; dagegen war er kein Freund vom Briefschreiben. — Er hatte in seiner Denkweise etwas Demokratisches; er sympatisierte anfangs mit der französischen Revolution, kam aber, als die Franzosen ihren König abschlachteten, von seiner Schwärmerei zurück; so sagt er in Sammlung IV der „Zerstreuten Blätter“: „Revolutionen sind allemal Zeichen der Barbarei, einer frechen Macht, einer tollen Willkür.“ Den bayrischen Adel nachzusuchen, wurde er veranlaßt, als sein Sohn sich in Stachesried in Franken ein Gut gekauft hatte; sein Landesfürst nahm ihm jene Adelung eine Zeitlang sehr übel.

Wie aber stand Herder in Weimar zur Loge und zu den Brüdern? — Nach dem, was wir bisher über Herders maurerische Beziehungen gehört haben, kann es auffallen, daß er sich an den Arbeiten der Loge Amalia in Weimar nicht beteiligt hat. Der öfters von außerhalb unsers Bundes Stehenden gezogene Schluß, daß Herder hierdurch seinen innern Bruch mit dem Logentum habe dartun wollen, erscheint angesichts so mancher Gegenzeugnisse, wie solche namentlich Br. Keller zusammengestellt hat, als durchaus unzutreffend. Eine gewisse Rücksichtnahme auf das Urteil der Welt lag ganz in dem etwas zaghaften und schwankenden Wesen Herders begründet, und es ist bei ihm als einem Geistlichen in hoher Stellung wohl zu verstehen, daß er, um schwache Gemüter nicht an sich irre zu machen, seine Zugehörigkeit zur Frmrei. nicht offen zur Schau trug. Von der Weimarer Regierung hatte Herder um so weniger zu fürchten, als der Herzog Karl August, der Minister Fritsch und Goethe zur Loge freundlich standen; trotzdem mochte es ihm klug erscheinen, der großen Öffentlichkeit gegenüber als von Logeneinflüssen unabhängig dazustehen. Auch Herders Gattin, die ihren Mann möglichst für sich haben wollte, scheint ihn zu dieser Haltung mitbestimmt zu haben. Im übrigen steht fest, daß Herder innerlich unser Bruder geblieben ist. Stand er doch zu sehr bekannten eifrigen Freimaurern im Ver-

hältnis der Vertrautheit und des freundlichsten Verkehrs. Die Gattin des Geh. Regierungsrates von Schardt, des Redners der Loge Amalia, war fleißig im Herderschen Hause; von den zahlreichen namhaften Angehörigen der Loge standen ihm manche sehr nahe.* Wichtiger ist noch, daß Herder nachweislich an den Arbeiten der Loge in Gotha wiederholt teilgenommen, daß er mit Brüdern, die dort eine wichtige Rolle spielten, insbesondere mit dem Prinzen August von Gotha, mit den beiden Freiherren von Einsiedel, mit Johann Joachim Christoph Bode, jenem von Hamburg nach Weimar übergesiedelten Braunschweiger, der den größten Teil seiner Kraft den Interessen unsers Bundes widmete, in sehr vertrautem, daher gewiß auf maurerisches Empfinden sich stützendem Verkehr gestanden hat. Dem letztgenannten Freunde widmete Herder nach dessen 1793 erfolgtem Tode in den Humanitätsbriefen (IV) einen warm empfundenen Nachruf. Ebenso gewichtig erscheint die Tatsache, daß Herder sich beteiligte an den literarischen Kämpfen, die seit den 80 er Jahren über den Tempelherrenorden und das Verhältnis der Freimaurerei zu ihm geführt wurden: im Gegensatz zu Nicolai, der den Beweis für die Schuld des Tempelherrenordens glaubte erbracht zu haben, vertrat Herder in den von ihm gemachten Veröffentlichungen im Teutschen Merkur die Ansicht, die Tempelherren seien der Inquisition zum Opfer gefallen. „Ganz ähnlich wie Bode, Friedr. Ludwig Schröder und andere angesehene Mitglieder des Bundes suchte er die Schwärmerei der Goldmacher und Rosenkreuzer, den Einfluß mancher betrogenen Betrüger und das Eindringen kryptokatholischer Elemente mit aller Kraft zu bekämpfen.“ (Keller.) Es geschah dies in seinem mit Bodes Billigung geschriebenen „Gesprächen über geheime Gesellschaften, geheime Wissenschaften und Symbole“. Seine Frau macht in ihren Erinnerungen aus dem Leben ihres Gatten folgende Bemerkung: „Herder hielt auf Bündnisse rechtschaffener Männer zu edlen Zwecken sehr viel: denn, wie er oft sagte, nur durch vereinigte Kräfte könnte etwas Großes erreicht werden. Das Gute, das der Orden noch jetzt durch edle und tätige Vorsteher tut, war ihm stets ehrwürdig. Darum war sein ganzes Streben dahin gerichtet, daß die veralteten Gebräuche neu belebt werden sollten.“ Nach dem Kanzler Friedr. von Müller,

* So der als Märchenerzähler bekannte Gymnasialprofessor Musäus († 1787), dem Herder eine warm empfundene Gedächtnisrede hielt.

der am 25. Juni 1844 in der Loge Amalia die Festrede auf Herder hielt, waren es Herders Forschungen über die Geschichte und Symbolik des Morgenlandes und des Mittelalters, welche Friedrich Schröder zur Neugestaltung des Bundes ermutigten. Als Schröder mit seinem Reformplan fertig war, legte er diesen im Verein mit dem gemeinsamen Freunde Karl August Böttiger unserm Herder zur Begutachtung vor; letzterer erhob die Arbeit, sagt Schröder, über ihren Wert und berichtigte manches daran, versprach auch und gewährte seine tätige Mitarbeit bei der Umgestaltung des Gebrauchtums. Alles dies war im Jahre 1800. Am 26. Dezember dieses Jahres sprach Schröder seinen Dank aus für ein ihm von Herder gesandtes „Bekenntnis seines Glaubens über die Entstehung oder das Mystery der Frmrei.“: „Sie haben meinem Gebäude ein Fundament gegeben, welches unerschütterlich ist. . . . Ich habe einige Bemerkungen zu Ihrem tiefdurchdachten Aufsatze gemacht, hauptsächlich um Sie auf die alten Dokumente, das älteste Konstitutionenbuch und Ritual aufmerksam zu machen.“ Einen weiteren tatkräftigen Dank hat Schröder der Witwe Herders in großherzigster Weise abgetragen.

Aber selbst wenn wir dies alles nicht wüßten, so würden doch eine Reihe von Herders Werken beredtes Zeugnis dafür ablegen, daß er uns zeitlebens angehört und für unsere Sache gewirkt hat; denn aus ihnen spricht des Maurers Geist energisch und unzweideutig. Es ist kein Zufall, wenn Herder für den alten Valentin Andreae und dessen Schüler Amos Comenius, jene echt maurerischen Naturen aus dem 17. Jahrhundert, die ihrer Zeit die Fahne einer toleranten Frömmigkeit vorantrugen, die höchste Verehrung hat und ersterem eingehende Studien widmet. Es hieß in gewissem Sinne die pansophischen Pläne des Comenius zeitgemäß erneuern, wenn Herder seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ schrieb; es bedeutet die schöpferische Macht des maurerischen Gedankens in seiner Seele, wenn er diesem Werke die umfassendsten Bemühungen widmete, und es sind die vielleicht von den alten Kultgesellschaften auf die Freimaurerei übergegangenen Überzeugungen von dem allmächtigen Baumeister der Welt, von der weisen Einrichtung des Alls und von der Bestimmung der Menschheit zu einem religiös und sittlich geeinten Ganzen, dem Tempel der Humanität, welche darin ihre umfassende, der Wissenschaft des 18. Jahrhunderts entsprechende Auslegung finden. Dabei hält Herder fest an der Vorstellung von

der Innerweltlichkeit Gottes, an der All-Einslehre der platonisch-humanistischen Weltanschauung oder der Pansophie eines Comenius: Gott ist „ein alllebendiges, mit Selbstheit begabtes Wesen, dessen Allmacht, Weisheit und Güte sich in unendlichen organischen Kräften im Weltall offenbart", — eine Lehre, die Herder obwohl irrigerweise auch bei Spinoza zu finden glaubte und der er in seinen Gesprächen über dessen System Ausdruck gab. Dadurch ist Herder, worauf Keller hinweist, der Dolmetsch Lessings und Goethes hinsichtlich ihrer Stellung zum Spinozistischen Pantheismus geworden. In den „Humanitätsbriefen" zeigt Herder den Inbegriff maurerischer Lebensweisheit durch den Nachweis, daß das, was die besten Menschen zu allen Zeiten sollten und wollten, in dem Begriffe der Menschlichkeit beschlossen sei, einer Menschlichkeit, die sich verwirklicht in Vernunft, Liebe und Gerechtigkeit. Ebendaselbst ist aber auch ausgesprochen, daß zwischen dieser Humanität und dem von Christus gelehrten Christentum kein Gegensatz besteht. „Das Labyrinth seiner Mißbräuche und Irrwege ist unendlich; auf seine reine Bahn zurückgeführt, kann es nicht anders als zu dem Ziele streben, das sein Stifter schon in dem von ihm gewählten Namen Menschensohn d. i. Mensch ausdrückt." — Endlich hat Herder den Inhalt des frmr. Gedankens vortrefflich dargelegt in seinem Gespräch „Fama fraternitatis" oder „Über den Zweck der Freimaurerei, wie sie von außen erscheint". Es findet sich in seiner seit 1800 herausgegebenen Zeitschrift „Adrastea". Eine Darlegung des Inhaltes würde uns sagen, was wir alle als Freimaurer wissen, was uns auch heute noch maßgebend ist. Am Schluß heißt es: „Steht die Gesellschaft auf dem Gipfel, auf welchem wir sie wünschen, ist sie das, wonach zu allen Zeiten alle Guten strebten, jeder Religion und Staatsverfassung unbeschadet, gleichsam das Auge und das Herz der Menschheit, o so bringt sie, über allen Unterschied der Stände, über jeden Sektengeist erhaben, den freien Seelen, die zu ihr gehören, die goldene Zeit zurück, die in unser aller Herzen lebt." Die Arbeit für den Bund beschäftigte ihn bis in die letzten Tage seines Lebens.

Im Jahre 1803 erkrankte Herder, der zuletzt auch Goethe wieder näher getreten war, an einer Gallenkrankheit; er versuchte es mit einer Badekur in Eger und weilte dann einige Wochen in Dresden, wo er in der Bibliothek seine Studien über die Geschichte der Frmrei. wieder aufnahm; er setzte diese, heimgekehrt, auf

dem Krankenbette fort, „um den edlen Schröder noch damit zu erfreuen". Mehrere Schlaganfälle führten sein Ende herbei; sanft entschlief er am Abend ½11 Uhr des 18. Dezember 1803. Als seine irdische Hülle beigesetzt ward, waren Tausende von Leidtragenden zugegen. Sein Grab ist in der Stadtkirche zu Weimar, von deren Kanzel er so manchesmal im Sinne jener drei Worte gepredigt hatte, die man jetzt auf der Grabplatte liest: Licht, Liebe, Leben. Vor der Kirche aber erhebt sich das Denkmal Herders, zu dessen Errichtung von seiten der Freimaurer Deutschlands die Feier seines hundertjährigen Geburtstages im Jahre 1844 den Anlaß gab.

Wenn wir nun bei dieser abermaligen Jahrhundertfeier das Leben und Wirken Herders uns vor die Seele gestellt und darin das Bild eines Großen in unserm deutschen Volke, eines Großen auch in unserm Bruderkreise erkannt haben, so würde es sicher unangebracht und überflüssig sein festzustellen, daß in diesem Bilde auch die Schatten menschlicher Schwäche nicht fehlen; nicht an dem, worin er uns gleicht, sondern wodurch er uns überragt, haftet in Bewunderung, Verehrung und Dankbarkeit unser innerer Blick. Die reine, hohe Idealität seines Denkens, Fühlens und Wollens, welche die Zeitgenossen noch nicht in vollem Maße würdigen konnten, wir, die wir ihn messen mit dem gerechten Maßstab geschichtlicher und maurerischer Betrachtung, vermögen sie in höherem Grade zu schätzen, und wir wollen dies tun. Als ein ernster Denker betrachtet Herder die Welt der Natur und der Geschichte und macht er zum höchsten Gegenstande seines Forschens den Menschen in allen seinen Beziehungen. Was alles das deutsche Geistesleben ihm verdankt, wie das Licht seines Genius über einer ganzen Reihe von Wissenschaften erhellend, erwärmend, lebenweckend gestrahlt hat, wie die Geschichte, Erdkunde, Völkerkunde, Seelenkunde, Sprachwissenschaft, Literaturgeschichte, Ästhetik, Theologie und Philosophie Grund haben, dankbar der von ihm ausgegangenen Anregungen und Förderungen zu gedenken: das konnten meine Ausführungen nur von ferne andeuten. Allein Herder war bei aller Gelehrsamkeit und bei allem Reichtum an neuen, fruchtbringenden Gedanken auch ein Mann, der des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlte: er war eine Dichternatur, sein Denken ward beherrscht von Gefühl und Phantasie, und nirgend war seine Seele heimischer als in dem Lande der Dichtkunst und auf den Höhen der Religion. In dichterischer Hinsicht mehr auf-

nehmend und neuschaffend als selbstschöpferisch beanlagt, zeigte er die feinhörigste Empfänglichkeit für die dichterischen Stimmen aus allen Zeiten und Landen, das vertrauteste Verständnis für die poetischen Anlagen der Menschheit, den glücklichsten Instinkt für das Wesen der Poesie, für die Quellen, denen sie entspringt, für die mannigfaltigen Weisen, wie sie sich äußert. Ihm, dem völker-, seelen- und poesiekundigen Manne und seiner ästhetischen Kritik, die das Echte vom Unechten unterscheidet und lang verkanntes Dichtungsgut wieder zu Ehren bringt, verdankt unser deutsches Volk den Anbruch eines neuen Lenzes seiner Dichtung. In religiöser Beziehung aber hieß ihn sein Gemüt, vom Erkennen und Fühlen gleichmäßig bestimmt, den rechten Weg suchen zwischen dem alt- und überklugen Rationalismus und einem weltabgewandten, beschränkten Pietismus, so daß die Theologie dauernd von ihm lernen konnte, ehrlich nach Wahrheit zu forschen, ohne die köstlichen Perlen der Gottinnigkeit und der Duldsamkeit zu verlieren. Und er war groß im Wollen! Mag man an diesem Wollen bisweilen die Festigkeit und Geradlinigkeit vermissen, so war es doch allewege darauf gerichtet, die höchsten Fragen und Anliegen unsers Volkes und der Menschheit zu bemeistern. Die lange Reihe seiner Werke legt wie seine Biographie Zeugnis ab, daß er von den vielen Plänen, die unerschöpflich aus seiner Seele auftauchten, nicht wenige bewundernswert ausgeführt hat. All sein Streben aber steht unter dem Gedanken des höchsten Zieles der Menschheit, an deren Kraft, Güte und göttliche Bestimmung er unerschütterlich glaubt. Darum müssen ihn heute preisen alle, die da berufen sind, Pfleger des deutschen Geisteslebens, Anwälte deutscher Geistes- und Gewissensfreiheit und Erzieher der deutschen Jugend zu sein.

Wenn nun auch wir, m. Br., andachtsvoll an Herders Grabe stehen, so hören wir gerade als Freimaurer die Stimme von seiner Unsterblichkeit daraus erklingen; wir gedenken des edlen Bruders nicht als eines Toten, sondern als eines Lebenden. Wenn ein Großer unsers Geschlechtes in die Grube fährt, so heißt es nicht, daß man seine Stätte nicht mehr kennt; wir glauben, daß sein Geist im ewigen Osten weilt, und wir wissen ihn unsterblich bei uns weilen in den Werken seines Erdenlebens. Das Lebenswerk eines Herder aber war das hehrste, das wir kennen: der Aufbau und Ausbau einer Welt- und Lebensanschauung, die alles Geschehen im Himmel und auf Erden, die den Entwicklungsgang der Völker, die

den Menschen erfaßt als Glied der höchsten denkbaren und fühlbaren Zusammenhänge des Allseins, die auch das einzelne Menschenleben erschaut im Strom des allwaltenden göttlichen Lebens, die alles, was ist und geschieht, eingliedert in den Plan des allmächtigen Baumeisters der Welten. Herder, der Großmeister in der Wissenschaft vom Leben, ist uns Maurern auch der unübertreffliche Lehrer in der Kunst des Lebens, die wir in seinem Sinne umfassend bezeichnen mit dem Worte Humanität, Menschlichkeit. Wohl uns, wenn wir gleich ihm im Dienst des kleinen und größern Vaterlandes nicht aufhören, die Ideale der Menschheit hochzuhalten, das Banner der besseren Menschheit, die wir erhoffen. Ja, wir segnen dein Andenken, großer Prophet des maurerischen Gedankens, dessen Namen wir erglänzen sehen nach hundert Jahren unter den Besten unsers Geschlechtes; wir segnen dein Gedächtnis für und für, — denn du warst unser!

Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

1. Des Maurers Wandeln,
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben,
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

2. Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

3. Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

4. Betracht' sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

5. Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten!

6. Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille;
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!

Das geheimnisvolle Halbdunkel, das manchem unserm Bunde Fernstehenden über diesem Goetheschen Gedichte „Symbolum" zu liegen scheint, löst sich dem Frmrer. in klare Anschauungen und erhebende Gefühle auf, insbesondere wenn er es mit der Vorbereitung hört oder liest, welche eine Feierstunde wie die gegenwärtige sie ihm gewährt. Den Frmrern., so klingt es aus jenen Zeilen heraus, winkt das gleiche Los, die gleiche Aufgabe, dasselbe Ziel wie den übrigen Sterblichen. Als furchtlose Helden gehen sie der ungewissen Zukunft entgegen, nicht wissend, ob sie Glück oder Unglück verhülle. Vorwärts dringend stehen sie endlich vor jenem dunklen, ehrfurchtgebietenden Vorhange, der Zeit und Ewigkeit trennt: drunten schweigen die Gräber, droben die ewigen Sterne. Bei diesem Anblick werden sie von wandelnden Schauern, von ersten Gefühlen ergriffen; Fragen stürmen auf sie ein, auf die

sie Antwort erhalten von den verklärten Meistern im Jenseits: Wenn ihr wirkend eure guten Kräfte betätigt, dürft ihr auf ewige Kronen hoffen. — „Des Maurers Wandeln, es gleicht dem Leben“: hinter unseren im Laufe des letzten Jahres verblichenen Brüdern erscheinen unserm innern Blick die sich ablösenden Geschlechter der Menschheit, der lange Zug des Todes von Anbeginn der Welt, dessen Scharen sich verlieren in den Felsengräbern Indiens, in den Pyramiden Ägyptens, in den Katakomben der ewigen Stadt und auf den geweihten Stätten unserer Friedhöfe. Allein vergeblich würde der Versuch sein, die großen Geister vergangener Zeiten aus dem Jenseits beschwören zu wollen; es redet zu uns kein Sokrates und kein Demokrit, kein Paulus und kein Luther, kein Galilei und kein Kant, kein Alexander und kein Napoleon. Und wenn sie auch uns verständlich reden könnten, so würde uns doch mehr zum Frieden dienen, was die Stimme des Meisters von Nazareth im Evangelium spricht. Er, der sein Schicksal voraussehend sein Leben dem Dienst der Menschheit weihte, hat gesagt: „Ich muß wirken das Werk dessen, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ (Joh. 9, 4.) Dies Wort mahnt uns, nachzudenken über des Menschen Los und über des Menschen Aufgabe.

I. Des Menschen Los.

Von all den tausend Stimmen, die seit grauer Vorzeit in Dichtung und Lehre auf des Menschen letztes Schicksal hingewiesen haben, erwähne ich nur den Ausspruch aus dem Buche Hiob: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe; er geht auf wie eine Blume und fällt ab, fleucht wie ein Schatten und bleibet nicht.“ Nicht die ins Unendliche steigende Entwicklung einer einzigen Menschengeneration auf diesem Planeten will die Natur, sondern den stetigen Nachwuchs neuer Geschlechter, während die älteren zugrunde gehen, darum für den einzelnen die Folge von Jugend-, Mannes- und Greisenalter. Daher können die Biographen das zur vollen Höhe der Entwicklung gekommene Leben ihrer Helden dem Tageslauf vergleichen und von Morgen, Mittag und Abend des Lebens reden, um zu schließen mit „der Nacht, da niemand wirken kann“. Allein nur wenige Lebensläufe sind große ausgeführte Dramen mit Vorbereitung, steigender Handlung, Höhe, fallender Handlung und Ausgang; sehr viele bleiben bloße Einleitungen, andere schrump-

fen zu ganz kleinen Einaktern zusammen. Als ein Mißverhältnis will uns auch vorkommen, daß bei der Vollentwicklung des Lebens allein ein Drittel mit Vorbereitungen für die übrige Zeit verbracht wird. Und dennoch so groß, so faustisch angelegt erscheint das bunte Schauspiel des menschlichen Einzellebens, daß Schiller wohl sagen darf:

„An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen."

Die Fortsetzung:

„Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf,"

bleibt auf lange hin unverstanden. Wir kennen die frohen Weisen, in denen Jünglings- und Studentenlust sich ihres Überschwanges entäußert; die Jugend singt ihr „Gaudeamus igitur!" und das Höltysche

„Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!"

mit der epikuräischen Begründung:

„Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen."

Als Frmrer. möchten wir uns etwas von dieser Jugendauffassung erhalten, möchten wir dem trägen, trüben Strom der Jahre Wellenschlag und Sonnenschein verleihen. Allein auch wir machen die Erfahrung, daß so manche Ideale, die einst das trunkene Herz geschwellt, zerrinnen, daß in dem Buche unsers Lebens die Prosa viel mehr Raum einnimmt als die Poesie, daß die Wirklichkeit nicht hält, was die Jugendträume versprachen. An all unser Freuen und Genießen heftet sich die wehmütige Unterschrift: „Kaum gegrüßt, gemieden!" Die Gegenwart, die wir genießend tatsächlich unser eigen nennen können, ist dünn wie des Messers Schneide, und es ist in den meisten Fällen schon etwas Schönfärberei dabei, wenn wir statt von frohen „Augenblicken" von frohen Stunden, Wochen oder Jahren reden. Mit der großen Glücksempfänglichkeit des armen Menschenkindes will das von tiefem Ernst erfüllte Leben nicht harmonieren: Lachen und Lächeln sind mehr Ausnahme als Regel; Gram und Kummer und bitteres Herzweh, Übel des Leibes und der Seele, des Gutes und der Ehre machen, daß dem Sonnentage unsers Lebens Nebel, Regen, Sturm und Gewitter nicht fehlen. Ja, bei einzelnen Menschen will es scheinen, als ob sie um den Sonnenschein gänzlich

betrogen seien: so freud- und segenarm schleppen sie ihre Tage dahin. Wiederum wird selbst das, was man gemeinhin als Glück betrachtet: Reichtum und Wohlleben, hohe Stellung und Ruhm, zu einer Quelle des Übels. Auf die Frage, ob unser gegenwärtiges Leben befriedige, werden wir daher zum guten Teil im Sinne der Schopenhauerschen Philosophie verneinend antworten müssen. Schon die unzähligemal gestellte Frage: „Wie geht's Ihnen?“ weist darauf hin, daß das Wohlergehen nicht selbstverständlich ist. Freilich sind die Lebensläufe gar verschieden, und die Anlage und Entwicklung der Menschen geht zu weit auseinander, als daß das Urteil über den Wert oder Unwert des Daseins bei allen gleich lauten könnte. Über eins aber ist man nicht geteilter Meinung: „Es kommt einmal die Nacht, da niemand wirken kann.“ Mag das Leben überwiegend Freude oder Leid oder aber eine erträgliche Mischung beider sein: das gemeinmenschliche Schicksal ist der Tod. Dieser aber bedeutet dem Anschein nach nichts Geringeres als die Vernichtung des individuellen lebendigen Wesens, das wir als die höchstentwickelte Bildung auf diesem Planeten zu betrachten pflegen: „von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden!“ Verschieden ist das Werturteil, mit dem die Menschen der Tatsache gegenüberstehen, daß jeder frohe oder trübe Lebenslauf im dunklen Grabe verläuft. Manchem erzieht das Leben die Todessehnsucht geradezu an. Ich denke hierbei an ein Gemälde des jüngeren Holbein, das den Königlich englischen Schatzmeister Sir Bryan Tuke darstellt. Womit sich seine Gedanken beschäftigen, zeigt die Zettelinschrift: „Wird denn das Elend meiner Tage nicht bald enden?“ Und siehe, da schaut das uns wohlbekannte Totengeripp herein, und seine knochigen Finger weisen auf das Stundenglas, als wollt' es sagen: „Sei ruhig, der Sand verrinnt, die Stunde der Erlösung ist nahe!“ Übermäßiges Leid, tiefe Frömmigkeit und die mit dem höheren Alter immer größer werdende Gewißheit, daß das Leben einem nichts mehr zu bieten habe, führen zur Todessehnsucht; gewisse Berufe und Lebenslagen zwingen den Menschen, sich mit dem Bewußtsein auszurüsten, daß es Güter gibt, die höher sind als das Leben, mit dem Mut, das Leben freudig in die Schanze zu schlagen. Indessen überwiegend ist doch das Grauen vor dem Tode, dem unheimlichsten Gast, der über die Schwelle unsers Hauses treten kann, vor dem auch der harte Mann zurückschreckt, der nie Barmherzigkeit und Achtung gegen Menschen und Tiere kannte. Dem Bewußtsein

des einfachen Menschen wie des auf der Höhe des Lebens Wandelnden ist nichts widriger als jenes Zerrbild seiner selbst, das ihm in dem Knochengerüst, dem Sinnbild des Daseins im Grabe, vor Augen tritt. Frage die Maler und die Dichter, die den Sinn des Lebens im Bilde festzuhalten suchen, frage die Religionen, die von des Lebens Unvollkommenheit und Unbefriedigung ihren Ausgang nehmen, um tröstend auf eine bessere Welt zu verweisen: sie zeigen auf das deutlichste, welche Gedankenbilder und Empfindungen das kleine und doch so vielbedeutende Wort Tod je und je erweckt hat. Griechische Künstler in lebensfrohen Zeitaltern stellten ihn dar als den Jüngling mit der umgekehrten Fackel. Grausigere Züge erhielt sein Bild unter dem Einfluß christlich dogmatischer Vorstellungen des Mittelalters. Da tritt er wohl auf als der Ackermann, der den Garten des Lebens gätet und die Blumen bricht, der über das Feld schreitet, es mit Blut düngt, mit dem Schwerte furcht und mit Leichen besät. Oder man erblickt in ihm den grimmen, feindlichen König, der gleich der Gottesgeißel Attila verheerend die Lande durchzieht, oder den Richter, der die Leute vor seinen Gerichtsstuhl lädt, Krankheiten als seine Boten, Schlachten als seine Prozesse verwendend. Und wenn er auf anderen Bildern mit einem treuherzigen Menschenkinde Schach spielt, dann ist wohl keine Frage, wer der Mattgesetzte sein wird. Gern macht die mittelalterliche Malerei und Dichtung die sog. Totentänze zum Vorwurf ihrer Darstellungen: wir sehen eine größere Tanzgesellschaft, in der je eine Leiche oder ein Geripp und ein Mensch miteinander den Reigen treten. Die höchste künstlerische Steigerung dieser Art Darstellungen sind die oft genannten Imagines mortis des älteren Holbein, denen man des Br. Claudius Wort als Unterschrift geben könnte: „Der Tod ist ein eigener Mann und ein guter Professor moralium, und es ist ein großer Gewinn, alles, was man tut, wie vor seinem Katheder und unter seinen Augen zu tun.“ Alle Stände, alle Lebensalter kommen an die Reihe, jeder empfängt von Holbein die Lehre: Sei nicht stolz, sondern fürchte dich!

Die Wirkung derartiger Vorstellungen und Darstellungen von dem Erbfeind des menschlichen Geschlechtes beruht nun allerdings nicht lediglich auf dem Gedanken, daß Tod Vernichtung bedeute, sondern vor allem auf der sich daranschließenden Idee vom Jenseits. Von jeher lebte in der Menschenseele der Drang, sich Ideale von einem glücklichen Dasein zu schaffen, und was das

Leben von ihnen unerfüllt ließ, dafür suchte man Raum jenseit des Grabes. Ebenso gewöhnte der Mensch sich leicht an die Vorstellung, daß die guten und bösen Taten in einer anderen Welt ihre Vergeltung finden würden. Zu einer Jenseitsidee mußte man vor allem von der Vorstellung aus gelangen, die durch den Vergleich des toten und des lebendigen Menschen selbst nahegelegt war, von der Vorstellung nämlich, daß der letztere aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt sei: aus dem sichtbaren, gröberen Leibe und der unsichtbaren, hauchartigen Seele; letztere, so glaubte man, entweiche beim Sterben aus dem an sich toten Körper und nehme nun Aufenthalt in Bergen, Höhlen, Wäldern, Gewässern usw., oder sie fahre in die Unterwelt, den Scheol, ein weites Reich unter der Erde. Das christliche Denken gelangte weiterhin zu den Jenseitsvorstellungen von Himmel und Hölle als den Behausungen der Seligen und der Verdammten. Der nüchternen wissenschaftlichen Erwägung muß es schwer werden, zwischen dem, was einerseits die Mythologieen der Naturvölker und andererseits die Dogmen der geschichtlichen Religionen über die sog. letzten Dinge ausgebildet haben, einen grundsätzlichen Unterschied zu finden; alles dies scheint auf dem gleichen psychischen Naturboden der ausschreitenden Wünsche des Herzens und der diesen nur allzu dienstbereiten Einbildungskraft erwachsen. Läßt sich doch nachweisen, daß das Jenseitsbild der verschiedenen Völker, Religionen und Zeiten allemal seine Züge aus den ihnen zugänglichen, von Wertgefühlen umspielten Diesseitsvorstellungen entnimmt: der Eskimo will drüben seiner jagdbaren Tiere, der alte Germane des Mets, der Moslem der schwarzäugigen Huri nicht entbehren, und der mittelalterlich katholische Himmel nebst der entsprechenden Hölle ist wesentlich eine Ausgeburt der damaligen theologischen Glaubenslehre. Mit diesen Erwägungen rein negativer Art ist jedoch die Stellung des denkenden Mannes, des nach Wahrheit strebenden Frmrers. zu derartigen Glaubensvorstellungen keineswegs völlig bestimmt. Läßt sich doch schon aus vielen geschichtlichen Beispielen zeigen, daß man sich vollständig über kindliche Glaubensvorstellungen erheben und dennoch an dem Bekenntnis festhalten kann: Ich glaube an Gott, ich glaube an ein ewiges Leben. Ein Beispiel dieser Art ist im Altertum der unvergleichliche Sokrates, wie ihn uns Plato mit Bezug auf den Unsterblichkeitsglauben in seinem berühmten Gespräche „Phädon“ geschildert hat. Wir befinden uns mit dem Philosophen in dem

Kreise der Schüler und Freunde des großen Weisen, der nach dem Urteil seiner Richter am Abend des Tages den Giftbecher trinken soll. Das ganze Gespräch läuft darauf hinaus zu zeigen, daß Sokrates, durch tiefes Nachdenken vom Unsterblichkeitsglauben beseelt, ohne Furcht dem Tode ins Angesicht schauen darf. Wir wollen hier nicht ausführen, in welcher Art Sokrates die Unsterblichkeit begründet hat. Die Begründungen der Unsterblichkeitsüberzeugung hängen ja entweder mit dem sonstigen Wissenschaftssystem der Denker zusammen, sind geradezu Teile davon, oder aber sie stehen unvermittelt außerhalb desselben. Jenes würde beispielsweise zutreffen auf den tiefsinnigen, edlen Theodor Fechner, dieses auf den kritischen Idealisten Immanuel Kant.

Fechners Philosophie ist wesentlich auf gefühlsmäßig-religiöse Antriebe gegründet: er möchte des persönlichen unzerstörbaren Lebens in Gott gewiß werden, ohne seine wissenschaftliche Verstandesüberzeugung preiszugeben. Schon in seinem 1836 erschienenen „Büchlein vom Leben nach dem Tode" sucht er die Unsterblichkeit des Menschen durch die Annahme zu begründen, daß das Bewußtsein eine allgemeine Eigenschaft der Natur sei. Letzterem Gedanken gibt er des weiteren eine umfassende Begründung hinsichtlich der Pflanzen in dem Buche „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen", erschienen 1848. Der Titel ist gewählt mit Bezug auf die Blumengöttin, die Gattin des nordischen Licht- und Frühlingsgottes Baldur. Eine wissenschaftliche und zugleich sinnige Betrachtung der Pflanzen verbunden mit vergeschichte des Organischen führt unseren Dichterphilosophen zu gleichenden Hinblicken auf die Tiere und auf die Entwicklungs- der Überzeugung, daß auch die Pflanzen Bewußtsein und Empfindung haben, wenngleich in anderer Art als Mensch und Tier. Dieser Gedanke bildet aber nur die Brücke zu dem weiteren in dem Werke „Zend-Avesta" (d. i. das lebendige Wort, erschienen 1851) ausgeführten, die Weltanschauung Fechners darlegenden Gedankengebäude, das sich kurz so skizzieren läßt: Nicht bloß alle organischen, sondern auch alle unorganischen Wesen, ja die ganze Erde und ebenso alle übrigen Himmelskörper sind beseelt; jedes körperliche Wesen oder System und ihm entsprechende Bewußtsein wird von einem größeren und höheren System und Bewußtsein umschlossen, und die höchste Einheit alles Körperlichen und Seelischen ist schließlich die Gottheit. Dadurch, daß das Einzelwesen Teil eines höheren Wesens ist, hört es nicht auf, Einzel-

wesen zu sein; Fechner verbindet also den Individualismus mit dem Panpsychismus und Pantheismus. Wenn daher ein Mensch stirbt, so heißt das nach ihm: sein Körper geht in die Erde, sein Geist in den Erdgeist als die höhere körperlich-geistige Einheit über und lebt so fort; im Diesseits sind wir gleichsam Anschauungen, im Jenseits Erinnerungen des Erdgeistes. Soweit Fechner, aus dem sinnige Gemüter viel Trost und Erbauung schöpfen können.

Kant teilt die menschliche Vernunft bekanntlich ein in die reine d. h. die des kritischen Erkennens und die praktische d. h. die auf das menschliche Handeln bezughabende Vernunft. Vom Standpunkte der kritischen Vernunft aus zeigt Kant nun, daß der Mensch nur zu erkennen vermag, was innerhalb des Erfahrungsbereiches liegt; um Dinge, die darüber hinausgreifen, insbesondere um Gott und Unsterblichkeit, würde die Vernunft sich vergeblich bemühen. Anders ist es hiermit inbetreff der praktischen Vernunft: diese führt zur Anerkennung des unbedingten sittlichen Pflichtgebots wie eines gerechten und gütigen Gottes; sie erkennt ferner, daß, weil der Mensch seine sittliche Aufgabe nur mangelhaft zu erfüllen vermag und weil das Gute und das Böse hienieden nicht seinen entsprechenden Lohn findet, Gott gewissermaßen verpflichtet sei, diese Mißverhältnisse in einem Jenseits auszugleichen. Mag unser Herz diesem Beweise Kants seine Zustimmung schenken, der strenge Beweise verlangende Verstand tut es nicht. Die bedingenden Sätze über das Dasein eines gerechten Gottes und die Allgemeingültigkeit des Pflichtgebotes stehen selbst auf so schwachbefestigtem Grunde, sie sind selbst so wenig sicher im Sinne naturwissenschaftlich-mathematischer Genauigkeit, daß die darauf begründete Unsterblichkeit in keinem Falle als streng bewiesen erachtet werden kann. Um diese Sachlage zu verstehen, muß man sich über das allgemeine Verhältnis von Glauben und Wissen verständigen. Dieses kann offenbar ein dreifaches sein: man erkennt den Glauben an ohne das Wissen, oder aber man schwört auf das bloße Wissen und verwirft jede Berechtigung des Glaubens, oder endlich man hält Wissen und Glauben für vereinbar, indem man — worauf freilich sehr viel ankommt — entweder dem Glauben oder dem Wissen den höheren Rang einräumt. Der Grund für diese Verschiedenheiten liegt darin, daß das Verhalten des Menschen von zwei Grundkräften bestimmt wird, nämlich vom Verstande, der dem Wissen, und vom Gefühl, das dem Glauben

entspricht. Man unterscheidet bekanntlich Verstandes- und Gefühlsmenschen, je nach der sie vorwiegend beherrschenden Richtung der Seele. Das Gefühl wertet die Dinge, während der Verstand sie zu erkennen sucht. Schließlich läuft freilich alles auf ein Werten hinaus: der Verstandesmensch wertet nur die wissenschaftliche Erkenntnis, wogegen der Gefühlsmensch dasjenige höher schätzen wird, was sein Herz, sein Gemüt angeht, also auch Dinge wie Gott und Unsterblichkeit, die ihm sogar als höchste Werte erscheinen müssen. Hieraus begreift man nun leicht, daß, da die meisten Menschen mehr von ihrem Gefühl als von ihrem Verstande abhängig sind, es immer nur wenige geben wird, welche die Unsterblichkeit der Seele leugnen. Auch das ist nicht zu übersehen, daß sowohl der einzelne Mensch in verschiedenen Zeiten wie ganze Zeitalter mehr verstandes- oder mehr gefühlsmäßig gerichtet sein können: da findet dann ein Durchgang statt von der Leugnung der Unsterblichkeit zur Anerkennung derselben oder umgekehrt. Das Erleben spielt hier eine wichtige Rolle:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß:
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“

Bedenken wir nun die große Verschiedenheit der menschlichen Anlage und Entwicklung wie des menschlichen Schicksals, wodurch der Mensch entweder mehr zum Wissen oder mehr zum Glauben getrieben wird, so werden wir in Glaubenssachen duldsam sein und einen Menschen nicht deswegen für schlecht oder verdammenswert halten, weil er zeitweilig oder gar dauernd den Glaubenssatz von der Unsterblichkeit verwirft. Der Naturforscher wird manches gegen diesen Satz vorzubringen imstande sei, wie es z. B. im vorigen Herbst durch den Professor Ladenburg auf dem Naturforschertage geschah, indem er u. a. auf die Tiere hinwies, für die der Gläubige doch auch eine Unsterblichkeit beanspruchen müsse. Freilich darf man verlangen, daß die exakte Forschung ihrer eigenen Grenzen eingedenk bleibe, daß sie auch den Tatsachen Verständnis entgegenbringe, welche mit den Werten des Herzens gegeben sind. Wer diese recht zu schätzen weiß, der wird sich über die Unsterblichkeit etwa so äußern: Das Leben würde völlig seinen Sinn und Zweck einbüßen, wenn man es mit dem Grabe als abgeschlossen anzusehen hätte, wenn man es nicht mit

einem Ewigkeitsausblick betrachten dürfte. Ich erkenne diesen Gedanken als einen solchen an, der mein eigenes Gemüt befriedigt, ich klammere mich an ihn als an eine Stütze im Strom der mancherlei Verstandeseinwürfe; ich bin mir aber bewußt, daß er vom Standpunkt des Verstandes aus nur dies besagt: Der Mensch möchte unsterblich sein, und darum hält er sich für unsterblich. Dennoch werde ich jenen Glauben gegenüber allen Verstandesbedenken aufrecht halten: es ist nicht ein beliebiges Phantasma, das mit beliebigen abergläubischen Meinungen auf gleiche Stufe zu stellen wäre; er ist die Grundlage meines Menschenseins, meiner Menschenwürde, er geht mich mehr an als alles andere; verliere ich ihn, dann pfeife ich auf alle Herrlichkeiten, die das bloße Erkennen mir zu erschließen vermag! Daß dieser Grundglaube dem menschlichen Geiste nicht dauernd zu widersprechen braucht, wird klar, wenn man erwägt, wie wandelbar das Bild ist, das der Lauf der Zeiten auf Grund der immer fließenden Begriffe, der stets neuen Gedankenverbindungen von Welt und Leben hervorruft. Wieviel daher der Strom der Zeiten auch hinwegschwemmen mag von kirchlich-dogmatischen Vorstellungsweisen, so dürfen wir doch das Vertrauen hegen, daß er die Grundsäulen freimaurerischer Lebensanschauung Gott und Unsterblichkeit nicht antasten werde. — Wie die Menschen sich derartige hohe Wertbegriffe nun im einzelnen vorstellen, mit welchen Worten sie solchen Glauben bezeichnen, darauf scheint mir im Grunde wenig anzukommen. Ich muß in dieser Hinsicht noch einmal an unsern Goethe und seine Stellung zur Unsterblichkeitsfrage erinnern. Wenn er sich in seinem 1823 entstandenen Gedichte „Eins und alles" also vernehmen läßt:

„Das Ewige regt sich fort in allen,
Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will," —

so ist diese anscheinend auf Leugnung der Unsterblichkeit hinauslaufende Ausdrucksweise etwas durchaus Vereinzeltes, der Goethe in dem anderen Gedichte „Vermächtnis" (1829 entstanden) diejenige Berichtigung gegeben hat, welche seiner sonst stets aufrecht erhaltenen wesentlich pantheistischen Anschauung entsprach:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!"

Wichtiger aber als die Tatsache, daß Goethe Anhänger des Unsterblichkeitsglaubens gewesen ist, erscheint in diesem Zusammenhange die Art, wie er das Jenseits in seinem größten Lebenswerke, dem „Faust", behandelt. Wir schauen im Anfang dieser Dichtung in den ebenso allgemein menschlich wie alttestamentlich anmutenden Himmel, wo Gabriel und Raphael besingen, wie die Sonne nach alter Weise in Brudersphären Weltgesang ertönen läßt; dagegen ist es ein völlig christlich-katholischer Himmel mit allem Zubehör von der mater gloriosa, den Büßerinnen, den Engelchören, dem Pater profundus usw., den der Dichter uns am Schluß des zweiten Teils der Dichtung auftut. Wir entnehmen aus dieser Verschiedenheit der Darstellung, daß ihm die Vorstellungsweisen des Buches Hiob wie die der katholischen Kirche nichts weiter sind als Sinnbilder, entsprechend dem Hymnus des Chorus mysticus am Schluß der Dichtung:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan;
Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan."

Diese Art der Schätzung des Sinnbildlichen ist echt freimaurerisch und der deutlichste Beweis, daß Goethe völlig zu uns gehörte. Betrachten wir alles, was die Menschen je und je über das Jenseits gedacht und durch Gemälde oder Wort ausgesprochen haben, lediglich als Sinnbild und Gleichnis für die Tatsache, daß eine jenseitige Welt für wirklich zu halten echt menschlich-natürlich ist, dann ist der Streit in unserer Brust geschlichtet; dann stimmen wir ein in das Bekenntnis eines Paulus: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk; wenn aber kommen wird das Vollkommene, dann wird das Stückwerk aufhören. . . . Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht." (1. Kor. 13, 9. 12.) Durch sein Erkennen erschließt sich der Erdenmensch die ihm jeweilig erscheinende Wirklichkeit, oder vielmehr ein Teilstück dieser; darüber hinausgehend aber gewinnt unser Herz Eindrücke von der eigenen Würde, von Welt und Leben, die sich zu dem beseligenden Bekenntnis verdichten: „Ich glaube ein ewiges Leben."

II. Des Menschen Aufgabe.

Weiß sich somit der Frmrer. nicht minder als der Christ als einen Bürger zweier Welten, so zieht er doch aus diesem Bewußtsein nicht diejenigen Folgerungen, welche ein pietistisch-ungesundes oder ein quietistisch-träges Christentum für die Auffassung der Diesseitsaufgaben daraus gezogen hat. Hat doch auch Christus selbst gesagt: „Ich muß wirken, so lang es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Welchen andern Sinn könnte das Leben haben als den, daß wir uns mit ihm abfinden gemäß den Bedingungen, die in unserer Natur und in den uns umgebenden irdischen Verhältnissen gegeben sind? — Das heißt aber für jeden normalen und gesunden Menschen nichts anderes als: „Wirke, so lange es Tag ist!“ Wenn auch in etwas schroffer Einseitigkeit tritt diese Ansicht von der Lebensaufgabe in Fausts Ausspruch hervor:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?“

Einem Comenius, dem großen Wegbereiter des modernen freimaurerischen Humanitätsgrundsatzes, gilt das Erdenleben als Vorschule für die ewige Akademie, die unsere geistige Entwicklung weiter führen wird. Einen ähnlichen Fortgang dessen, was wir hier begonnen, in der jenseitigen Welt nimmt Goethe an. Als Wieland 1813 gestorben war, äußerte Goethe zu Falk, vom Untergang so hoher Seelenkräfte könne unter keinen Umständen die Rede sein, so verschwenderisch behandle die Natur ihre Kapitalien nie; und 1827 gab er seinem Freunde Zelter, als dieser ihm den Tod seines letzten Sohnes gemeldet hatte, zur Antwort: „Wirken wir fort, bis wir vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge denn der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Tätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so

kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen.“ Wissenschaft und Dichtung, Geschichte und Religion zeigen uns, was der Verstand der Verständigsten, was das Herz der Besten als Sinn und Aufgabe des Lebens angesehen haben. Wer „die Krone des Lebens“ erringen will, muß treu sein bis an den Tod; er muß sein, was er sein kann, ein Mensch im besten Sinne. Ich habe daher Sorge zu tragen für meinen leiblichen Menschen, daß er ein geschicktes und würdiges Werkzeug meines Geistes sei; ich werde Freude und Erholung, deren ich nicht minder bedarf als der Betätigung und Entsagung, nicht für entbehrlich halten. Jenem Manne im Syrerlande gleich, von dem Rückerts sinnige „Parabel“ erzählt, werde ich, am grünen Strauch der Welt zwischen Tod und Leben schwebend, die Freude des Augenblicks nicht verschmähen. Allein ich würde die Pflichten gegen mich selbst schlecht verstehen, wollte ich mich mit der „Beere Sinnenlust“ begnügen, wollte ich nicht nach jenem höheren Gute streben, das da besteht in der Vervollkommnung meiner selbst nach Geist und Charakter. Ich darf nicht, wie jener faule Verwalter im Gleichnis Christi, mein Pfund im Schweißtuch behalten; was ich in meine Seele hineinbaue an großen Gedanken, an schönen Gefühlen, an edlen Willensrichtungen, das baue ich zugleich in die Welt hinein, das ist ein bleibend gutes Werk, ein Schatz, der nicht verloren geht. Auf diese Arbeit am eigenen Menschen hin mich zu prüfen, mich zu ihr zu ermuntern, das soll mein Anliegen sein, so oft es für mich ein Heute gibt. Allein ich weiß auch, daß der Wertinhalt meines Erdenlebens daneben ganz wesentlich bestimmt wird durch die Art der Beziehungen, in denen ich zu meinen Mitmenschen stehe, zu dem engeren Kreise der Familie, der Verwandten, Freunde und Bekannten, zu dem weiteren der Gesellschaft, des Staates, der Kirche und der Menschheit. Sie alle stehen unter dem Gebot: Wirke so, daß du durch die Erfüllung deines Berufes und darüber hinausgehende Arbeit den Mitmenschen zum Segen wirst. Alles, was den Fortschritt der Menschheit sichern, was ihre Leiden mildern und beseitigen, was sie einiger machen, was ihre sittliche Würde steigern kann, ist des pflichtbewußten, tätigen Mannes Augenmerk, und so folgt er der Goetheschen Losung:

„Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit:
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!“

Wohl uns, wenn wir gleich dem edlen römischen Kaiser Titus, den man „die Freude und Wonne des Menschengeschlechts“

nannte, jeden Tag für verloren ansehen, an dem wir nichts Gutes getan haben! Wohl uns, wenn wir gleich einem Franklin uns zugehörig fühlen zu jener Humanitätsgesellschaft, deren vorbildliche Bestrebungen der von uns jüngst gefeierte Herder in seinen Humanitätsbriefen rühmt! Wohl uns, daß uns noch dieses Lebens Sonne leuchtet, daß wir noch den Hammerschlag vernehmen, der uns immer wieder zu rechter Zeit an die Arbeit ruft, damit der Bau gefördert werde. Wer echt freimaurerisch der Kunst des Lebens nachstrebt, dem braucht vor der langen Nacht des Todes nicht zu grauen; die Glocken, mit denen man sein Sterbliches zu Grabe läutet, sind frohe Sylvesterglocken, die das neue Jahr der Ewigkeit verkünden, beantwortet von dem Sang aus Himmelshöhen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begrüßt ihn dort die selge Schar
Mit herzlichem Willkommen!“

Zum Gedächtnis Immanuel Kants.

12. Februar 1904.

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt."

In dem mit dieser Strophe anhebenden Gedichte brachte Schiller zum Ausdruck, was er im Einklang mit Immanuel Kant, dessen Studium ihn lange und ernst beschäftigt hatte, und zugleich im Sinne seiner aufgeklärten Zeitgenossen als höchsten Inhalt seines Glaubens betrachten konnte. Wir verwenden dieses Bekenntnis heute in gewisser Weise als Leitmotiv für unsere Festbetrachtung, weil es die erhabene freimaurerische Denkweise widerspiegelt, die uns nicht minder erfüllen soll, wie sie die Männer beseelte, die vor 160 Jahren unsere Loge gegründet haben, und weil es zugleich eine Huldigung bedeutet für den größten philosophischen Genius Deutschlands, der vor einhundert Jahren nach 80 jährigem Erdenwallen sein Denkerhaupt zur Ruhe niederlegte. Die Gedächtnisfeier für unsern Br. Herder hat uns gezeigt, wie dieser sich seinem Lehrer Kant lebenslänglich zu Dank verpflichtet fühlte, wenn auch sein Weg in der theoretischen Philosophie so wenig derjenige des Königsberger Weisen war, daß er sogar eine „Metakritik der reinen Vernunft" gegen ihn schrieb. Allein dies Werk hat bekanntlich den Lorbeerkranz seines Verfassers durchaus nicht verschönert; dagegen ist Kants Ruhm als Philosoph eher gestiegen als gesunken. Die Menge der an ihn anknüpfenden und über ihn geschriebenen Werke ist Legion; die Kantgesellschaft, die „Kantstudien" und die Bücheranzeigen sonstiger philosophischer Zeitschriften bezeugen, daß sein Geist fortlebt, daß man noch immer von ihm lernt, und es bestätigt sich das Wort Jean Pauls: „Kant ist kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal." Unter diesen Umständen hieße es gewiß die Existenzberechtigung der Frmrei., ihre Beziehung zu den höchsten Interessen

der Menschheit in Frage stellen, wollte man der Meinung sein, Kant ginge sie nichts an. Die nähere Betrachtung seines Lebens, seines Charakters und seines Schaffens wird in vollem Maße zeigen, daß wir unserm heutigen Stiftungsfeste keine schönere Weihe geben können als durch die Inschrift: „Den Manen Kants", daß wir in ihm würdigen dürfen einen der größten Frmrer. ohne Schurz.

I.

Immanuel Kant wurde am 22. April 1724 zu Königsberg als Sohn eines mäßig vermögenden Sattlermeisters geboren. Jeder Gang nach der Schule und in die Hauptteile der Stadt führte den Knaben durch das anregende Getriebe des Handels und weckte früh in ihm jene genaue Beobachtung der Dinge, die für den echten Philosophen unerläßlich ist; noch wertvoller erscheint der gemütbildende Einfluß, den die frommen Eltern auf ihn ausübten. Hierüber urteilt er selbst: „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Die Pietisten zeichneten sich auf ehrwürdige Weise aus: sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, Heiterkeit, jenen innern Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde." Ein Theologieprofessor Schultz, das Haupt der Königsberger Pietisten, den die Mutter Kants in betreff der Ausbildung ihres Sohnes um Rat anging, veranlaßte, daß dieser in das Collegium Fridericianum aufgenommen wurde, ein Gymnasium, dem jener Professor als Direktor vorstand. Während der acht Jahre, die der junge Kant dieser Schule angehörte, zeigte er sich als einen begabten, jedoch auch zerstreuten und schüchternen Schüler; der Philologe Heydenreich erfüllte ihn mit Begeisterung für das klassische Altertum; dagegen begründeten die zahlreichen Andachtsübungen, welche in jener Anstalt im Schwange waren, dauernden Abscheu vor religiösen Bräuchen in seiner Seele, wie er namentlich in seinen Äußerungen über das Gebet zutage tritt. Auf der Universität, die Kant von 1740—46 besuchte, beschäftigte er sich außer mit Theologie ganz besonders mit Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. Nach beendetem Studium war er nicht weniger als neun Jahre lang Hauslehrer in drei verschiedenen Familien nahe bei Königsberg. Von der pädagogischen Theorie, die er damals befolgte, sagt er, sie sei besser gewesen als seine Praxis; doch

weiß man, daß zwei seiner Zöglinge namens v. Hülsen in der Folgezeit zu jenen Adeligen gehört haben, welche noch vor der Stein-Hardenbergschen Reformgesetzgebung die Leibeigenschaft auf ihren Gütern freiwillig aufgaben. Im Jahre 1755 habilitierte sich Kant als Privatdozent an der Königsberger Hochschule; aber erst 15 Jahre später erhielt er die Stelle eines ordentlichen Professors. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Logik, Metaphysik, Moral, natürliche Theologie, Naturrecht, Pädagogik, Mathematik, Physik, physische Geographie und Anthropologie; seine lichtvollen, gedankenreichen Vorträge lockten so viele Zuhörer herbei, daß die Hörsäle nicht selten überfüllt waren. Zu seinen Schülern gehörte neben Herder der spätere Berliner Arzt Markus Herz, der Gatte jener in den Tagen der Romantik berühmt gewordenen Henriette Herz; mit ihm hauptsächlich blieb Kant in Briefwechsel. Wie sehr Herz für Kant begeistert war, ersieht man beispielsweise aus folgender Stelle eines seiner Briefe: „Der bloße Gedanke an Sie setzt meine Seele in eine ehrfurchtsvolle Erstaunung, und mit vieler Mühe bin ich alsdann fähig, mein zerstreutes Bewußtsein wieder zu sammeln und meine Gedanken fortzusetzen. Sie allein sind es, dem ich meine glückliche Veränderung des Zustandes zu danken habe, dem ich ganz mich selbst schuldig bin; ohne Ihnen würde ich noch jetzo gleich so vielen meiner Mitbrüder gefesselt am Wagen der Vorurteile ein Leben führen, das einem jeden viehischen Leben nachzusetzen ist.“ . . . Zu seinen auswärtigen Verehrern gehörte der preußische Kultusminister Freiherr v. Zedlitz; dieser Mann, der nicht minder ein Freund der Aufklärung und Geistesfreiheit war als sein großer König Friedrich II., ließ sich Kants Kollegheftе kommen, um sie für sich zu studieren, und bat bei Zweifeln um Aufklärung; ihm hat Kant sein philosophisches Hauptwerk gewidmet. Ein ganz anderer Wind wehte vom Throne her unter Friedrich Wilhelm II., der, ganz dem Einfluß des kirchlich-zelotischen, heuchlerischen Berliner Hofpredigers Wöllner nachgebend, das nach diesem benannte Edikt erließ, wonach alle protestantischen Beamten sich auf die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche zu verpflichten hatten. Mit diesem Erlaß sollte dem Geist der Aufklärung, wie Kant ihn vertrat, die Axt an die Wurzel gelegt werden; besonders wirbelte die Schrift unsers Philosophen: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ viel Staub auf. Als sich damals das Gerücht verbreitete, Kant sei seines Amtes entsetzt worden, erging an ihn ein Ruf von der Universität

Helmstedt, und der bekannte braunschweigische Schulrat Campe bot ihm eine Zuflucht in seinem Hause an und erklärte sich bereit, sein gesamtes Besitztum mit ihm zu teilen. Am 1. Oktober 1794 erging an Kant ein von Wöllner gegengezeichnetes königliches Schreiben, das ihm vorwarf und für die Zukunft verbot, die Lehren der christlichen Kirche zu entstellen. In dem damit für sein Gewissen herbeigeführten Widerstreit zwischen seiner philosophischen Überzeugung und seiner Beamtenpflicht, womit sich für Kant das Schicksal so manches Philosophen von Sokrates an bis auf Galilei wiederholte, entschied sich unser Philosoph dahin, daß er versprach, sich künftig als Seiner Majestät getreuester Untertan alles Redens und Schreibens über Religion enthalten zu wollen. Erst nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. hielt er in der Schrift „Streit der Fakultäten" gründlich Abrechnung mit seinen Gegnern. Doch hatte diese Streitsache den Siebzigjährigen sehr angegriffen, seine körperlichen und geistigen Kräfte verfielen immer mehr, und am 12. Februar 1804 entschlummerte er; sein letztes Wort war gewesen: „Es ist gut." Am 28. Februar fand unter allgemeinster Teilnahme seine Beisetzung im Professorengewölbe der Universitätskirche statt; am 21. November 1880 wurden seine wiederausgegrabenen Überreste, nachdem man den Schädel gemessen, in dem einst das Tiefste gedacht worden war, in einer einfachen Kapelle beigesetzt; auf seinem Grabe steht in goldenen Buchstaben zu lesen: „Der bestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir." Christian Rauchs Meisterhand hat dem großen Philosophen in der Stadt seines Wirkens und seines Ruhmes ein würdiges Denkmal geschaffen.

II.

Die Betrachtung der Geistesart Kants läßt uns in ihm einen Philosophen von Gottes Gnaden erkennen; seine philosophische Befähigung beruht auf ganz hervorragenden Naturgaben des Intellekts, verbunden mit den ihnen entsprechenden angelegten oder durch Selbsterziehung erworbenen Charaktereigenschaften. Wenn H. Türck im Anschluß an Spinoza und Schopenhauer ausführt, daß dem Genie vor allem eine selbstlose, objektive Sachlichkeit, eine unendliche Liebe zu den naturgegebenen Dingen eigen sei, daß das Streben des philosophischen Genies insbesondere auf die Gewinnung eines klaren und deutlichen Weltbildes hinziele, um die eigene Stellung im unendlichen Weltgange zu begreifen, — so darf Kant in vollem Maße zur Illustration dieser Charakteristik

herangezogen werden. Eine überaus große Sinnesschärfe war bei ihm mit feinem Schönheitsgefühl gepaart, und seine Phantasie war so lebhaft, daß er, der niemals eine Reise gemacht hat, sich nach bloßen gelesenen Berichten ein zutreffendes Bild fremder Gegenden machen und sie anschaulich schildern konnte. Mit einem ungewöhnlich umfassenden, treuen Gedächtnis verband er jenen unvergleichlichen Scharfsinn, der auch die verwickeltsten Begriffsverhältnisse bis auf den Grund durchschaute. Es hing mit der sachlichen Art seines Denkens, mit seinem strengen Wahrheitsbedürfnis zusammen, wenn er seinem Stil eine völlig schmucklose, durch Ineinanderschachteln der Sätze und Überhäufung mit Fachausdrücken schwerfällige und schwerverständliche Form gab. Seine mündliche Äußerungsweise war jedoch das gerade Gegenteil von Trockenheit: in seinem Lehrgespräch verfuhr er entwickelnd, und seine Unterhaltung sprühte von geistvollem, launigem Witz. Wenn Kants gesamte intellektuelle Begabung, — was man leider sonst nicht als allgemein befolgte Regel findet, — sich einerseits von unbestechlichem, rücksichtsfreiem Wahrheitssinn beherrscht zeigt, so ist diesem Charakter andrerseits auch das lebhafteste Gefühl für Menschenwert und die damit verschwisterte humane Gesinnung eigen. Er hielt seine eigene Würde hoch, — nicht in dem Sinne, daß er seine Person möglichst ins Licht gestellt hätte, sondern so, daß er seine persönliche Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren suchte. Dies Streben hieß ihn lebenslang eine einfache, haushälterische Lebensweise beobachten, so daß er in späterer Zeit bei reichlicherem Einkommen seinen Verwandten und armen begabten Studenten Hilfe leisten konnte. Ein freier Mann auch gegen sich selbst zwang er seinen von einem Brust- und Magenleiden viel geplagten Körper zur Innehaltung gesundheitlicher Regeln in Bezug auf Essen, Trinken, Kleidung, Bewegung u. a. Er zeigte geradezu eine Meisterschaft in der Befolgung des Goetheschen Wortes: „Gebraucht der Zeit, — sie geht so schnell von hinnen; doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.“ Sommer oder Winter stand er früh um 5 Uhr auf und füllte den Morgen mit Vorbereitung, Vorlesungen und Denkarbeit aus bis 1 Uhr; nachdem er dann ein paar Stunden beim Mittagsmahl im Kreise von Gästen verbracht, arbeitete er wieder; regelmäßig ging er um 7 Uhr aus, las noch ein paar Stunden und legte sich stets um 10 Uhr schlafen. So war Kant auch in den kleinen Dingen des täglichen Lebens ein Philosoph der Tat, und der Erfolg war, daß

er trotz seiner Schwächlichkeit ein Alter von 80 Jahren erreichte. — Sittliche Freiheit und edle Humanität leuchteten aus seinem Verhalten gegen die Mitmenschen hervor. Freiheit von Menschenfurcht und niedriger Unterwürfigkeit verlangte er von anderen, wie sie ihm selbst eigen war; in seinem Verkehr spiegelte sich die von ihm selbst aufgestellte Regel wider: „Betrachte jeden Menschen niemals als Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck.“ Die zufälligen Rang-, Stand- und sonstigen Unterschiede verschwanden ihm hinter dem Menschen als solchem. Der Sinn für das Allgemeinmenschliche äußerte sich bei ihm in lebhaftester Wißbegierde und hingebender Teilnahme; er nahm seine Seele so sehr ein, daß eine ausschließliche Freundschaft für einzelne dagegen fast nicht aufkam; die wenigen, die ihm näher standen, waren zudem keine Gelehrte, sondern einige Kaufleute und ein Oberförster; auf die Ehe verzichtete er, um seine ihm und seinem Philosophieren zuträgliche Lebensweise nicht aufgeben zu müssen. Ersatz boten ihm seine mancherlei Beziehungen zu Bekannten, die ihn einluden oder die er zu seinen berühmt gewordenen Tischgesellschaften einlud, wobei, entsprechend der Zahl der Grazien und Musen, nicht weniger als drei, nicht mehr als neun zugegen sein durften. Dabei zeigte sich dann sein humanes Wesen, das ihn auch zum Liebling der Frauen machte, in der ihm eigenen Gabe, anmutig und herzlich zu plaudern.

So erscheint Kant als einer der edelsten Typen des Zeitalters der Aufklärung, ganz als dessen Widerschein in Vernunft und Menschlichkeit. Denken und Wollen, der Mensch und der Philosoph gehen bei ihm nicht getrennte Wege, sondern bilden eine harmonische Einheit und stehen in dauernder Wechselwirkung. Dies wahrhaft Philosophische in Kant, das, was ihn zum Vertreter des Strebens nach vernunftgemäßer Denk- und Handlungsweise stempelt, ist eben dasjenige, worin wir als Frmrer. uns ihm verwandt fühlen und was uns sein Bild doppelt anziehend macht. Ein kurzer Umriß der philosophischen Theorie Kants wird erkennen lassen, was seine Welt- und Lebensanschauung mit der freimaurerischen gemein hat.

III.

Man unterscheidet in der Entwicklung seines Denkens und seiner Schriftstellerei eine vorkritische und eine kritische Periode, die durch das Jahr 1770 getrennt sind. In der ersteren steht er im allgemeinen auf dem Boden der damals herrschenden Leibniz-

Wolfschen Philosophie, verläßt diesen aber, angeregt durch die englische Philosophie des Empirismus und Skeptizismus (Locke, Hume) sowie durch naturwissenschaftliche Studien, immer mehr und gelangt zu einer selbständigen Auffassung der philosophischen Probleme. Unter den Schriften dieses Zeitabschnittes ist namentlich seine „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ (1755) hervorzuheben. Kant geht darin auf dem Wege weiter, den das moderne Denken seit Kopernikus unter dem Voranschritt von Galilei, Huyghens, Kepler und Newton, also seit dem 17. Jahrhundert, in der Naturerklärung einschlug, indem es die theologische Lehre vom stetigen, unmittelbaren und willkürlichen Eingreifen eines Schöpfers und Erhalters in das Getriebe der Natur, besonders in den Lauf der unermeßlichen Sternenwelten, zu gunsten strengster Notwendigkeit d. i. Gesetzmäßigkeit zurückdrängte. Hatte ein Newton, der Entdecker des Weltgesetzes der Gravitation (der allgemeinen Massenanziehung), die schön geordnete Welt noch durch das schöpferische „Es werde!“ der Allmacht Gottes aus dem anfänglich von ihm geschaffenen Chaos der Materie hervorgehen lassen, so wagte Kant den Ausspruch: „Gebt mir Materie, und ich will euch zeigen, wie die Welt entsteht!“ Diesen Hergang beschreibt der Denker nun im wesentlichen also. Der unendliche Weltraum war anfangs lediglich mit materiellen kleinsten Teilen (Atomen) von verschiedener Dichtigkeit erfüllt; Anziehung und Abstoßung waren die einzigen in den Atomen wirksamen Kräfte; durch diese wurde die Materie in kreisförmige Wirbelbewegung versetzt, zu einer gewaltigen Stoffkugel zusammengeballt und durch die Reibung der Teile zu einer Feuerkugel, einer Sonne geformt; durch die schnelle Drehung der letzteren um sich selbst lösten sich am Äquator Massen ab, die nach demselben Gesetz nacheinander selbständige, infolge der gleichzeitig wirkenden Anziehungs- und Schwungkraft um die Sonne kreisende Planeten bildeten, um dann ihrerseits wieder auf ähnliche Art Trabanten (Monde und Ringe) abzusondern. So erklärte Kant die Entstehung unsers Sonnensystems, tat aber auch den weitern Schritt, eine ganze Reihe solcher Sonnensysteme aus einer ursprünglichen Zentralsonne hervorgehen zu lassen. Männer wie Lambert, Herschel und Laplace haben diese Lehre bestätigt, teilweise durch Experimente, und heutzutage ist die Kant-Laplacesche Hypothese Gemeingut der Wissenschaft und durchgängig die Grundlage der Weltanschauung der Gebildeten.

Von der Betrachtung des Universums kehrt Kant zum Menschen zurück; er sieht dessen Schicksal durch die irdischen Verhältnisse bestimmt; auf der Stufenleiter der Vollkommenheit nehme er eine mittlere Stellung ein, sein Glück liege in der Fähigkeit, sich zu immer höherem Erkennen und zu immer edlerer Tugend zu entwickeln; möglicherweise dürfe der Mensch auf ein Fortleben auf anderen Planeten hoffen.

Von Gefühlsträumen solcher Art kam der Philosoph jedoch bald zurück, als er zu Anfang der 60 er Jahre die Logik und Metaphysik der Leibniz-Wolfschen Richtung, unter deren Einfluß sein eigenes Denken bis dahin gestanden, einer kritischen Prüfung unterwarf. Jetzt geht ihm die Einsicht auf, daß das bisher in der Philosophie übliche Hantieren mit Begriffen, Urteilen und Schlüssen durch und durch falsche Spitzfindigkeit gewesen sei, daß man vor allem den Gegensatz von Denken und Wirklichkeit unbeachtet gelassen habe. Namentlich zeigt er im Anschluß an den Engländer Hume, auf welch unsicherem Boden die bisherige Annahme von einem denknotwendigen Zusammenhange zwischen Wirkung und Ursache stehe. Den Sätzen der Mathematik dürfe man trauen, da die Objekte dieser Wissenschaft aus der Vernunft erzeugt seien; die übrigen Wissenschaften dagegen hätten es mit äußerer Wirklichkeitserfahrung zu tun, die sie nur bearbeiten könnten; es sei eine gänzlich unzulässige Anwendung der mathematischen Methode auf andere Wissenschaften, wenn man, wie die Metaphysik es tue, die Wirklichkeit auf Grund allgemeiner Vernunftgrundsätze konstruieren wolle. Da besonders die sog. natürliche Theologie nach dieser Seite sündigte, indem sie das Dasein Gottes aus gewissen allgemeinen Sätzen zu beweisen suchte, so legte Kant das Verkehrte dieses Verfahrens dar in seiner 1763 erschienenen Schrift: „Der einzig mögliche Beweisgrund für das Dasein Gottes.“ Er geht darin mit dem seit Jahrhunderten geglaubten kosmologischen, physikotheologischen und ontologischen Beweise ins Gericht. Wenn der kosmologische Beweis aus dem Dasein der Welt — als Wirkung — auf Gott als deren Ursache schließt, so vergißt er, daß, wie Hume nachgewiesen, für das Denken kein zwingender Zusammenhang von Ursache und Wirkung besteht und daß die Ursache der Welt außerhalb aller Erfahrung liegt. Einen ganz ähnlichen Fehlschluß sieht Kant darin, wenn die Physikotheologen das Dasein Gottes aus der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Welt herleiten wollen. Endlich ist auch der ontologische Beweis

falsch, sofern er besagt: Ich könnte die Idee eines vollkommensten Wesens nicht haben, wenn ein solches Wesen nicht existierte; denn dies heißt fälschlicherweise aus dem Inhalt des Gedachten auf dessen Wirklichkeit schließen. Kant glaubte letzteren Beweis damals noch durch eine gewisse Abänderung retten zu können, nämlich in dieser Form: Alles in der Welt ist vergänglich, also zufällig; um nun nicht an aller und jeder Existenz einer Wirklichkeit irre zu werden, muß man eine notwendige Existenz, nämlich die Gottheit, annehmen.

So zeigte Kant, ein neuer Sokrates, seinen Zeitgenossen die Unsicherheit des vermeintlichen Wissens, die völlig unzulängliche Grundlage der ganzen vielgepriesenen rationalistischen Metaphysik. Er setzte damit das Werk eines John Locke fort und wußte sich als Gesinnungsgenosse Hamanns und nicht zum wenigsten Rousseaus, der gerade damals seine flammenden Proteste gegen die einseitige Verstandeskultur ergehen ließ. Bei Kant nimmt diese Einsicht die Wendung, daß die Vernunfterkenntnis ein- und unterzuordnen sei dem Gefühl der Humanität: „Wenn es irgend", sagt er, „eine Wissenschaft gibt, die der Mensch völlig bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man tun muß, um ein Mensch zu sein." Nicht aus dem Verstande, sondern aus dem Gefühl entquillt die Moral; die Wissenschaft kann ihr höchstens Helferdienste leisten, sofern sie lehrt, was der Mensch ist und welche Stelle er in der Welt einnimmt; dazu bedarf es aber keiner Metaphysik, sondern nur der Anknüpfung an das Nächstliegende. An den Menschen hält sich Kant denn auch in der weiteren von Rousseauschem Geist erfüllten Schrift: „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen." Selbst die Waffen des Humors und der Satire benutzt unser Philosoph zur Bekehrung seiner in metaphysischem Wissensstolz befangenen Zeit, nämlich in dem „Versuch über die Krankheiten des Kopfes", worin er die Jenseitsphilosophen als Phantasten und Verrückte behandelt, und in den „Träumen eines Geistersehers", einer Schrift, die mit dem schwedischen Spiritisten Swedenborg ins Gericht geht, indem sie zeigt, daß dessen achtbändige Coelestia arcana mit ihrer Reise ins jenseitige Geisterreich eitel Dummheit sei. „Man kann", sagt Kant, „die anschauende Erkenntnis der andern Welt nur erlangen, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nötig hat", und er schließt mit den

Worten des ehrlichen Candide in Voltaires Roman: „Laßt uns unser Glück besorgen, in den Garten gehen und arbeiten.“

Indessen war es Kants Bestimmung nicht, auf diesem lediglich verneinenden und verzichtleistenden Standpunkte stehen zu bleiben; in seiner kritischen Periode erbaute er selbst ein neues philosophisches Lehrgebäude, das den Namen „kritischer Idealismus“ führt und schon zu Kants Lebzeiten großen Einfluß gewann. Der höchste Ruhm, die bleibende Bedeutung unsers Philosophen knüpft sich an folgende Werke dieser zweiten Periode: „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788), „Kritik der Urteilskraft“ (1790), „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793). Wie die Philosophie aller großen Denker dreht sich auch die Kants im wesentlichen um die Fragen: Was können wir wissen? Wie müssen wir leben? Was dürfen wir hoffen? — also um die Fragen des Wissens und der Werte.

Die Frage des Wissens behandelt Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft“, deren Thema dies ist: Wie weit reicht die menschliche Erkenntnisfähigkeit? Ich kann den Inhalt dieses schwierig zu verstehenden, tiefgründigen Werkes hier natürlich nur in großen Umrissen andeuten. Unser Philosoph knüpft an die zu jener Zeit übliche Unterscheidung der Erkenntnis nach ihren Quellen Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft an und zeigt, inwiefern diese Seelenkräfte wirklich zur Erkenntnis führen; er gewinnt seine neuen Ansichten hauptsächlich dadurch, daß er überall die Form der Erkenntnis von ihrem Inhalt unterscheidet. Die Form ist allemal das im Bewußtsein, wodurch sich der an sich chaotische geistige Inhalt der Empfindungen zu Anschauungen, Begriffen und Ideen ordnet. Das vernünftige Bewußtsein des Menschen, wie es in Urteilen zutage tritt, erwächst aus den sinnlichen Empfindungen durch beständige Anwendung der reinen Anschauungsformen Raum und Zeit, wodurch der Inhalt jener räumlich und zeitlich geordnet und gegliedert wird. Ähnliches geschieht innerhalb des Vorgestellten durch die reinen Verstandesformen (Kategorien); indem wir uns solcher Beziehungsbegriffe wie Einheit, Vielheit, Ursache, Wirkung usw. bedienen, gestalten wir die an sich chaotische Vorstellungswelt zu einem gesetzmäßig geordneten Ganzen, der mittelst jener Kategorien urteilende Verstand

macht sich zum geistigen Beherrscher der für ihn gegebenen Wirklichkeit, zum Gesetzgeber der Natur. Die menschliche Natur ist so organisiert, daß wir nur vermittelst des Gebrauches der Raum- und Zeitvorstellung sowie der logischen Stammbegriffe vorstellen und denken, eine Welt außer uns als eine Welt in uns haben können. Der Gebrauch jener Anschauungs- und Denkformen ist an sich unbegrenzt, vollzieht sich jedoch so, daß das Denken schließlich in gewissen allgemeinsten, unbestimmten Vorstellungen gipfelt. Der Inbegriff dieser Endbegriffe, der Ideen, ist die Vernunft im eigentlichen Sinne. Drei unter diesen Ideen entspringen aus der unbegrenzten Anwendung der logischen Stammbegriffe auf eine bloß mögliche Erfahrung; das sind die reinen Vernunftideen. Die erste unter ihnen, der Grundbegriff der bisherigen rationalen Psychologie, ist die Idee der Seele als einer beharrlichen Substanz; die zweite, der Gegenstand der Kosmologie, ist die Idee der Welt als eines geordneten, zweckmäßigen Ganzen; die dritte, das Objekt der rationalen Theologie, ist die Idee Gottes. Angesichts der zahlreichen Streitigkeiten, welche die Metaphysiker wegen dieser Ideen seit langem ausfochten, wobei jede Verneinung mit ebensovielen Gründen gestützt wurde wie die entsprechende Bejahung, hält es Kant nun für seine Aufgabe zu zeigen, daß jene Ideen nicht Gegenstände der Erkenntnis sein können, daß sie nur Grenzpunkte der Erkenntnis bezeichnen, Richtungslinien für die Bewegung des Erkennens, der Ausdruck eines Seinsollenden, also höchste Forderungen in betreff der letzten Einheit alles Erkennens und Handelns sind, das im einzelnen an die Erfahrung gewiesen bleibt. Sonach ist alles menschliche Erkennen an die erfahrbare Welt gewiesen, an eine Wirklichkeit, wie sie das Bewußtsein gewinnt vermittelst der sinnlichen Fähigkeiten und der Verstandesfunktionen, um bei den Ideen Halt zu machen, die dem Menschen nur Andeutungen geben von dem Dasein einer ihm nicht zugänglichen Welt der Dinge an sich. Aber weil und sofern die Dinge in der Erfahrung unter den Denkgesetzen stehen, weil es ohne die Denkgesetze keine Erfahrung gäbe, darum ist Erfahrung Erkenntnis. — Auf Kants „Kritik der reinen Vernunft“ beruht das philosophische Denken des 19. Jahrhunderts bis in unsere Tage in ähnlicher Weise wie das des 18. auf demjenigen von Leibniz und Wolf; keiner, der Philosophie treibt, darf an jenem Werke vorübergehen. „Die Wirkung der Hauptschriften Kants“, sagt Schopenhauer in der Vorrede zu seinem Hauptwerk, „welche sie in dem Geiste, in welchem sie wirk-

lich werden, hervorbringen, finde ich in der Tat, wie wohl schon gesagt worden, der Staroperation am Blinden gar sehr wohl zu vergleichen."

Kant hat aber ferner den in seiner Art gewiß großartigen Versuch gemacht, die Frage der Werte d. h. die der Sittlichkeit und Religion mit der Lösung, die er für die Frage der Erkenntnis gegeben, in Einklang zu bringen. Er tat dies in seiner „Kritik der praktischen Vernunft", wozu sein Werk über „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" eine Art Ergänzung bildet. Bei der theoretischen Vernunftbetätigung verknüpft der Mensch die Vorstellungen zu Urteilen und Ideen; die praktische Vernunft äußert sich darin, daß er sein Wollen auf einen vorgestellten Inhalt richtet, wodurch dieser zum Zweck wird. Hiermit ist für die Philosophen die Frage gegeben: Gibt es notwendige und allgemeingültige Gegenstände des Wollens? oder: Was verlangt die Vernunft als ein solches, das unter allen Umständen gewollt werden soll? Wenn sich nachweisen läßt, daß die menschliche Vernunft etwas notwendig und allgemein wollen oder sich zum Zweck setzen muß, so ist damit nachgewiesen, daß es ein allgemeinverbindliches Sittengesetz gibt, ein vornehmstes höchstes Gebot, einen kategorischen Imperativ. Der Wille des Menschen kann lediglich abhängig sein von den Gegenständen, welche die Erfahrung ihm an die Hand gibt; er kann aber auch geleitet sein von dem, was die Vernunft ihn als kategorischen Imperativ erkennen gelehrt hat. Dort folgt er den Neigungen, den natürlichen Trieben zu den mancherlei Gegenstücken der Erfahrung; hier richtet er sich nur nach dem höchsten Sittengesetz, er folgt der Pflicht. Wenn wir das Tun der Menschen sittlich beurteilen wollen, so haben wir nur zu fragen: Ist ihr Wille an sich gut, ist er in Übereinstimmung mit dem Sittengesetz? Nicht auf das kommt es an, was der Mensch tut oder was aus seinem Tun folgt, sondern einzig auf seine Gesinnung, die mit dem Sittengesetz in Übereinstimmung sein, die ihrer Pflicht folgen will. „Nichts in der Welt", sagt Kant, „gibt es, was ohne Einschränkung gut könnte genannt werden, als allein der gute Wille." Gibt es nun aber ein solches erhabenes Pflichtgebot, dem zu folgen wir uns unter allen Umständen verpflichtet halten müssen? — Jahrtausende hindurch hat die Ansicht geherrscht, alles, was der Mensch wollen und tun solle, gipfele in der menschlichen Glückseligkeit; da wären denn die sittlichen Gesetze nur Ratschläge der Klugheit, wie man es am besten anfange, sich und

andere zeitweilig oder dauernd zu beglücken. Dies entspricht freilich dem Wünschen und Verlangen des natürlichen Menschen; sein Streben ist von Haus aus auf Glückseligkeit gerichtet. Allein es gibt auch ein Etwas in uns, das mit den natürlichen, auf Glück gerichteten Strebungen oft genug im Widerstreit ist: das Gewissen, die höhere Vernunft in uns. „Zwei Dinge", sagt Kant, „erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Überschwenglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit meiner Existenz." Nach Glückseligkeit streben und ihr gemäß sein Handeln einrichten, heißt: die Instanz, welche das Sittengesetz gibt, außerhalb unser, in andere Gegenstände verlegen; das ergibt nach Kant eine heteronomische d. i. von fremder Macht abhängige Moral. Dies tut auch die theologische Moral, wenn sie sagt, man solle etwas um Gottes willen tun, um seinen Lohn zu erlangen, seine Strafe zu vermeiden. Nein, der vernünftige Wille soll ganz auf sich selbst stehen; die praktische Vernunft muß autonom sein d. h. sich das Handeln selbst vorschreiben und zwar so, daß es einem allgemeingültigen Gesetz entspricht. Nicht nach den Impulsen der Triebe in seiner Brust, sondern allein nach solchen Grundsätzen soll der Mensch handeln, welche sich zu einer allgemeinen Gesetzgebung für alle vernünftig wollenden Wesen eignen. „Handele so, als ob die Maxime deines Handelns durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte." Gewollt werden soll, was einen unbedingten Wert an sich hat, was nicht erst ein Zweck oder Wert ist um eines andern willen. Das Sittengesetz in der Menschen Brust hat einen unbedingten, höchsten Wert, und alle Menschenwürde beruht darauf, daß er diesem sich ihm als unbedingt verbindlich ankündigenden Gesetze folgt. Das Sittengesetz achten heißt die Menschenwürde achten; darum darf man den Mitmenschen niemals als bloßes Mittel zur Erreichung der eigenen Zwecke ansehen, sondern hat in ihm die Würde der Persönlichkeit zu ehren. Das ist der Sinn des Kantischen kategorischen Imperativs.

Die oberste Forderung und Bedingung aller Sittlichkeit ist nach Kant also, daß der vernünftige Wille sich selbst bestimme. Aber kann er dies? — Wir kommen damit zu der Frage nach der

sittlichen Freiheit des Menschen. Völlig frei sich selbst bestimmen würde der Wille nur dann, wenn es in seiner Macht stände, eine Reihe dessen, was da geschehen soll, aus sich selbst zu beginnen, nicht aber lediglich auszuführen, wozu er als ein Glied des allgemeinen Weltgeschehens veranlaßt wird. Die Erfahrung zeigt uns nun, daß der Mensch nicht außerhalb des allgemeinen Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen steht; sie zeigt ihn als abhängig, als unfrei. Da nun aber das sittliche Handeln auf freier Selbstbestimmung beruht, so wäre hiernach keine wahre Sittlichkeit im dargelegten Sinne Kants möglich. In dieser erfahrungsmäßigen Welt, die wir allein durch unsere Vernunft begreifen können, ist in der Tat keine Freiheit; und dennoch können wir nicht lassen von dem Gedanken, daß die Sittlichkeit etwas ist, was der Mensch zu verwirklichen hat. Um die Sittlichkeit und die Freiheit zu retten, ist es daher nach Kant notwendig anzunehmen, daß hinter den bloß erscheinenden Dingen der Erfahrung die wahren, uns unerkennbaren Dinge an sich vorhanden seien, daß der Mensch außer seiner jetzigen uns durch Erfahrung bekannten Existenz noch ein zweites, ein jenseitiges, übersinnliches Dasein führe. Dieses können wir aber nicht wissen, weil nicht beweisen; es ist daher ein Gegenstand des Glaubens. Sittlichkeit und Freiheit gründen sich wie die Wirklichkeit der Dinge an sich und des Übersinnlichen auf einen gefühlsmäßigen Glauben. Die theoretische Vernunft beweist im Gebiet der erfahrbaren Welt; die praktische Vernunft muß sich bei der Feststellung dessen, was ihr Norm des Handelns sein soll, begnügen mit dem Glauben, daß die Sittlichkeit ein absolut Wertvolles ist, mit den durch sie geforderten Annahmen (Postulaten) von Freiheit des Willens und einem übersinnlichen Dasein des Menschen. Unser sittliches Handeln ist somit unabhängig von der theoretischen Vernunfterkenntnis, sowie die übersinnliche Welt, das Reich der Freiheit getrennt ist von der sinnlich-erfahrbaren Welt, wo alles Geschehen auf Notwendigkeit beruht. Der vernünftige Mensch steht zwischen den beiden Welten, oder vielmehr er gehört beiden an: sofern er der natürlichen Ordnung der Dinge eingefügt ist, sofern seine einzelnen Willensentscheidungen ein notwendiges Ergebnis des Naturzusammenhanges der ihn umgebenden Dinge sind, ist er ein empirischer Charakter; als Teilhaber an der übersinnlichen Welt aber ist er ein intelligibler Charakter d. i. ein sich durch freie Selbstbestimmung entscheidendes Wesen. Der wahre Mensch ist sein intelligibler, jen-

seitiger Charakter; dieser ist frei, dieser für sein Tun verantwortlich, wie uns das Gewissen sagt.

Diese Gedankengänge führen unsern Philosophen zu einem weitern Postulat, zu einer neuen Glaubensidee. Der sinnliche Mensch will Glückseligkeit, der sittliche die Tugend. Wie wir schon gesehen haben, geht es nicht an, die Tugend zu einem bloßen Mittel zu machen, um Glückseligkeit als Zweck zu erlangen. Da der Mensch sowohl der sittlichen wie der sinnlichen Welt angehört, so gibt es nichts Höheres für ihn als die Vereinigung von Tugend und Glückseligkeit; in dieser Vereinigung besitzt er das „höchste Gut". Wie findet nun Kant diese Einheit? Er findet sie in dem Glauben, daß Tugend allein der Glückseligkeit würdig sei. Die wirkliche Welt, die Erfahrung zeigt uns jedoch nicht, daß Tugend immer Glückseligkeit im Gefolge habe. Soll nun jene Einheit von Tugend und Glück kein bloßer Traum sein, so muß unserm sittlichen Gefühl nach der Ausgleich in einer jenseitigen Welt, in einem Leben jenseit des Grabes erfolgen. Es gibt daher — dem Glauben gemäß — eine Unsterblichkeit der Seele; es gibt eine ausgleichende sittliche Weltordnung. Diese aber kann nicht gedacht werden ohne die Annahme einer höchsten Vernunft, nicht ohne Gott. Wenn wir daher die Verbindlichkeit des Sittengesetzes als der Menschenwürde allein entsprechend anerkennen, so müssen wir auch festhalten an dem Glauben an Freiheit, Unsterblichkeit und Gott. Einen dichterischen Ausdruck haben diese Gedankengänge Kants — mit Ausschluß der Unsterblichkeitsidee — gefunden in Schillers Gedicht Die Worte des Glaubens:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben;
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

Kant gründet nach dem Gesagten die Religion auf die Moral; er hat keine Naturreligion, auch keine Offenbarungsreligion im Sinne kirchlicher Rechtgläubigkeit, sondern eine Moraltheologie. Er sagt: Religion ist die Erkenntnis aller Pflichten als göttlicher Gebote. Auch in ihrer religiösen Färbung entspricht die Sittlichkeit der Doppelnatur des Menschen als eines sinnlichen und sittlichen Wesens. Das richtige Verhältnis des sinnlichen zum sittlichen Menschen wäre vorhanden, wenn jener sich diesem unterordnete; tatsächlich aber ist es umgekehrt; daß aber die sinnlichen Triebe sich gegen die sittlichen auflehnen, macht den Menschen böse. Der Mensch ist von Natur böse, es gibt in ihm ein Radikal-Böses; dieses ist nicht dem empirischen Menschen, wohl aber seinem intelligiblen Doppelgänger zur Last zu legen. Angesichts dieses „Sündenfalls" gibt es für den Menschen nur die Aufgabe, unaufhörlich dem sittlichen Triebe in seinem Kampfe gegen den sinnlichen Trieb zum Siege zu verhelfen. Mit furchtbarer Majestät aber blickt das Sittengesetz uns an; seinem unerbittlichen Du sollst! steht so oft das „ich kann nicht!" der menschlichen Schwachheit gegenüber. Da kann dem Menschen nichts helfen als der Glaube an die göttliche Macht und die erlösende göttliche Liebe. So bringt es Kant, der innerlich nicht mehr auf dem Boden der rechtgläubigen Kirche steht, fertig, die wesentlichen Stücke des christlichen Dogmas in seinem Sinne umzudeuten: das Urbild und Vorbild sittlicher Vollkommenheit ist Christus, der uns durch stellvertretende Liebe erlöst. Die Gemeinschaft der sittlich Erlösten ist die unsichtbare Kirche, das Gottesreich; die sichtbaren Kirchen sind nur die geschichtlichen Erscheinungen jener unsichtbaren Kirche; sie können ohne das Mittel der Offenbarung und des satzungsmäßigen Glaubens nicht auskommen. Immerhin können sie dem sittlichen Leben dienstbar werden, wenn sie das Statutenmäßige als Nebensache behandeln. Auf nichts ist Kant so übel zu sprechen als auf die Herrschsucht und die Heuchelei des „Afterpfaffentums".

Ich übergehe die Rechtsphilosophie Kants und deute nur noch seine geschichtsphilosophischen Ansichten an. Unser Philosoph glaubt an einen geschichtlichen Fortschritt der Menschheit; doch sieht er diesen nicht in einem stetigen Wachsen der menschlichen Glückseligkeit, sondern darin, daß die Menschheit sittlich immer vollkommener, daß die sittliche Freiheit immer größer wird. Je mehr die äußere menschliche Kultur wächst, desto geringer wird die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, insofern macht die Menschheit Rückschritte; denn je umfassender und vielseitiger die Kultur wird, desto mehr steigen die Bedürfnisse der Menschen, desto geringer wird aber auch die Aussicht, sie zu befriedigen. Je geringer aber die individuelle Befriedigung wird, desto mehr wächst die sittliche Haltung des Ganzen. Immer mehr wird die Geschichte das Ziel erstreben, das äußere Zusammenleben der Menschen zu ermöglichen; darum gilt es, immer mehr das Recht und die Staatsverfassungen der Völker auszubilden, vor allem auch auf den ewigen Völkerfrieden hinzusteuern, — ein Ziel, von dem freilich auch Kant sich sagt, daß es im Unendlichen liege.

Gar vieles bliebe noch zu sagen, wenn wir auch die Lehren Kants über die Zweckmäßigkeit skizzieren wollten; es würden dahin die für Schiller so anregend gewordenen Ausführungen über das Schöne und das Erhabene gehören, ebenso, was er über die mechanische und die teleologische Naturbetrachtung sagt. Doch das Erwähnte mag genügen um zu zeigen, daß Kant in seinen religiösen und sittlichen Anschauungen vieles bietet, was im höchsten Maße geeignet ist, das Nachdenken des Freimaurers zu befruchten und zu entwickeln. Und hierauf kommt es stets nur an; wir machen uns als Frmrer. so wenig zu Nachbetern des Kantischen Philosophiesystems wie eines andern. Einig wissen wir uns mit ihm sicherlich in bezug auf seinen sittlichen Idealismus, in der Hochhaltung des Glaubens an eine sittliche Weltordnung, an Gott, Tugend, Freiheit und Unsterblichkeit, an den auf Sittlichkeit gegründeten Fortschritt der Menschheit. Im einzelnen könnte man an ihm des öftern Kritik üben; insbesondere wird die scharfe Entgegensetzung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, von Natur und sittlicher Vernunft im Menschen nicht ganz auf unsern Beifall rechnen können; ebenso werden wir seinen Versuch, das kirchlich dogmatische System mit dem Vernunftdenken in Einklang zu bringen, als gekünstelt und als eine Abkehr von der hier notwendigen historisch-psychologischen Auffassungsweise ansehen müssen. Der

menschliche Geist hat es sich auch nach Kant nicht nehmen lassen, Religion und Sittlichkeit anders und anders zu begründen, und so wird es auch weiterhin sein. Nicht der Inhalt der Kantischen Philosophie in ihrem systematischen Gefüge, sondern der Geist derselben, der da ist ein Geist der Freiheit und des Ernstes, der Tiefe und der Höhe ist das, was sie uns als Frmrern. wertvoll und heilig macht. Wie das Geistesleben in Wissenschaft und Philosophie im 19. Jahrhundert sich wesentlich unter den von Kant gegebenen Anregungen vollzogen hat, wie Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer in der älteren Zeit, Fr. A. Lange und die sog. Neukantianer in neuerer auf dem von ihm gelegten Grunde ihre Gedankengebäude aufgebaut haben, so lebt sein Geist auch in uns allen bewußt oder unbewußt weiter, und so gilt denn von ihm mehr als von irgend einem Großen der Erde das Wort des Dichters:

„Wer den Besten seiner Zeit genug getan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."

Die Betrachtung Kants, m. Br., hat uns hineingeführt in die große Werkstätte der Geistesarbeit des 18. Jahrhunderts, in der die Waffen geschmiedet wurden zum Kampfe des Lichtes gegen die Finsternis, in das Werden und Wachsen des Geistes der Freiheit, aus dem auch unsere Loge hervorgegangen ist. Es darf uns mit freudigem Stolz erfüllen, daß Braunschweig eine der ersten Stätten gewesen ist, wo man der hohen Göttin Latomia einen Altar baute; beglückt dürfen wir dessen gedenken, daß unsere Loge noch heute jene reine Form des Maurertums vertritt, die ein Schröder und ein Herder aus sinnverwirrten Zeiten in das 19. Jahrhundert hinüberretteten. Möge jedes weitere Stiftungsfest uns finden als rechte Söhne und Vorkämpfer des Lichtes in den geistigen und sittlichen Dunkelheiten und Verworrenheiten der Welt und des Zeitgeistes! Unser Bund ruht auf der Gleichartigkeit alles dessen, was edel und erhaben ist in der menschlichen Anlage, was groß und gleich ist in der menschlichen, von Gott geschaffenen Natur. Wir kennen unsere Meister und folgen ihrem Wege; Männer wie Herder und Kant sollen nicht umsonst für uns gelebt haben. Es ist uns heilige Überzeugung, daß alle wahren Geisteshelden vergangener Zeiten, welche zum Fortschritt der Menschheit beigetragen haben, wie weit sie auch zeitlich auseinander liegen mögen, wie verschieden auch äußerlich die Art ihres Wirkens gewesen sein mag, durch ihr Streben nach der besseren Menschheit einen uns vorbildlichen

innersten Orient innerhalb unserer großen Bruderkette bilden. Gegenüber dem, was auf Grund natürlicher Bedingungen oder durch künstlich gemachte Schranken die Menschheit trennt, fragen und suchen wir nach dem, was sie innerlich zu einen geeignet ist, halten wir hoch den Menschennamen, die Menschenvernunft, das Menschenherz, die Menschenwürde, die Menschenliebe, das Menschenglück. Wie schrumpft doch vor diesem Einheitsbewußtsein aller echten Frmrer. all der Streit über maurerische Systeme, über den geschichtlichen Ursprung der Maurerei auf den Wert bloßer Doktorfragen zusammen! Wenig verschlägt es für die Gegenwartsaufgabe, ob es schon vor vielen Jahrhunderten etwas Ähnliches gegeben hat wie die Frmrei., ob unser Bund anknüpft an die Überlieferung der Tempelherren, oder ob er wurzelt in den mittelalterlichen Bauhütten oder in den gelehrten Sozietäten des Humanismus. Laßt die Toten ihre Toten begraben! „Der Lebende hat Recht." Der Wert jeder Loge ist um so größer, je mehr jedes einzelne Mitglied sich selbst Wert zu geben weiß durch ernstes geistiges und sittliches Streben; nur so wird unser Wirken sich segensvoll auf die Außenwelt erstrecken und der Ring des wahren Menschentums sich immer mehr erweitern. Freiheit, Tugend, Gott: diese erhabenen Ideen sind der Inhalt des Glaubensbekenntnisses eines Kant und Schiller; sie sind auch das Credo der im maurerischen Sinne verbrüderten Menschheit.

„Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt."

Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.

Wie gern, m. Br., flüchten wir uns aus der Unrast des Lebens da draußen, das unsern innern Menschen nach allen Richtungen auseinanderzerrt, aus der Alltagsarbeit, die unser Interesse zersplittert, die einen Teil unserer Kräfte brach liegen läßt und uns die Ruhe des Herzens raubt, — wie gern flüchten wir uns da immer wieder an diese friedgeweihte Stätte! Um den Altar der Wahrheit unser Herz erhebend zu dem A. B. a. W., ganz durchdrungen von dem Gefühl und Bewußtsein, daß wir in ihm leben, weben und sind, kommen wir uns vor wie auf freier Bergeshöhe, tief unter uns das irdische Jammertal mit seinen feindlichen Gegensätzen, mit seinem Mißbehagen, mit seinem Überfluß an Mühe und Qual, mit seinem Mangel an wahrem Glück; unser Geist sieht den Himmel offen und fühlt sich näher der unsichtbaren Welt, aus der er stammt und zu der ihn Sehnsucht und Hoffnung zieht. In besonderm Maße kann solche geist- und gemütstärkende Stimmung über uns kommen durch eine Feier, wie sie uns heute wiederum vereint. Die Rosen, mit denen wir uns geschmückt haben, reden in ihrer trauten Sinnbildsprache am lieben Johannisfest verständnisinniger zu uns als zu dem Aug' und Ohr der Liebenden. Das Johannisfest ist zunächst der Jubelruf unsers natürlich-menschlichen Empfindens, der Widerhall der Freude, die eine gütige Vorsehung uns durch die schöne Welt gewährt. Wir preisen uns glücklich, daß noch der Himmel ob unsern Häuptern blaut, daß wir noch wandeln unter der goldenen Sonne, die in Brudersphären Wettgesang tönt; wir werden wieder jung inmitten der vielfarbigen, klingenden, singenden, duftenden, schaffenden Lebewelt um uns her. Die Freude aber löst sich auf in Dank gegen den Schöpfer aller Dinge:

„Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben!“

Aber das Johannisfest ist mehr als eine bloße Naturfeier; es ist eine Feier des Geistesfrühlings, der einst mit der Predigt und Taufe des großen Propheten Johannes der Welt angebrochen ist, eine Huldigung für den noch größeren Genius, der von sich sagen konnte: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis"; es ist der Tag des Dankes an den A. B., daß er durch die von ihm gesandten Meister der Menschheit den Weg zum Heil gezeigt hat; es mahnt: Wohlauf, ihr Männer, die ihr euch Johannisjünger nennt, die ihr der Johannismaurerei euer Herz verschrieben habt, laßt lebendig werden in eurem Gemüt die ernste Mahnung und frohe Botschaft: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!"

I.

Als einst vor 1900 Jahren in der Wüste am Jordanfluß diese „gute neue Mär" erscholl, da fand der gewaltige Prediger, der sie verkündete, Verständnis und freudige Aufnahme, da strömten die Volksgenossen in Scharen herbei, um sie zu vernehmen, da ließen sie überwältigt sich taufen, um teil zu haben an dem neuen Zustand der Dinge, den man so tief ersehnte. Gar mancher hoffte, daß nun das auserwählte Volk vom Römerjoch befreit werden würde, daß Gott den verheißenen Messias senden werde; ja man war nahe daran, den begeisterten Himmelreichsprediger für den Christus selbst zu halten. Allein Johannes bezeugt es laut, daß er nur sein will der Wegbereiter für den Größern, mit dem er sich im Geiste eins weiß, dem er sich aber nicht wert dünkt die Schuhriemen aufzulösen. Hier reichen sich zwei religiöse Genien die Hand zum Bunde; bei beiden ist der Grundton der Predigt derselbe: die Botschaft vom Königreich der Himmel, wie es im Grundtext heißt. Das ist eine Umschreibung für Gottesreich, welche man anwandte, weil die Israeliten sich scheuten, den heiligen Namen Gottes auszusprechen. Was der Vorläufer gemeint hat mit dem Ausdruck „Königreich Gottes", das kann man erst vollkommen verstehen aus dem Wirken und der Lehre Jesu selbst, insbesondere aus seinen wundervollen Gleichnissen, von denen die meisten beginnen: „Das Himmelreich ist gleich" . . ., und aus seiner sog. Bergpredigt, einer Sammlung von Lehraussprüchen, die Jesus zu verschiedenen Zeiten getan und in denen er die sittliche Lebensführung der Mitglieder des Reiches Gottes dargelegt hat. Die Idee vom Himmelreich nach dem unmittelbaren Wortsinn und

nach den von Christus selbst gegebenen Erläuterungen ist nun diese: Alle Menschen sollen ein Reich bilden, in dem Gott als Herrscher gilt; alles Leben der Menschheit soll unter dem Gottesgedanken und Gottesgefühl stehen, so daß man sagt mit dem Apostel Paulus: „Von Gott, durch Gott und zu Gott sind alle Dinge, ihm sei Ehre in Ewigkeit!“ Im Gottesglauben einig, durch das Streben nach Verwirklichung des göttlichen Willens verbunden bilden die Menschen eine große Gemeinschaft, jene civitas Dei (Gottesstaat), von der Augustin geredet. Nicht mit einemmale hat sich diese Idee in völliger Klarheit aus den Gedanken und Wünschen ihrer Verkünder und Verbreiter herauskristallisiert; wir können ihre allmähliche Ausbildung bei Christus selbst noch zum Teil verfolgen; aber daß sie, wenn auch noch umhüllt von dem Gedanken einer nahen, plötzlichen Umwandelung der äußeren Weltverhältnisse, deutlich vorhanden war, ersieht man aus den Worten Christi und seines Apostels Paulus. Tatsächlich ist durch die Himmelreichspredigt eine neue Religion begründet worden, und wohl hatte Paulus recht zu sagen: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles ganz neu geworden!“ Die jüdische Geschichte, so vielfach vom Rückfall des auserwählten Volkes in polytheistische Verirrungen zeugend, ist nichts als Vorstufe; das Christentum kennt kein auserwähltes Volk mehr, es ist die Religion für die Menschheit; es will mehr als bloß äußerliche Unterordnung unter Jehovahs Gesetz; der Jünger Christi Gerechtigkeit soll besser sein als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Hier ist auch etwas Höheres, Reineres, Vollkommeneres als die dumpfe Bußübung des Buddhismus, der sogar die Frage nach dem lebendigen Gott ganz ausscheidet und die Menschen nur lehren will, sich selbst durch freiwilligen Verzicht auf Lebensbetätigung vom Leide dieser Zeit zu erlösen. Hier ist mehr als die Vielgötterei jeglicher Art, von der kläglichen Fetischanbetung niedrigstehender Afrikaner an bis zu der durch die wundervollste Kunst verherrlichten, von dem Frohsinn des Lebens umkränzten Götterverehrung der Griechen. Seit Jahrtausenden hatte die Menschheit mit allen diesen Ansätzen zur Religiosität nur vergeblich gesucht und gerungen, sich über die Enge, Beschränktheit und das Elend ihres Daseins zu erheben; sie hatte geopfert, gebetet, gebüßt, sie hatte phantasiert und gedacht, um zu ergründen, was wohl die Welt im Innersten zusammenhalten möchte; sie hatte das Geschöpf für den Schöpfer, den Teil für das Ganze genommen; sie war aber nicht hinausgekommen über Bilder

und Gleichnisse, die dem höchsten Wesen all die Mängel des menschlichen Wesens unterschoben. Bestenfalls baute sie Altäre dem unbekannten Gott und hielt ihm unwissend Gottesdienst; aber weder brachte sie dem einzelnen Heil und Frieden, noch gelangte sie zu einer humanen Sittlichkeit, welche die Menschen zu einer solidarischen Gemeinschaft zusammenschließt. So ist das Neue, das die Menschheit, nachdem es in der griechischen Philosophie vorbereitet war, durch Johannes und Jesus empfing, das Höhere, das Vollkommenere; wir würden aufhören Freimaurer zu sein und der geschichtlichen Wahrheit die Ehre zu geben, wollten wir dies nicht mit lauter Stimme verkünden. Die Duldung, die wir theoretisch und praktisch gegenüber den verschiedenen Religionsbekenntnissen üben, kann nimmermehr so weit gehen, daß wir alle Wertunterschiede auf diesem Gebiete aufheben gemäß der trivialen Formel: „Wir glauben all an einen Gott — Christ, Jude, Türk' und Hottentott"; wir müssen Gold und Talmi unterscheiden können. Wer mit Kopf und Herz Freimaurer ist, der weiß den Gedanken der Duldung Andersgläubiger mit dem eigenen Herzensglauben vollauf in Einklang zu bringen. Ich meine, wir müssen in theoretischer Hinsicht zunächst allen Religionen mit gleicher Unbefangenheit, sagen wir mit der Objektivität des Religionsphilosophen gegenüberstehen, wir müssen sie geschichtlich und sachlich zu verstehen suchen; wir dürfen uns nicht auf ein hohes Roß setzen und der Meinung huldigen, da, wo nicht das Kreuz gepredigt werde, sei eitel Finsternis und Sünde. Daß andere Religionen bis auf den heutigen Tag Millionen von Anhängern zählen, weist doch hin auf eine innere Güte derselben, auf ihre Fähigkeit, die Menschen in gewisser Weise zu humanisieren; und das Christentum in Form der Kirche hat keineswegs immer auf der Höhe der ihm zugrunde liegenden Idee gestanden; heute und künftig bleibt die Aufgabe bestehen, einem finsteren Fanatismus gegenüber, der Glauben erzwingen und die Vernunft und das Gewissen knechten will, das Vermächtnis eines Lessing, Herder und Goethe hochzuhalten. Aber gerade unser großer Bruder Herder kann uns wiederum darin vorbildlich sein, daß wir über der Toleranz nicht die Größe und Eigenartigkeit des Christentums aus dem Auge verlieren, daß wir für einen Johannes und Jesus, zwischen denen gewiß kein grundsätzlicher Unterschied besteht, nur eine Art platonischer Hochachtung übrig behalten. In unserer verworrenen, an Gegensätzen so reichen Zeit, wo so viele gar keine Welt- und

Lebensanschauung mehr besitzen oder ihr nicht mehr recht trauen, wo entweder der Aberglaube zurückliegender Zeiten seine Ansprüche auf den Thron geltend macht, welcher der Wahrheit und Vernunft gebührt, oder aber ein öder Genußmaterialismus mit völliger Verzichtleistung auf Gott und sittliche Ideale sich der weitesten Kreise bemächtigt hat, ist es auch der Freimaurerei schwer gemacht, eine sichere Bahn auf den schwankenden Wellen des Zeitgeistes innezuhalten. Soll sie Vernunft und Wissenschaft preisgeben? soll sie ihrer geschichtlich gegebenen Richtung, ihrem sittlichen Weltberuf, ihrer im besten Sinne seelsorgerischen Aufgabe für ihre Mitglieder untreu werden und damit ihre Daseinsberechtigung in Frage stellen? So treibt ihr Schiff zwischen der Scylla der Glaubenslosigkeit und der Charybdis beschränkter Gläubigkeit gefährdet dahin. Sie, die ihre Anhänger da draußen immer wieder in den Streit der Welt- und Lebensanschauungen hineingezogen sieht, sollte ein unparteiisches Schiedsgericht darstellen zwischen den sich bekämpfenden Parteien. Möge sie Sorge tragen, daß ihre Lichter helle brennen, daß insbesondere ihr großes Licht, die B., als Sinnbild seinen Sinn behalte! Hier reden die Propheten des Gottesglaubens deutlicher und eindringlicher als irgendwo, und wie das kindliche Gemüt so findet auch der mit der modernen Kritik ausgerüstete Gebildete, der Kern und Schale zu unterscheiden weiß, darin den Gott, der dem Herzen Frieden schenkt. Auf eine verstandesmäßige Erkenntnis Gottes müssen wir verzichten; er wohnt in einem Lichte, dahin niemand kommen kann. Christus spricht von göttlichen Dingen in Bildern und Gleichnissen: Gott ist für ihn der Vater seiner Kinder, der König seiner Reichsuntertanen, und uns genügt in Not und Tod wie in Glück und Gedeihen ein Wesen, das wir uns als höchste Macht, als höchste Weisheit, als höchste Gerechtigkeit, vor allem als höchste Liebe vorstellen möchten. Aus solcher Glaubensstimmung heraus dichtete Helene v. Hülsen die folgenden Strophen:

„Sieh, wie du auch dem teuren Freund vertraut,
Auf dessen Treu du sicher stets gebaut, —
Es gibt ein Leid, da stehst du doch allein,
Um einzig nur mit deinem Gott zu sein.

Und wenn du waltend eine Welt bewegt,
Das Große schufst, das Kleine fromm gehegt, —
Im schwersten Kampf, da bist du doch allein,
Um einzig nur in Gottes Hut zu sein.

Und stehst du vor des Lebens letztem Schmerz,
Bricht einst dir selbst das feste, treue Herz, —
Im Tod läßt dich die ganze Welt allein,
Nur Gott wird schirmend ewig bei dir sein!“

Das bloße Herr, Herr! sagen zu Christus tut's nicht, sondern die echte, unverfälschte Gottinnigkeit als Grundstimmung unsers Daseins. Was scheren die um Dogmen streitenden Kirchen und Priester den, welcher auf der Grundlage steht, die Johannes und Christus gelegt haben? Wie diese alten Meister so reicht uns auch der als der große Heide verschrieene Br. Goethe die Freundeshand, indem er durch den Mund seines Faust spricht:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles,
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!“

So sieht der vom Gottesgefühl durchdrungene Mensch für seine Person das Himmelreich nahe herbeigekommen, und so bewährt sich der Gottesglaube auch für die Menschheit. Der Glaube begründet aber in jedem, der ihn hat, auch jenes wahrhaftige sittliche Verantwortlichkeitsgefühl, das ihn zu überlegtem, rechtschaffenem Handeln, zur Pflichterfüllung in allen Beziehungen antreibt; denn „dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebt, daß der auch seinen Bruder liebe.“ Für die Zustände in der Welt nach Gottes Willen mit verantwortlich, muß jeder an der Stelle, wo er steht und wirkt, die Hebel der Besserung und des Fortschrittes ansetzen. Am Bau des Himmelreiches arbeitet man nicht bloß in der Kirche, sondern auch in Kindergarten und Schule, in der Werkstätte und in der Fabrik, in der Kinderstube und im Krankenhause, kurz überall, wo ein Mensch seinen Brüdern leiblich und geistig ein Helfer, Berater und Führer ist. Die Bitte: Dein Reich komme! ist daher für den Frmrer. nicht ein bloßes Händefalten, sondern ein kräftiges Handanswerklegen. Schön sagt der edle

Pestalozzi in seiner „Abendstunde eines Einsiedlers“: „Die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, der Liebe und des Brudersinnes der Menschheit beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Gottes Kinder sind. In diesem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geist aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volkssegen sucht; denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruht auf diesem Grunde des Glaubens der Menschheit an Gott!“ Darum, m. Br., halten wir fest an der alten Botschaft des Johannes und Christus; vergessen wir aber auch nicht die Forderung, von deren Erfüllung die Zugehörigkeit zum Himmelreich abhängig ist: Tut Buße!

II.

Im Grundtext stehen die Worte: Ändert euern Sinn! Es ist, als wollte der Täufer sagen: Das sittliche Denken, Fühlen und Wollen eures natürlichen Menschen ist nicht der von Gott gesetzten Regel entsprechend, eure Gesinnung, euer Wille muß über sein äußerliches Glücks- und blindes Betätigungsstreben hinaus, alle eure Entschlüsse müssen dem Willen eures höchsten Herrn entsprechen, so daß ein jeder betet: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Aber was ist der Wille Gottes, was ist gut? Johannes gibt keine Begriffserklärung nach Art der Philosophen; er wendet sich mit seiner Mahnung einfach an das unmittelbare sittliche Bewußtsein seiner Zuhörer, an jenes innere „du sollst!“ und „du sollst nicht!“ von dem wir alle unsere Entschlüsse und Handlungen begleitet sehen. In der Tat, gäbe es ein solches sittliches Bewußtsein nicht, wäre kein Gewissen vorhanden, dann müßte man den Menschen, um ihn zu leidlich anständigem Handeln zu bringen, als Automaten, als Sklaven behandeln. Freilich zeigt sich das Gewissen bei vielen Menschen schwach entwickelt, ja es kann in einen solchen Zustand der Verworrenheit geraten, daß man zu einer Zeit und an einem Orte böse nennt, was zu anderer Zeit und an anderm Orte als gut gilt. Kein Wunder daher, daß nicht selten bei Philosophen und Laien die Ansicht aufgetreten ist, es gebe überhaupt kein sittliches Gewissen, keine allgemeingiltige Norm des Handelns; was man so nenne, sei lediglich etwas durch höhere Kultur Entwickeltes; nach dieser Ansicht sollen dann Sitte und Staatsgesetz mit dem ganzen Zubehör von Ehrgefühl, Abscheuerweckung, Drohung, Strafe, Billigung und Belehrung jenes Band der Gesellschaft flechten, das wir mit dem idealen Namen Sittlich-

keit benennen. Indessen, m. Br., mag das auf diese Weise geregelte Verhalten der Menschen auch eine Vorstufe oder ein notgedrungener Ersatz der Sittlichkeit heißen: sie selbst ist es nicht. Nicht durch Fürstenwillen und Gesetzgebung, nicht durch Orden und Polizei entsteht das sittliche Bewußtsein; können Staat und Gesellschaft Gebote geben, so bleibt die Befolgung etwas rein Äußerliches, wovon das Innere des Menschen so wenig berührt wird wie vom Wechsel der Kleidermode; die Gedanken bleiben zollfrei, die Gesinnung, von deren Änderung Johannes redet, wird nicht erreicht. Jener Magnet, der den Menschen zum Menschen zieht, die aufrichtige Teilnahme des Herzens an dem Lose des Nächsten, jene größte Liebe, die Christus darin erblickt, daß jemand sein Leben läßt d. h. sich handelnd und leidend aufopfert für seine Freunde, ist ganz anderen Ursprungs; eine solche Gesinnung ist im Herzen angelegt oder wird erworben durch einen Willensentschluß, so zu sein und zu handeln, wie ein Johannes, Jesus und Paulus es gelehrt und vorgelebt haben. Jene Hochgesinnung der Menschenliebe im weitesten Sinne erweckt Hingebung, Aufopferung, Barmherzigkeit, Dankbarkeit, Achtung, Ehrerbietung, Gerechtigkeit, Friedfertigkeit, Sanftmut, aber auch Wahrheitssinn, Mut und Freiheitsdrang, besonders wenn es gilt, die Güter der Menschheit zu schützen. Je mehr wir nun die traurige Tatsache erkennen, daß diese wahre Sittlichkeit, die zwar der Anlage nach in allen Menschen lebt, von den ungezügelten Naturtrieben des Menschen überwuchert und in ihr Gegenteil verkehrt worden ist, desto mehr sind wir auch überzeugt, daß jedes neu heranwachsende und herangewachsene Geschlecht einer Wiedergeburt bedarf, die wir nach kirchlichem Sprachgebrauch Buße nennen, eines durchgreifenden Gesinnungswandels, der das Leben des einzelnen und der Gesamtheit auf neue Grundlagen stellt. Und da das moralische Bewußtsein der Menschen der Sonne gleicht, die immer wieder von Nebeln und Wolken verhüllt wird, so stellt sich die Buße dar nicht als ein bloß einmaliger Akt, sondern als ein immerwährender Kampf des Guten mit dem Bösen in uns und in der Welt. Jeder trägt diese Doppelnatur in sich, aber keiner darf sagen, daß er des sittlichen Bewußtseins bar sei; wir wissen nicht bloß, daß wir das Gute sollen, sondern auch, daß wir es können. Wer hätte noch nicht die Pein der inneren Vorwürfe verspürt, wenn er das Gute unterlassen oder das Böse begangen hatte? Wie sehr auch die äußeren Verhältnisse uns da- oder dort-

hindrängen, wie groß auch der Anteil sein mag, den die genossene Erziehung und Bildung, über die wir nicht Herren sind, an der Art unsers Handelns haben: das deutlich gefühlte „du sollst!“ oder „du sollst nicht!“ ist allemal von der Überzeugung begleitet, daß im letzten entscheidenden Augenblick die Tat unser eigenes Werk ist, daß die sittliche Freiheit, wie oft man sie auch bestritten haben mag, nicht ein bloßes Trugbild ist. Somit teilen wir die Überzeugung unsers Bruders Goethe, die er in seinem Gedichte „Vermächtnis“ also ausgesprochen hat:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du darinnen,
Daran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das lebendige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.“

So ist denn die von Johannes geforderte Buße des Menschen selbsteigene Tat; sie beruht auf einem festen, energischen Entschluß, und man darf hier wiederum Goethe heranziehen, der in seinen „Geheimnissen“ spricht:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“

Das ist das rechte Übermenschentum, das sich über sich selbst, über die unheilige Natur erhebt. In diesem Sinne ward vor nun bald hundert Jahren unser Bruder der Philosoph Fichte dem deutschen Volke ein Bußprediger; durch seine „Reden an die deutsche Nation“ wollte er die nationale Wiedergeburt seines Volkes von innen heraus begründen. Er wiederholte damit Johannis Tat, der seinen Zeitgenossen auch gezeigt hat, wie jeder Stand und jeder einzelne mit der Buße bei sich beginnen müsse. Da heißt es für die Krieger: Tut niemand Gewalt noch Unrecht! — für die Zöllner: Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist! — für die stolzen Pharisäer: Bildet euch nichts ein auf eure Abstammung von Abraham! — für alles Volk: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, tue auch also! Mit einem Worte: ein jeder fege zuerst vor seiner Tür, indem er seine Lieblingssünden ablegt.

Indem wir, m. Br., danach trachten, gut und immer besser zu werden, was ja schon durch die Gradabstufung der Mitglieder unsers Bundes in Lehrlinge, Gesellen und Meister sinnbildlich zum

Ausdruck kommt, betätigen wir uns als Jünger der Johannismaurerei, in der sich zweifelsohne alle Maurerei erschöpft und die vollauf genügt, auch dem längsten Leben immerwährend Arbeit zu geben, Arbeit für uns selbst, für den Bund und für die Welt. Daß wir der Forderung der Gesinnungsänderung, worin wir uns ja nicht allein mit der christlichen Kirche, sondern auch mit anderen Religionen berühren, keinen einseitigen oder falschen Sinn unterlegen, davor schützt uns der Grundsatz, allüberall Vernunft und Freiheit walten zu lassen. Unsere Buße ist nicht die der Mönche und Einsiedler des Mittelalters, nicht die Selbstzerstörung des Buddhisten: statt die Welt, die Natur und uns selbst zu verneinen und zu zerstören, verneinen und überwinden wir das Unvollkommene, Niedrige und Gemeine in der Welt und in uns selbst. So mag das Logentum der Welt ein Schauspiel geben, wie es der Bruder Markus in Goethes „Geheimnissen" hat, als er in einsamer Gebirgsgegend jenes eigenartige Kloster findet, dessen zwölf Insassen als Vertreter der verschiedenen Religionen sich friedlich und einig fühlen unter der Führerschaft ihres Obern, der „Humanus" heißt; das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ist „das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen". Echt menschlich gesinnt wollen wir helfen, daß die großen Fortschritte der äußeren Kultur, die gewiß das Leben der Menschen reicher und schöner zu gestalten vermögen, nicht zu sittlicher Entartung führen; wir wollen das Himmelreich bauen helfen durch Beseitigung der geistigen und leiblichen Armut um uns her. Wo bliebe die grundsätzlich von uns vertretene humane Gesinnung, wenn wir in einer Zeit der Not, wo die Gegensätze zwischen reich und arm, vornehm und gering, von wirtschaftlich Starken und Schwachen immer schroffere Formen annehmen, unser Herz verhärtend uns mit der Ausrede trösten wollten, das liege so in der Natur der Dinge und der Verhältnisse, dafür seien wir nicht verantwortlich zu machen? Gar mancher bettelnde Arme, gar mancher zerlumpte Vagabund, gar mancher abgestumpfte Zuchthäusler, gar manches entartete Mädchen darf als Ankläger der Gesellschaft auftreten. Auch erschöpft sich die soziale Reform nicht im Verabreichen von Almosen und im Auflegen von allerhand Wundpflästerchen; es gilt kommendem Unheil vorbeugen, die Quellen des Elends verstopfen. Dies aber setzt in Wahrheit eine Gesinnungsänderung voraus, ein Brechen mit all den Vorurteilen, nach denen man den größeren Teil unserer Erdenbrüder als Menschen niederer Gattung betrach-

tet. Daß freilich die Lösung der sozialen Frage nicht über Nacht geschehen kann, ist so sicher, wie daß die Gesellschaft, der wir angehören, nicht über Nacht entstanden ist; wir können nicht in einem Jahre gut machen, was Jahrhunderte hindurch von andern vor uns gesündigt worden ist; allein wir können Buße tun, indem wir dem Neuen, Bessern Herz und Sinn erschließen, indem wir jeder in seinem kleinern oder größern Kreise vernünftigen, menschenwürdigen Zuständen in bezug auf Geistesbildung und Lebenshaltung der Menschen Bahn brechen helfen. Um so durch unsern Bund als Pflegestätte humaner Gesinnung der Welt zum Segen zu werden, müssen wir aber zunächst aus ihm selbst alles ausmerzen, was sein Wirken zum Stillstand verurteilt. Gar mancher, der sich Frmrer. nennt, hat Ursache, in seinen Busen zu greifen, und gar viele haben leider noch zu lernen, die Einigkeit im Geist höher zu schätzen als die äußere Form und buchstäbliche Formeln. Ist doch die ganze gegenwärtige Lage der deutschen Frmrei. derjenigen ähnlich, die Uhlands vaterländischer Mahnruf vom 18. Oktober 1816 also gekennzeichnet hat:

„Nicht rühmen kann ich's, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Und dennoch, m. Br., schickt es sich nicht für uns, untröstlich zu sein, am wenigsten am Johannisfest. Nein, die flammenden Augen und die klopfenden Herzen so vieler Br. nah und fern befestigen in uns von neuem den Glauben, daß die Frmrei. auf unserm Planeten nicht untergehen kann, daß sie auch künftig zur unauflöslichen Kette vereinen wird alle, die sich sehnen nach Licht und Liebe, nach Frieden und Freude, nach Gerechtigkeit und Freiheit, und in solcher Überzeugung sehen wir „das Himmelreich nahe herbeigekommen".

„Daß ein Mensch du nur bist, — der Gedanke beuge das Haupt dir; aber daß Mensch du bist, hebe dich freudig empor!“

Im Prediger Salomo, jenem durch seine pessimistische Vergänglichkeitspredigt so tief ergreifenden Buche des Alten Testamentes, sind (Kap. 7, 2 u. 3) die Worte zu lesen: „Ein gut Gerücht ist besser denn gute Salbe und der Tag des Todes denn der Tag der Geburt. Es ist besser, in ein Klaghaus gehen denn in das Trinkhaus; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen.“ Die Natur und der Gang der menschlichen Dinge tun in dieser Zeit das ihrige, uns in ernste Trauerhausstimmung zu versetzen; das lichtvolle, fröhliche, selige Weihnachtsfest hat einen dunklen, elegischen, tragischen Hintergrund. Das Naturleben ist auf seinen Nullpunkt herabgesunken, bald wird die Erde ihr Sterbekleid tragen; der Glockenklang, mit dem über kurz ein liebes, langes Jahr voll Liebe und Lust und Leid sich von uns verabschiedet, gemahnt daran, „daß nichts bestehet, daß alles Irdische verhallt“. Wir Lebendigen nehmen es zu Herzen, daß so viele liebe Brüder nicht mehr unter uns weilen dürfen; ihnen zu Ehren haben wir unsern Tempel in ein Trauerhaus verwandelt. Leider werden manchem unter uns trauervolle Erinnerungen auch dadurch nahegelegt, daß er liebe Menschen, mit denen ihn das Schicksal durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft verbunden hielt, von seiner Seite gerissen sah: ach, „es rinnt der Zähren vergeblicher Lauf, die Klage, sie wecket die Toten nicht auf!“ Wenn wir Frmrer. uns als Glieder der großen Menschheitsfamilie fühlen, so können wir nur mit Wehmut auch auf jenen großen „Zug des Todes“ blicken, den in diesen Tagen die Zeitungen an unserm Auge vorübergehen lassen. Je mehr wir wissen, daß hinter dieser Auslese bekannter und berühmter Namen ganze Millionen von Erdenkindern stehen, die ein Raub des unerbitt-

lichen Todes geworden sind, desto inniger nehmen wir es zu Herzen, desto gewisser erinnern wir uns dabei unsers gemeinmenschlichen Schicksals, desto mehr klingt in dieser Stunde das indische tatwamasi (das bist du!) uns in Ohr und Herzen wider. Jeder Einzelfall ist ja nur ein Beispiel für jene große Regel, von der es keine Ausnahme gibt, und wenn der Würgengel vielleicht an unsers Hauses Schwelle vorüberging, oder sich damit begnügte, einen seiner Herolde in Gestalt schwerer Krankheit zu uns zu senden, so hat sich uns doch auf jeden Fall mit dieser Wintersonnenwende das Verständnis des uralten tragischen Naturgesetzes vertieft: Du bist Erde und sollst zu Erde werden! Der Lebendige nimmt es zu Herzen, er bezieht auf sich die Nutzanwendung, die Chamisso der Erzählung von seiner alten Waschfrau beigefügt hat:

„Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben!"

Ach, meine Br., daß die Königliche Kunst uns auch das Nähen und freudige Betrachten des eigenen Sterbehemdes lehrte! daß das einstige Ideal des freigeborenen, echt menschlich empfindenden Griechen, schön zu leben und schön zu sterben, auch das unsere wäre! Aber lassen sich die Gegensätze Lebens- und Sterbensfreudigkeit vereinen? Dies wollen wir ersehen aus einer näheren Betrachtung des Dichterwortes:
„Daß ein Mensch du nur bist, der Gedanke beuge das Haupt dir;
Aber daß Mensch du bist, hebe dich freudig empor!"

I.

Der erste Teil unseres Ausspruches mahnt uns, der menschlichen Schwachheit und Niedrigkeit eingedenk zu sein. Bei der Erörterung des Humanitätsbegriffes (in seinem 28. Humanitätsbriefe) weist unser Br. Herder darauf hin, daß gerade die Erfahrung der Hinfälligkeit und Schwäche des Menschen zur Ausprägung des Begriffes der Menschlichkeit, zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens seiner Mitmenschen, zur Teilnahme an den Un-

vollkommenheiten ihrer Natur und zu dem Streben, ihnen zu helfen, den Anstoß gegeben habe. Ohne Zweifel ist die rechte Erkenntnis des Menschen das beste Mittel, die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes auf die richtige, zielgemäße Bahn zu leiten und auf ihr zu erhalten. Aber gibt es denn, so mag mancher fragen, gibt es einen gemeinsamen Begriff des Menschen? Bei ganzen Völkern und vielen entarteten Einzelwesen will es uns oft scheinen, als ob der Mensch seine tierische Herkunft und Verwandtschaft nicht völlig verleugnen könne; gewisse Tiere erscheinen sogar liebenswürdiger als einzelne ihrer Vettern aus dem Königsgeschlecht der Menschen. Welcher Unterschied zwischen einem stumpfsinnigen Bantuneger und einem Goethe! Welche Geistes- und Charakterverschiedenheiten der menschlichen Rassen! In der Tat: die Mannigfaltigkeit der natürlichen und geschichtlichen Bedingungen, unter deren Einfluß sich die Entwicklung des Menschen vollzieht, läßt keinen Zweifel darüber, daß, so oft das Wort „Mensch" gebraucht wird, man jedesmal berechtigt ist zu fragen: Was für einer? Die plumpen Kasteneinrichtungen der Inder wie die feineren der abendländischen Völker weisen darauf hin, wie wenig die Menschheit ihres gemeinsamen Charakters und Loses inne geworden ist und daß die Loge und die ihr verwandten Bestrebungen noch viel zu tun haben, um das Bruderschaftsbewußtsein unter den Menschen zu verallgemeinern. Dennoch predigen Natur und Geschichte, Wissenschaft und Philosophie, Kunst und Religion mit lauter Stimme der Menschen gemeinsame Art und gemeinsames Schicksal. Sehen wir hier davon ab, wie der Mensch in gewissen Richtungen „mit Würde und Hoheit angetan", vor allem mit den Vorzügen der Vernunft und Sprache ausgestattet, oberhalb des Tierreiches erscheint; betrachten wir ihn zunächst im Stande seiner Niedrigkeit. Gelänge es auch einmal, allüberall in der Menschheit, wie die alten Spartaner es für sich erstrebten, durch eine athletische Erziehung und gesundheitliche Auslese die durch Vererbung oder unvernünftige Lebensweise bedingten Schwachheiten und Krankheiten zu beseitigen, so bliebe doch stets die Tatsache bestehen, daß jeder Mensch als schwaches, hülfloses Kind zur Welt kommt und, alt geworden, in einem ähnlichen Zustande aus der Welt scheidet. Wird ferner die höchste Entwicklung der Heilkunde und die regste Tätigkeit der Ärzte die Krankheiten verschwinden machen? Auch bei gesundem Körper bleibt vielfache Not bestehen. Die Weissagung von den apokalyptischen

Reitern (Offenb. Joh. 6), welche Dürers Meisterhand zu einem ergreifenden Holzschnitt verwertete, hat niemals aufgehört, sich zu erfüllen: „und ihnen (nämlich den Reitern Seuche, Krieg, Teurung und Tod) ward Macht gegeben, zu töten den vierten Teil auf der Erde.“ Und wieviel weitere Quellen und Gestalten von Not und Elend gibt es! Die naturgegebenen Triebe und Begierden, Hunger und Durst, Macht- und Glücksverlangen, Liebe und Haß, die unberechenbaren Launen der Temperamente, die bald als Engel des Lichts, bald der Finsternis auftreten, lassen das arme Menschenherz selten zur Ruhe kommen. Die Staatslenker sollen noch geboren, die Gesellschaftsordnung soll noch geschaffen werden, welche die Erde zum Paradiese, das Leben zu einer einzigen Flitterwochenzeit, die Arbeit in bloßen Genuß zu verwandeln und Neid, Haß, Eifersucht, Zorn, Zwietracht und Verbrechen aus der menschlichen Gesellschaft zu bannen vermögen. Am Ende müssen wir froh sein sagen zu können: „Wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Nur in allmählicher Annäherung können wir eine Besserung der menschlichen Verhältnisse erreichen. Fehlt es doch noch heute an einer von allen gleichmäßig anerkannten Sittenlehre, ist doch die wissenschaftliche Ethik noch ein ebenso umstrittenes Problem, wie das Gewissen des Menschen ein höchst bewegliches Ding ist, und rechnet doch die äußerlich in Kraft befindliche Sittenlehre der Kirche wesentlich mit der Tatsache, daß der Geist willig, das Fleisch aber schwach sei. Nicht zum wenigsten legt aber auch die erkennende Vernunft des Menschen von seiner Endlichkeit, Begrenztheit und Schwäche Zeugnis ab. Jeder Mensch muß geistig von vorn anfangen; nur durch sorgfältige Ausbildung und selbsteigene Arbeit kann er in den Besitz des überlieferten Wissenschaftserbtums gelangen. Dabei muß man denn zufrieden sein, wenn nur die liebe Mittelmäßigkeit, ein gewisser Durchschnittsbestand erzielt wird. Die meisten lieben die Finsternis mehr denn das Licht, sie scheuen den Schweiß des geistigen Bergsteigens. Dummheit, Verblendung, Aberglaube und Halbwissen bleiben das Merkmal der großen Mehrzahl, so daß Schiller recht hat, wenn er sagt:

„Majestät der Menschennatur: dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.“

Diese wenigen, die gleich Saulsgestalten über alles Volk emporragen, erscheinen nur selten, und dann dauert es oft lange,

bis ihre Gedanken sich durchsetzen, wie überhaupt die Wahrheit bei der Verschiedenheit der begabteren Naturen erst nach vielen vergeblichen Anläufen, erst nach viel Streit und Widerspruch zum Siege gelangt. Die leuchtenden Sterne der Wissenschaftsbegriffe bedeuten dem Wahrheitsdrange des Menschen kein helles Tageslicht, sondern nur ein ungewisses Zwielicht. Die Welt bleibt voller Widerspruch; ist ein Rätsel gelöst, so tauchen hundert neue auf. Mit Recht wies der große Kant darauf hin, daß die menschliche Vernunft auf das Erfahrbare beschränkt sei; mit Recht hob ein Herbart die Enge unseres Bewußtseins hervor. Mag die große Masse philisterhafter Wagnernaturen stolz darauf sein, „wie wir es denn zuletzt so herrlich weit gebracht", — dem tiefer Angelegten ergeht es wie Faust, der vollauf des Abstandes zwischen Ideal und Wirklichkeit d. h. der menschlichen Endlichkeit inne wird:

„Den Göttern gleich' ich nicht; zu tief ist es gefühlt!
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt . . .
Ist es nicht Staub, was diese hohe Wand
Aus hundert Fächern mir verenget?
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Wie überall die Menschen sich gequält,
Daß hier und da ein Glücklicher gewesen?
Was grinsest du mir, hohler Schädel, her,
Als daß dein Hirn wie meines einst verirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämm'rung schwer
Mit Lust nach Wahrheit jämmerlich geirret?"

Faust wird fast zur Verzweiflung getrieben darüber, daß alle seine Bemühungen zu erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält, vergeblich sind, daß er den Übermenschen, den Gefühl und Phantasie ihm leuchtend vor die Seele malen, nicht erreichen kann. Das ist aber nach Goethes Ansicht das Los unseres Geschlechts. Keine Inschrift am dunklen Himmel über uns, die uns den Ursprung und das Ziel aller Dinge kundtäte; kein kluger Magier von Gott gesandt, der uns Auskunft gäbe über unsern Eingang und Ausgang, die beide in gleiches Dunkel gehüllt sind. Wie von einem unbarmherzigen Schicksal geradezu genarrt gehen wir

die ungewisse Lebensbahn. Wie lange wird dieser rollende Planet, auf dem wir wandeln, uns anscheinend zwecklos durch die Weltenräume um die Sonne führen ohne Aufhören? Und dabei macht jeder im Leben die Erfahrung, daß alle Freude, aller Genuß des Daseins nur rasche schöne Träume sind, daß nichts dauert als der Wechsel und daß alle menschliche Herrlichkeit ist wie des Grases Blume! Am letzten heiligen Abend fand ich unter den mir zugedachten Geschenken ein Brettchen, dessen Inschrift, von meinem Jüngsten hübsch ausgemalt, so lautet: „Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehn.“ Wie hatte der Bube in seiner holden Einfalt doch ein Verschen gefunden, das in höherem Sinne, als er dachte, seinem Vater gefallen mußte; und was konnte ich besseres tun, als mir dies Memento in meinem Zimmer anbringen? — Bestätigen doch auch alle großen Denker und Dichter die Wahrheit, daß der Mensch schwach, endlich und beschränkt ist. Schwachheit, dein Name ist Mensch; das ist eins der Hauptthemen, die Schopenhauer in seinem Hauptwerk behandelt, und wer will wagen, ihm in der Hauptsache zu widersprechen? Mochte vorzeiten die Philosophie sich anheischig machen, in kühnem Geistesfluge in Form von Begriffsdichtungen die Welträtsel zu lösen, — heutzutage sind wir bescheidener; wir wissen schon viel, wenn wir wissen, welche Fragen wir überhaupt der menschlichen Vernunft vorlegen dürfen. — Und die Kunst, zumal die malende und die dichtende Kunst, bestätigt sie nicht noch ergreifender das, was wir meinen; singt nicht auch sie das ewige Lied vom Leide und von menschlicher Ohnmacht? — Schon im Homer heißt es an der Stelle, wo Jupiter die unsterblichen Rosse Achills bedauert, die um ihren Gebieter trauern:

„Er sprach in der Tiefe des Herzens:
Arme, warum doch schenkten wir auch dem Könige Peleus,
Ihm, dem Sterblichen, euch, die unalternd ihr seid und unsterblich?
Daß Leid trüget auch ihr bei den unglückseligen Menschen?
Denn nichts Kläglicheres gibt's irgend noch auf der Erde
Als den Menschen, von allem, was auf ihr lebet und webet.“

Jede Gedichtsammlung aber aus neuerer Zeit bringt in gleicher Weise vieltönig und schwermutsvoll zum Ausdruck, wie der moderne Mensch den Widerstreit zwischen seinem Wünschen und Erreichen empfindet. Man denke nur an Goethe, Hölderlin,

Lenau und vor allem an Hieronymus Lorm, dessen Gedicht „Sphärengesang“ lautet:

So lang die Sterne kreisen am Himmelszelt,
Vernimmt manch Ohr den leisen Gesang der Welt;
Dem sel'gen Nichts entstiegen, der ew'gen Ruh',
Um ruhelos zu fliegen, — wozu, wozu?

Oder man höre wie derselbe Dichter unter der Überschrift „Der Preis“ singt:

Von lebenden Gemütern wohl keines weiß,
Was von der Erde Gütern verdient den Preis.
Wenn je sein Schweigen bräche des Grabes Mund,
Wenn je der Tote spräche, er gäbe kund:
Das einzig Friedensvolle, das höchste Gut,
Das ist die Erdenscholle, die auf mir ruht.
Der Erde selbst drum werde der höchste Preis
Von allem, was die Erde zu bieten weiß.

Die Religionen aber drücken durch ihr Wesen und ihren Inhalt nur ihr Siegel auf das, was sonst das Leben lehrt über seinen eigenen Wert. Die Götter sind nichts anderes als Bilder höherer Wesen, die der Mensch sich in seiner Phantasie zurechtmacht, damit sie seiner Schwachheit aufhelfen sollen. Wäre er sein eigener Herr und seines Schicksals mächtig, dann bedürfte er der Götter nicht. Darum eben ist aber der Gedanke der Erlösung von Sünde, Schuld, Leid und Tod auch der Grundton der geschichtlichen Religionen, besonders des Buddhismus und des Christentums. Von Buddha, dem Erleuchteten, berichtet die bekannte Legende, die unter der Überschrift „Barlaam und Josaphat“ während des Mittelalters auch im christlichen Abendland Eingang fand, daß er, der früher herrlich und in Freuden lebende Königssohn, durch den Anblick eines Aussätzigen, eines Blinden und eines Greises erstmalig zu tieferem Nachdenken angeregt worden sei; auf seine Frage, ob dies das Los aller sei, antwortete man ihm der Wahrheit gemäß, und von Stund an war sein Gemüt von Freude leer; er begann den Weg der Erlösung zu suchen und eröffnete ihn vielen Millionen Seelen, die seiner Lehre folgten. Hier heißt es u. a.: „Dies, ihr Mönche, ist die edle Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unlieben vereint sein ist Leiden, von Lieben getrennt sein ist Lei-

den, nicht zu erlangen, was man wünscht, ist Leiden, kurz, das ganze Dasein ist Leiden.“ Das Christentum, das etwa ein halbes Jahrtausend später entstand, wandte sich an die Schwachen und Kranken, die des Arztes, an die Mühseligen und Beladenen, die des Helfers bedurften. Die Kirche sah es stets als ihre Hauptaufgabe an, die Menschheit um der Sünde willen als schwach und ohnmächtig hinzustellen; erst in der Renaissance d. i. in der Erneuerung des klassischen Altertums besannen sich die Menschen wieder mehr auf ihre Kraft. Darum eben war Nietzsche ein so großer Feind der christlichen Religion, weil er in ihr und durch sie die menschliche Ohnmacht zur Tugend gemacht und verewigt sah; darum galt ihm der Kraft- und Übermensch als das Ideal der Zukunft. — Und wir, m. Br., welche Überzeugung ist die unsrige? Wenn wir den Menschen nehmen als den, der uns erscheint, so können wir nicht in Abrede stellen, daß die Predigt des Pessimismus ein gut Teil Wahrheit enthält; wir machen uns keine Illusionen darüber, daß der Mensch tatsächlich ein Kind der Schwachheit und des Todes ist; wir hören das wirre Geräusch, das die harmonischen Stellen des Daseins begleitet und übertönt, zu deutlich; wir sehen auch den Strom unseres Lebens, wie gewaltig und geräuschvoll er auch fluten mag, im Meere der Vergänglichkeit ausmünden, und keine Pyramiden und Mausoleen schützen vor schließlicher Vergessenheit. Das ist die tragische Ironie menschlichen Schicksals, die Shakespeare in der Friedhofsscene seines Hamlet laut werden läßt; das ist's, was unser Br. M. Claudius in den volkstümlichen Vers kleidet:

Fahr' nicht so hoch her, eitler Mann;
Noch hast du's letzte Hemd nicht an!

Glücklicherweise bleibt uns die zweite, die bessere Hälfte dessen, was uns diese ernste Totenfeier zu erwägen gibt, noch übrig: „Aber daß Mensch du bist, hebe dich freudig empor!“

II.

Die volle Konsequenz einer rein pessimistischen Lebensansicht müßte der Selbstmord sein, sei es direkter Selbstmord, wie er alle Tage von einzelnen Unglücklichen verübt wird, sei es der indirekte, abgeschwächte Selbstmord, wie ihn die brahminischen, buddhistischen und christlichen Büßer seit Jahrtausenden als höchste Stufe der Heiligkeit gepredigt und ausgeübt haben, indem

sie ihren leiblichen Menschen geißelten, peinigten und abtöteten. Was sagt demgegenüber die Stimme der Vernunft, die Wirklichkeit und Erfahrung unbefangen auf sich hat wirken lassen? Sie singt den hehren Hymnus von der Stärke, Hoheit und Dauer des Menschen und seines Geschlechtes und heißt uns das Leben mit frohem Sinn bejahen. Der Mensch ist stärker als die ihm zuteil gewordene Not, er gelangt durch Schwachheit zur Kraft und vermag mit dieser Großes und Gutes zu schaffen. Noch als er im halbtierischen Zustande war, machte ihn die Not oder vielmehr seine Anlage auf Veranlassung äußerer Not erfinderisch; sie stählte seinen Körper, entwickelte seine Sinne, seine Denkkraft und seinen Willen. Mit der Natur und seinesgleichen umgehend und nicht selten im Kampfe mit ihnen gewann er nach und nach all die Formen, die sein Dasein menschlich gestalteten und die wir in der gradweise verschiedenen Kultur der Völker vor uns sehen. Bei der Erwerbung neuer Kulturschätze gingen überragende Kraftnaturen meist wegweisend voran; was der einzelne nicht vermochte, leistete die Vereinigung vieler. Es gibt keine noch so ärmlich ausgestattete Gegend der Erde, wo der sich niederlassende Mensch nicht ein leidlich menschenwürdiges Dasein zu gründen gewußt hätte. „Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, die führen über Strom und Hügel", sagte Joh. Fischart in seinem Glückhaften Schiff. Man stelle sich doch einmal vor, was an einem einzigen Tage in einer Industriestadt oder an einem Handelsplatze durch menschliche Hände geleistet wird; man denke an die tausend Gegenstände, die dem Kulturmenschen des Abendlandes zum Bedürfnis geworden sind und die er mit Leichtigkeit um ein billiges erhält, ohne daß er selbst Hand an ihre Herstellung zu legen braucht; man vergleiche unsere Art zu wohnen, uns zu kleiden, zu essen und zu trinken, mit der niedrig stehender Völker, die bloß von Gnaden der Natur aus der Hand in den Mund leben, und man wird nicht mehr von menschlicher Unkraft reden. Und wie hat der Mensch durch Anwendung feinerdachter Maschinen sich zahlreiche Arbeiten und Hantierungen zu erleichtern gewußt; wie ist er durch Eisenbahnen ein Herr der Erde, durch Dampfschiffe ein Beherrscher der Meere geworden! Fliegt nicht der menschliche Gedanke mit Blitzesschnelle über die Weiten der Erde? — Wie schade nur, daß die intellektuelle Schaffenskraft des Menschen so spät erst zur freien Betätigung kam, daß sie so lange vom kirchlichen Aberglauben gekettet wurde! Seit Kopernikus,

Galilei und Huyghens bewahrheitete sich Bacons Wort: Scientia est potentia. Muß die Wissenschaft, die strenge und genaue, auch die Befriedigung des Faustischen Dranges ablehnen, der durch Zaubergewalt und spirituelle Spukgestalten Welt und Natur durchdringen zu können vermeint, so bietet sie dafür in stets sich steigerndem Maße Greifbares, Verwendbares; und außer der angewandten Naturwissenschaft hat auch die Kultur- oder Geisteswissenschaft den Segen exakter Methoden zur Genüge erfahren, so daß wir überzeugt sein dürfen, nunmehr auf allen Gebieten des Wissens zu wirklicher Wahrheit und Erkenntnis zu gelangen. Wohl uns, daß wir in einem Zeitalter geboren sind, wo die menschliche Wissenschaft die menschliche Kraft, die geistige voran — denn es ist der Geist, der sich den Körper baut — ins hellste Licht gestellt hat. Demjenigen aber, der verworrene mittelalterlich-kirchliche Denkweisen heut noch höher stellen will als die Demonstrationen in den Hörsälen unserer Universitäten und technischen Hochschulen, sei Goethes Wort zugerufen:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur von Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hat er dich schon unbedingt.

Der Geist der mechanischen exakten Naturwissenschaft hat sich stärker erwiesen als die bösen Geister, als die Teufel, welche die Kirche an die Wand malte; er hat den Hexenglauben selbst zum Teufel gejagt, und er hat keinen Anlaß, sich vor „den Fürsten und Gewaltigen, vor den bösen Geistern unter dem Himmel" zu fürchten, die selbst einem Apostel Paulus noch Grauen einflößten. Daß ein Mensch du bist in diesem Sinne der Wahrheit, welche auf Wissenschaft, auf unbefangenem Erkennen beruht, daß du es sein willst als Frmrer., das hebe dich freudig empor. Was gibt es Schöneres für den Menschen, als daß er seiner inneren Kräfte eingedenk wird! Sage einem Schüler, er sei nichts, er könne nichts, es werde niemals etwas aus ihm werden, und du wirst sehen, daß er nichts leistet. Darum stehen wir Frmrer. allerwege im Bunde derer, welche die menschliche Vernunft, das einzige Mittel, das er hat, um sein Dasein zu heben und zu entwickeln, nicht verkümmern lassen wollen. Es ist wahrlich noch immer nötig, daß die Frmrei. alle die unter ihre Fahne vereinige, die nichts wissen wollen von

einer seelsorgerischen Bevormundung der Wissenschaft von seiten derer, die die Finsternis des Aberglaubens mehr lieben als das Licht der Wahrheit. Erfährt doch leider in unseren Tagen selbst aus protestantischen Kreisen die Schar jener Dunkelmänner Ermutigung, welche wie der ultramontane „Philosoph" Stöckl im Einklang mit den letzten Päpsten die Zeiten eines Thomas von Aquino wieder heraufführen möchten, in denen die Wissenschaft und Philosophie ancilla theologiae (die Magd der Theologie) war. So können wir sein, wenn wir es wollen, eine moderne Renaissancegesellschaft zur Verteidigung des Glaubens an die menschliche Kraft, zur Hochhaltung der Vernunft gegen alle Unvernunft. Wir wären schlechte Frmrer., wenn wir nicht um ein kraftvolles Menschentum kämpfen wollten.

Das Gesagte gilt im umfassenden Maße auch von jener höchsten Betätigung der erkennenden Vernunft, welche Philosophie heißt, welche teils die Grundlage, teils die Vollendung aller einzelnen Wissenschaften bildet und nach moderner Auffassung von dem gleichen Geiste der Strenge und Genauigkeit getragen sein muß wie alle Einzelwissenschaften, dann aber auch die bedeutendste Bestätigung dafür bildet, daß die menschliche Kraft an sich nicht zu verzweifeln braucht. Gegenüber dem unbilligen Verlangen, daß die Philosophie jetzt bereits alle Fragen beantworten solle, die je und je für schwierig gegolten haben, und gegenüber den Bedenken, welche aus der Verschiedenheit der Systeme hergeleitet werden, muß an Schillers Distichon erinnert werden:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen?
Ich weiß nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Nur solche Fragen hat die Philosophie zu beantworten, die sich aus der Wissenschaft selbst ergeben als letzte, höchste Fragen. Fragen wie die nach der Existenz Gottes oder nach der Unsterblichkeit der Seele oder nach dem Jenseits sind nur Fragen des menschlichen Gemüts; auf sie vermag die Philosophie als strenge Wissenschaft keine Antwort zu geben, oder sie kann sich doch nur soweit auf sie einlassen, als es gilt nachzuweisen, auf welchem Wege das menschliche Gemüt zu ihnen gekommen ist.

Wie hoch wir aber auch das menschliche Erkennen stellen mögen, das Wesen des Menschen erschöpft sich nicht im Erkennen und in dem von ihm abhängigen Handeln. Menschliche Kraft-

betätigung erstreckt sich auch sehr wesentlich auf das, was der Mensch, von seinem Gefühl und seiner Phantasie getrieben, ins Werk setzt und was so den Inhalt seines Lebens bildet; sie geht hinaus auf Verwirklichung des Schönen, auf Verehrung des Transcendenten und auf Ausübung des Guten. In allen diesen Beziehungen kann der Erdensohn seine Größe und Kraft offenbaren und vermehren. Was das ästhetische Gebiet anlangt, so meint Schiller in den „Künstlern" sogar:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein;
Dein Wissen teilest du mit vorgezog'nen Geistern;
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!

In der dichtenden, tönenden, malenden, bildenden und bauenden Kunst errichtete sich die Menschheit die herrlichsten Denkmäler ihrer eigenen Kraft und Würde; in ihnen zeigte sich ihre schöpferische Befähigung, ihre göttliche Art; hier schuf sie sich mit dem objektiven Bilde des Lebens ein zweites Leben, redend in Wort, Ton, Farbe, Stein und Metall zu vielen Geschlechtern und sie erhebend über des Lebens gemeine Niedrigkeit. „Seht", riefen die erstaunten Wilden, „seht an, das hat der Mensch getan!" Indem der Künstler aus sich heraussetzt, was sein Herz erfüllt und bedrückt, wird er selbst davon frei und macht andere davon frei; so wird die Kunst, wie die Wissenschaft es sein kann, zu einer Selbsterlösung des Menschen, und sie wird es für den Schaffenden, Ausübenden und Genießenden. Diese befreiende Wirkung der malenden Kunst erfahre ich beispielsweise bei einer Betrachtung mancher allegorischen Gemälde des in diesem Jahre abgeschiedenen Engländers Watts, unter denen eine Reihe auch Zeit und Tod zum Gegenstande haben. Auf seinem Bilde „Zeit und Vergessen" stellt er die Zeit, wie auch sonst, als die stehende, nicht, wie es meist üblich ist, als die verfließende dar, als eine kräftige, jugendliche, männliche Figur, die Sense in der Hand; ihr zur Linken, mit ihr auf der Erdkugel sitzend, das Vergessen, das alles Geschehene mit dem Mantel der Nacht bedeckt. Die Darstellung hat das Motto: „Was immer deine Hand zu tun vorfindet, tue es mit aller Kraft; denn es gibt keine Arbeit, noch Kunstgriff, noch Wissen, noch Weisheit im Grabe." Ein andermal stehen wir vor dem Gemälde mit der Unterschrift: „Zeit, Tod und Gericht." Auch hier ist die Zeit ein nerviger, kraftvoller junger Mann, der Tod an

seiner Seite eine Frauengestalt, die ihr Auge trauernd auf die Erde senkt, auf der zerstreut verwelkte Blumen liegen; über ihnen in den Wolken erscheint die Figur des Gerichts mit der Wage als dem Attribut der Gerechtigkeit. Oder der Meister stellt uns an die Bahre des „glücklichen Kriegers", dessen irdische Überreste nur in schwachen Umrissen angedeutet sind. Die Zeichen der Größe, des Ruhmes und aller irdischen Herrlichkeit, darunter eine Pfauenfeder, liegen zerstreut hingeworfen neben dem Katafalk; aber zu den Häupten des für sein Ideal gefallenen Streiters liegt der Lorbeerkranz, auf dem der Maler die tief bedeutungsvollen Worte eines alten deutschen Spruches einschrieb:

Was ich ausgab, hatte ich;
Was ich ersparte, verlor ich;
Was ich gab, das habe ich.

Bedarf es eines weiteren Zeugnisses dafür, daß die Kunst den Menschen auch über Tod und Grab zu erheben vermag?

Die große Mehrzahl der Menschenkinder aber hat ihre Erlösung von Not und Tod zu allen Zeiten in dem Glauben an überirdische Wesen, an Gottheiten, gesucht und gefunden. Alle Religion erwächst, wie wir gesehen haben, in dem Mutterschoße des Gefühls und der Phantasie; durch sie lebt sie, durch sie wirkt sie. Der Verstand hat zwar oft versucht, das Nichtdasein von Gottheiten, ja von einem einzigen Gott zu beweisen; aber das hülfsbedürftige Herz sagt allen Gewalten zum Trotz in den meisten Fällen: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, meines Herzens Trost und mein Teil." Obgleich wir Gott in keiner Gestalt uns sinnlich vorstellen dürfen, obwohl der Begriff eines Gottes durch die exakte Wissenschaft nicht gefordert wird, obgleich der Tieferdenkende weiß, daß die Zurückführung von Tatsachen auf Geister und Gottheiten wissenschaftlich nichts erklärt, sondern nur einem Geständnis des menschlichen Unvermögens gleichkommt, so glaubt das Herz doch unbeirrt an ein persönliches, durch Ausstattung mit den Attributen der Allmacht, Allliebe, Allweisheit, Allgegenwart jedoch überpersönliches Etwas; es spricht zu ihm:

„Wenn ich auch gleich nichts fühle von deiner Macht,
Du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht.
So nimm denn meine Hände und führe mich
Bis an mein selig Ende und ewiglich."

Kein Wunder, daß auf dem Grunde felsenfesten Glaubens auch dem Tode Schach geboten wird. Dem Nichts gegenüberstehend, wendet sich der Gläubige an Gott und spricht mit dem Psalmisten: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle (d. i. in der Unterwelt) lassen, noch zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe“ (Ps. 16, 10). Er bildet sich die Vorstellung, daß Gott ihn am jüngsten Tage aus dem Grabe, selbst wenn er nicht in einem Grabe beigesetzt worden ist, auferwecken werde, „nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge sich untertänig machen“ (Phil. 3, 21). Oder er glaubt an die Fortexistenz der körperlos gewordenen Seele im Jenseits, obgleich er sich von keiner Seele ohne Körper, von keinem Jenseits eine klare und deutliche Vorstellung machen kann. Er erwartet mit Bestimmtheit, daß das Jenseits den Ausgleich alles dessen bringen werde, was hienieden ungerecht geordnet erscheint, Strafe dem Bösen, Lohn dem Frommen. Freilich haben nicht alle Religionen derartige Glaubensvorstellungen zugelassen. Ein Buddha hielt es für geraten, Fragen dieser Art weder mit Ja, noch mit Nein zu beantworten, und er gab diejenigen dem Gespötte preis, die, ihrer Kurzsichtigkeit uneingedenk, sich in diesen Dingen ein Urteil zutrauten. Die Frmrei. aber hat von jeher den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele als heilige Grundsätze ihres Wirkens betrachtet. Um den Bedürfnissen des ganzen Menschen zu genügen, um Quellen nicht zu verstopfen, aus denen für so viele Menschen Licht und Kraft und Trost fließt, muß sie auf diesem Boden verharren; nur daß sie dabei den heiligen Grundsatz der Duldung, den Grundsatz auch der Achtung vor wissenschaftlicher Überzeugung niemals aus dem Auge verliere. Selbst in bezug auf die sogenannten höchsten und letzten Fragen, ja gerade in bezug auf sie sollte sie ihre Jünger, wenn sie dies im übrigen in Wahrheit sind, nicht über einen Leisten schlagen.

Des etwa in Ungewißheit ringenden Frmrers. Stimmung wird sich betend so äußern: „O du allmächtiger, allliebender, allweiser, alles durchdringender Baumeister und Lenker aller Welten! Unsere Seele glaubt an dich und hofft auf dich. Die Welt um uns her ist voll unergründlicher Tiefen und läßt uns nicht zu voller Ruhe kommen. Du hast uns den nimmerrastenden Erkenntnisdrang gegeben, der alles ergründen möchte und der uns nicht selten in die Gefahr bringt, dich zu verlieren; du hast uns aber auch das fühlende Herz geschenkt, das dich nicht lassen kann noch mag.

O stifte du selbst den Einklang beider in uns; führe als der, der über unserer Erde und aller Menschen Leben waltet, es herrlich mit uns hinaus!“

Denn zwei große Mächte sind es, die, wie wir gesehen haben, laut dem Zeugnis der Geschichte und der Psychologie das Leben des Menschen regieren, die seiner physisch-geistigen Organisation die Richtung geben, sich zu betätigen, die ihn über das Kleinliche und Unbefriedigende des Erdenlebens erheben und es immer gehaltvoller und schöner gestalten. Die eine Macht ist die erkennende Vernunft, die ihn begreifen lehrt, was begreifbar ist, und ihm die Verhältnisse zeigt, innerhalb deren er sich betätigen kann, muß und soll. Die andere Macht ist sein fühlendes und begehrendes Herz, das ihn auf die idealen Welten des Schönen, Guten und Ewigen hindrängt. So veranlagt, hat der Mensch mit Goethe in dem Leben selbst des Lebens Zweck zu sehen. An Arbeit fehlt's ihm wahrlich nicht, und wenn es, wie wir glauben d. h. wie wir wünschen und hoffen, ein Jenseits gibt, so läßt sich gewiß keine würdigere Vorbereitung für dasselbe denken, als werteschaffende, sich selbst zum Opfer bringende Arbeit, zu der jeder neue Tag unseres Lebens uns Gelegenheit gibt. Leonardo da Vinci, der größte Mann des 15. Jahrhunderts, der Goethe seiner Zeit, hat den Ausspruch getan: „Wer das Leben nicht schätzt, verdient es nicht“, und den andern: „So wie ein gut verbrachtes Tagewerk ein frohes Schlafen gibt, so gibt ein wohl angewandtes einen heitern Tod.“ Diesseits des Grabes, auf der festen, selbst in Leid und Mühe schönen, auch der Träne der Freude raumgebenden Erde stehend, vernimmt der Mensch im sittlichen Sinne die Mahnung: Hic Rhodus, hic salta! So gelangen wir denn zu der Anerkennung der großen Wahrheit, die uns der Voll- und Edelmensch Goethe in der Person seines Faust vor Augen gestellt. Hat dieser einst im Genußdrange frischer Manneskraft keck gesprochen:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andere mag danach entstehn!
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn!“

so lernt er später doch, daß es etwas Besseres gibt als den Genuß, und am Ende ist es ihm zu heiliger Überzeugung geworden, was auch die unserige werden muß:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn! —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick."

Über den pädagogischen Beruf der Freimaurerei.

Nach dem Glauben der alten Griechen und Römer hatte jeder Mensch, jede Lebenslage und Beschäftigung, auch jeder wichtige Ort einen Genius oder Schutzgeist, von dessen Walten man Wohl oder Wehe abhängig glaubte. Er war es, der den Menschen bei der Geburt ins Leben einführte, der ihn stetig umgab und ihn aus dem Leben hinaus geleitete. Hätte es damals schon eine Frmrei. gegeben, so würden jene Völker wahrscheinlich auch einen Schutzgeist derselben erdichtet und verehrt, und jede Einzelloge würde wohl ihren genius loci besessen haben. In der Tat hat das Bild vom Schutzgeist der Frmrei. überhaupt und unserer geliebten Loge insbesondere einen guten Sinn für uns, zumal an dem heutigen Feiertage, an dem wir der Gründung dieses Orientes gedenken. Es ist der Geist der Aufklärung im 18. Jahrhundert, der auch die gekrönte Säule in Braunschweigs Mauern errichtet hat. Jener Geist war es, der den Fürstlichen Kammerjunker Lebrecht von Kißleben bewog, am 12. Februar 1744 mit einer anfangs kleinen Zahl teils dem Adel, teils dem Bürgerstand angehöriger, in jedem Falle aber der Geistes- und Gewissensfreiheit huldigender Männer eine Loge zu gründen. Ursprünglich auf dem Grunde der mit der Aufklärung aus England nach Deutschland gekommenen Frmrei. stehend, wurde sie nur vorübergehend in die durch die strikte Observanz entstehenden Wirrnisse hereingezogen; sie fand unter der Leitung ihres Schutzgeistes den rechten Weg wieder, sie übernahm im Anfang des 19. Jahrhunderts das von edelster Humanität durchhauchte Schrödersche System, und sie nahm zu wie an Alter so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Nun hat sie bereits 161 Jahre ihres heiligen Berufes gewaltet; sie ist die Stätte geistig-sittlicher Erziehung gewesen für fünf Generationen, und wir sehen uns nun an das Ende dieser schönen Reihe gestellt und danken dem freundlichen Schutzgeist, der diesen Altar der Wahrheit uns bis zur Stunde als Quelle von Licht, Liebe, Leben

erhalten hat. Heiliger Begeisterung voll für die Menschheitsideale, an die man uns hier glauben, für die man uns hier sich opfern lehrt, wollen wir diesen Tag feiern und der Mahnung unsers Br. Goethe eingedenk bleiben:

„Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat.
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft."

Diese Gesinnung der Beständigkeit ist nichts anderes als der Menschheits- und Menschlichkeitsgedanke, den hochzuhalten und von Geschlecht auf Geschlecht zu überliefern die Aufgabe jeder Freimaurerloge bleiben muß. Hierin besteht der pädagogische Beruf der Frmrei. und jeder Loge. Ein Lessing hat es seinen Zeitgenossen gelehrt, daß Erziehung Offenbarung sei, die dem einzelnen geschehe, wie umgekehrt Offenbarung Erziehung sei, die dem Menschengeschlecht geschehen sei und noch geschehe. Wegen seiner gewaltigen Bemühungen um die Erziehung der Jugend im Sinne der Menschlichkeit und Menschenwürde hat man das 18. Jahrhundert oft genug als das pädagogische Jahrhundert bezeichnet. Aber das erwähnte Wort Lessings, wie Schillers Abhandlung von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, Goethes Wilhelm Meister, Pestalozzis Nachforschungen über die Entwicklung des Menschengeschlechts und vieles andere weisen mit Bestimmtheit auf einen tieferen und umfassenderen Sinn des Begriffs der Erziehung hin, als man gewöhnlich damit verbindet. Schon die alten Spartaner und die großen Philosophen des Altertums wußten es und betonten es, daß nicht bloß Knaben und Jünglinge, sondern auch die Männer der Erziehung bedürften. So weist uns denn ohne Zweifel der holde Schutzgeist unserer Loge auch für die Zukunft den rechten Weg, wenn er uns in dieser Feierstunde die Wahrheit vorhält, daß Frmrei. und Logentum als Erziehungsfaktoren zu betrachten sind. Mögen wir die Frmrei. als Ganzes oder mögen wir das Logentum im einzelnen ins Auge fassen, in jedem Falle zeigt sich uns, daß beides nach seinen Vor-

aussetzungen, nach seinen Zielen und nach seinen Wegen unter den Begriff jener höhern Menschheitspädagogik gestellt werden darf und muß, auf deren Ausübung der äußere und innere Fortschritt unsers Geschlechtes beruht.

I.

Man kann das, worauf die Frmrei. hinzielt, kaum treffender ausdrücken, als der Großmeister im Reich der Tonkunst, Richard Wagner, einmal sein eigenes Streben gekennzeichnet hat, indem er sagte: „Wir erkennen den Grund des Verfalls der Menschheit sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinn.“ Ja, meine Br., das heißt echt wie ein Genius reden; während der Sinn des Alltagsmenschen an seinem Ich oder an den nächsten Kreisen seiner Umwelt haften bleibt, hält der geniale Mensch den Blick auf die Menschheit gerichtet; er ist der großen Verantwortung eingedenk, die sich für ihn aus der Eingliederung in die lange Kette der vernünftigen Lebewesen ergibt; gleich dem Meister von Nazareth jammert ihn des Volkes, der ganzen Menschheit Jammer faßt ihn an; er ahnt, fühlt, erhofft und betreibt die Erneuerung; er glaubt an das Himmelreich auf Erden, an die künftige selige Zeit, wo die Löwen friedlich bei den Lämmern weilen, wie einst der Prophet Jesaja sie weissagend verkündet, wie Johannes und Christus sie als nahe bevorstehend erschaut haben. Große wissenschaftliche, künstlerische, religiöse Genies fragen in dieser Welt des Mißverstandes nach verständnisvollen Jüngern, nach Unterstützern und Fortsetzern ihres schweren Lebenswerkes. Die Schar der Frmrer. wird ihren Platz bei jenen Großen einzunehmen haben, die die höchsten Interessen der Menschheit pflegten, und zwar getrieben von jenem erbarmenden Mitgefühl, das dem Menschen göttlichen Seelenadel verleiht. Das Genie fragt mit Goethe:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?“

Ohne Zweifel ist es ein hoher Anspruch, den die Frmrei. erhebt, wenn sie es als ihre Aufgabe erachtet, auf die Menschheit und auf ihre eignen Jünger erziehlich wirken zu wollen. Aller pädagogischen Bemühung um unsere Kinder liegt die doppelte Voraussetzung zu Grunde, daß dieselben der Erziehung bedürftig

und fähig seien. Trifft das nun auch auf die Angehörigen der großen Menschheitsfamilie zu? Nur wer da meinte, die Menschheit habe intellektuell und moralisch ausgelernt, nur wem der Maßstab fehlte für wahre Güte und Größe der menschlichen Natur, nur wessen geistiges Auge verschleiert wäre, könnte glauben, es bedürfte einer Erziehung der menschlichen Gesellschaft nicht, sie würde, ihrem dunklen Drange gehorchend, schon von selbst den rechten Weg finden und gehen. Die Menschheit hat Jahrtausende lang Gelegenheit gehabt zu zeigen, was die bloßen Massen aus eigener Vernunft und Kraft vermögen. Wie weit ist denn selbst bei denen, die äußerlich auf der Menschheit Höhen wandeln und ihr die Bahn künftigen Fortschrittes zeigen sollten, die Idee der Menschheit und der Menschlichkeit das A und O aller Bemühungen? Wo gilt denn der Begriff der menschlichen Gesellschaft, d. i. einer organischen, harmonischen Vereinigung aller einzelnen unsers Geschlechts als der Oberbegriff, von dem alles Einzelstreben zur Verbesserung der Verhältnisse Antrieb und Richtung erhielte? Die meisten scheinen tatsächlich der Ansicht zu sein, daß unter der ganzen großen Zahl der Menschen nur einzelne, nur einige wenige auf ihr Herz, auf ihre Liebe Anspruch hätten, und noch immer überwiegt auf Erden die Zahl der Schriftgelehrten, die da fragen: Wer ist denn mein Nächster? Noch immer muß der göttliche Heiland sein Gleichnis vom barmherzigen Samariter predigen, das mit den vielsagenden Worten beginnt: Es war ein Mensch, der auf erbarmende Hülfe Anspruch hatte. Das ist der Anfang aller Besserung innerhalb unsers Geschlechts, daß wir inne werden: wir sollen etwas Höheres und Besseres sein als ein bloßes Konglomerat von Atomen, als eine blindlings durcheinanderrennende Herde Schafe. Gegenüber der sprossenreichen Leiter von Bildungsstufen, gegenüber dem Hoch- und Tiefstand von Rassen, Nationen, Religionen, Ständen, Berufen, gegenüber den tausendfach verzweigten und sich oft durchkreuzenden Interessen bleibt es die Aufgabe der Einsichtigen und Weiterblickenden, den Gedanken einer wahrhaften menschlichen Gesellschaft hochzuhalten. Wenn auch nach Aristoteles der Mensch ein gesellschaftlich veranlagtes Lebewesen ist, wenn der Mensch in seiner Naturanlage neben den individualistischen auch der sozialen Triebe nicht ermangelt, so erweisen die letzteren sich doch den ersteren gegenüber nicht stark genug, um überall das: Du bist ein Mensch und sollst es allen gegenüber sein! wirksam werden zu lassen. So

bleibt es denn die ewige Aufgabe der geistigen Führer unsers Geschlechts, in diesem Sinn auf die Veredelung der Erdenkinder hinzuwirken. Darum verleiht nichts so sehr einem Menschen den Charakter der Güte und Größe als das Streben nach einem Fortschritt, der allen zu gute kommt. Darum ist es beispielsweise bezeichnend für den Denkergenius eines Schiller, daß ihm viele Jahre seines Lebens hindurch die Beantwortung der Frage nach der Kultur, d. i. nach der Entstehung und der Art der menschheitlichen Veredelung, ein Hauptproblem war. Welch eine große, ja unendliche Aufgabe damit der Frmrei. zugefallen ist, erhellt aus dem Worte Kants: „Erziehung ist das größte Problem und das schwerste, das dem Menschen kann aufgegeben werden.“ Wie sehr wir unserm Wirken in die Weite und Breite der Menschheit durch die natürlichen und geschichtlichen Bedingungen auch Grenzen gezogen sehen mögen, das bloße Vorhandensein jener Aufgabe, verbunden mit dem Bewußtsein, daß ihre Lösung das erste Anliegen aller wahrhaft Edlen und Großen war, muß uns immer wieder anspornen, uns durch die Loge an ihrer Lösung zu beteiligen. Wohlan denn, meine Br., halten wir fest an unsrer Grundlage, lassen wir nicht in Vergessenheit geraten „das alte Wahre“, das Vermächtnis derer, die uns diesen Tempel erbauten, den Gedanken, dem Goethe einmal die Fassung gibt:

„Was ist heilig? — Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht wie die Binse den Kranz.
Was ist das Heiligste? — Das, was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.“

Verzagen wir nicht: die Höherentwicklung geht still und unmerklich ihren Gang, wenn wir ihr nur treulich unsere Kräfte leihen; mit uns ist Gott, und unter dem Regen und Sonnenschein seines Wohlgefallens wächst das Saatkorn des Guten und Edlen allmählich zum mächtigen, weltbeschattenden Baume heran. So gewiß die Menschheit der Erziehung bedürftig ist, so gewiß ist sie ihrer auch fähig. Wer nicht an Besserung glaubt, der wird auch nicht Hand zu ihr anlegen, und wenn die pessimistische Ansicht von Menschen Oberhand gewinnt, dann bleibt auch derjenige Mindestfortschritt unvollzogen, der nach den Lehren der Geschichte der Kultur und Zivilisation, der Wissenschaften und Künste bei redlichem Willen ganz gewiß erreichbar ist. Man kann es ja bedauern, daß gewisse menschliche Rassen, wie etwa die

Australneger, oder zahlreiche Individuen unserer modernen Kulturgemeinschaft dem Typus Mensch nur wenig nahekommen; aber ich glaube, der tatkräftigen Versuche zur Besserung hätten wohl noch mehr gemacht werden müssen, um die dauernde Hebung des Menschengeschlechts als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Folgen wir dem großen Menschheitsfreunde, der sich als gekommen ansah „zu suchen und selig zu machen das Verlorene"; sei uns heilige Überzeugung und Leitstern unsers Wirkens, was einen Paulus begeisterte: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen". Manchmal haben sich die Wilden, die sog. Heiden als bessere Menschen gezeigt als die, welche das Kreuz zum Sinnbild genommen haben. Das Gefühl der Menschlichkeit fordert auch in den Fällen seine Rechte, wo das Interesse der Kultur uns das Schwert aufzwingt gegen barbarische Feinde. Auf alle Fälle haben wir in den Kreisen, die uns am nächsten stehen, noch erstaunlich viel zu arbeiten, um alles wahrhaft menschlich zu gestalten. Darum sieht die Frmrei., sieht die Loge jedes neue Mitglied als ein Objekt ihrer Erziehungstätigkeit an, und sie spricht zu ihm:

„Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen."

Zunächst nur äußerlich gilt uns der Suchende als „freier Mann von gutem Ruf"; bei uns und in vereintem Wirken mit uns soll er innerlich frei werden, die etwaige naive, unbewußte Güte soll sich zur bewußten, frei gewollten entwickeln; es gilt für den einzelnen, sein Leben gleichsam von vorn anzufangen; wiedergeboren zu werden zur Verwirklichung des Guten, Wahren und Schönen, — das ist's, was wir ihm ermöglichen und erleichtern wollen. Keiner unter uns steht so groß und so entwickelt da, daß er dessen nicht noch irgendwie bedürfte; keiner ist aber auch so schwach am Kopf und Herzen, daß unsere Erziehungsversuche an ihm kraftlos abprallen müßten. Halte dich zum freien Manne bestimmt, und du wirst frei. Das führt uns zu der Frage nach dem Ziel freimaurerischer Erziehung.

II.

Dadurch, daß hochentwickelte, begeisterungsvolle, tatkräftige Menschen prophetisch verkündet haben, was dem menschlichen

Geschlecht nottut, hat die Menschheitspädagogik wie alle Volks- und Einzelerziehung ihr Ziel gesetzt erhalten, und von ihnen belehrt, weiß die Frmrei., was sie will. Sie lebt des Glaubens, daß das auf unserm Planeten wandelnde Geschlecht auf Grund der ihm von Gott verliehenen Anlagen und Kräfte zu einer befriedigenden Gestaltung seiner Lebensverhältnisse zu gelangen vermöge; sie ist noch heute von der gleichen Zuversicht beseelt, die unsere geistigen Väter im 18. Jahrhundert, vor allem unsere großen Denker und Dichter erfüllte, daß Entwicklung und Betätigung der menschlichen Vernunft die menschliche Glückseligkeit, mag diese auch immer nur relativ bleiben, zu verwirklichen imstande sei. So sehr das Rassenmäßige und Nationaleigenartige ihre Berechtigung haben für den friedlichen Wetteifer der Völker, so gewiß eine oberflächliche und einseitige weltbürgerliche Gesinnung, wäre es selbst die eines Marquis Posa, sich ins Verschwommene verlieren kann, so wird doch die menschliche Vernunft ihren Traum von einer zukünftigen Einheit der Menschheit nicht drangeben; nicht der ewige Krieg, sondern nur der ewige Friede kann als Ideal unser sittliches Gefühl befriedigen. Und wie die aus Haß und Vorurteil geborene Menschenschlächterei im Donner der Kanonen einmal vor der Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden!“ wird verstummen müssen, so verlangt auch das Ideal einer allgemeinen Wohlfahrt im Bunde mit einer Ausgleichung der gesellschaftlichen, Standes- und Besitzverhältnisse je länger desto dringender nach Erfüllung. Oder, meine Br., haben wir kein Ohr für die Stimmen, die in letzter Zeit vom Strande der Newa her so herzzerreißend auch zu uns herübergeklungen sind? Wenn wir Frmrer. den Ruf nach Gerechtigkeit und Liebe nicht verstehen, wer soll ihn dann noch verstehen? „Freiheit heißt die große Losung, deren Klang durchbraust die Welt“, so rief gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Dichter aus, als das Bürgertum sich emanzipierte. Die Menschheit läßt sich auch in einem ihrer Bruchteile, zumal wenn dieser Bruchteil der numerisch überlegene ist, nicht dauernd knechten und am Gängelbande führen; auch in die dunklen Täler der Menschheit müssen noch einmal die Strahlen der Hochmittagssonne fallen. Es gibt eine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die sich mit den Forderungen der menschlichen Natur in Einklang bringen läßt. Finden wir denn schon irgendwie in der Welt an Stelle der Notstaaten jenen „Vernunftstaat“ hergestellt, dessen endliche Verwirklichung kein Geringerer als unser Schiller er-

sehnte und erstrebte? Auch wenn man sich von allem utopischen Streben frei weiß, wird man doch als Mensch nicht anders können als einer Entwicklung Beifall und Unterstützung schenken, die das Wort wahr macht: Liebe deinen Nächsten als dich selbst! deren Ziel heißt: Freiheit des einzelnen, die an der Freiheit der übrigen ihre Grenze findet. Ein politisch Lied würde, vollends in der Loge, ein garstig Lied sein; aber insoweit wird doch auch unsere politische Gesinnung und Handlungsweise von dem Geist der Loge beeinflußt werden müssen, als es gilt, alle Kirchturmspolitik des individuellen Eigennutzes verschwinden zu lassen in dem Interesse der kommenden, durch Freiheit und Wohlfahrt beglückten Menschheit. Wir suchen die notwendige Vereinigung von Individualismus und Sozialismus; wir wissen, daß das Wohl der Gesamtheit unzertrennlich ist von der Veredlung des einzelnen. Darum verlangen wir in unserm Kreise, damit zugleich der frmr. Erziehung an dem einzelnen ihr Ziel setzend, daß alle Geistesanlagen, Kopf und Herz zur Blüte reinster Menschlichkeit emporgebildet werden. Nach völliger Gleichheit der einzelnen zu streben, wäre töricht; aber jeder kann doch in sich vollendet sein. Die Hauptsache bleibt, daß mit dem Wissen auch das Gewissen geschärft und gekräftigt wird; denn schließlich geht ja alles Große und Gute, alle Aufopferungsfähigkeit und jede achtunggebietende Tat aus dem starken, veredelten Wollen hervor. Wie manche Einrichtungen in der Welt auch ihren Beitrag liefern mögen zu der großen Menschheitserziehung, — so rein und klar, so fern von aller Einseitigkeit, so ganz dem Geist der Menschenwürde und der wahren Freiheit geneigt, wie die Loge die sittliche Erziehungsarbeit an denkenden Männern ausüben will, finden wir den Gedanken der Menschheitspädagogik doch nirgend wieder verwirklicht. Sorgen wir nur dafür, daß die Welt da draußen dies als den eigentlichen Sinn unserer in der Stille geschehenden Bemühungen erkenne; dann wird sie uns die Daseinsberechtigung nicht versagen; sie wird es um so weniger, wenn sich an jedem einzelnen allüberall im Leben zeigt, daß die Loge ihn nicht umsonst erzogen hat. Dann wird man um des Zieles willen, das wir im allgemeinen und im einzelnen verfolgen, sich auch mit der eigentümlichen Form abfinden, in der die Frmrei. von jeher sich ihrer Aufgabe geglaubt hat widmen zu müssen.

III.

Alle Erziehung strebt bewußt oder unbewußt, praktisch und theoretisch nach Anwendung bestimmter Methoden. Daß nun die

Methode, welche die frmr. Erziehungskunst seit Menschengedenken innehält, dem großen Grundsatz der Naturgemäßheit entspricht, liegt auf der Hand. Daß wir uns in irgendwelcher Art zusammenfinden, daß wir gerade Logen bilden müssen, um uns der Pflege des Edlen zu widmen, ist außer Zweifel. Geschieht doch die frmr. Erziehung auch nicht bloß vom Altar und vom Rednerpult aus, sondern beruht sie doch wesentlich auf dem Verkehr der Mitglieder untereinander. Daß wir mit unserm Tun nicht der großen Welt ein Schauspiel geben wollen, daß wir uns in gewisser Art mit dem Schleier des Geheimnisvollen umhüllen, ist ein Hinweis auf die Würde und Hoheit unsers Strebens, auf die große Tatsache, daß der Sinn alles Daseins und alles menschlichen Seins ein nur annähernd erforschbares Etwas bleibt. Die Achtung vor den höchsten Idealen heißt uns sie wie ein heiliges Geheimnis hüten, entsprechend dem Worte Goethes:

„Niemand soll und wird es schauen,
Was einander wir vertraut;
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Ist der Tempel aufgebaut."

Und, meine Br., ist es nicht etwas Großes, unvergleichlich Erhebendes, daß mit uns Hunderttausende von Tempeln und Altären sich einig wissen in dem Bemühen, das Höchste und Beste in der Welt zu pflegen? Ist es nicht etwas Einzigartiges, daß wir die künftige ideale Menschheit durch unsern gegenseitigen Verkehr mit Brudersinn und nicht bloß unter dem Brudernamen schon jetzt im kleinen verwirklichen? Schön hat unser — wir sagen dies Wort immer mit dem freudigen Stolz, mit dem jeder echte Jünger auf seinen großen Meister hinblickt — unser Goethe jene gemeinsame Wirkung der vereinigten Logen mit den Worten gekennzeichnet:

„Ausgesät in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernstes Reich,
Schimmern sie, bescheidner Sterne
Leis wohltätigem Lichte gleich.
So die Menschheit fort zu ehren,
Lasset, freudig überein,
Als wenn wir beisammen wären,
Kräftig uns beisammen sein!"

So kann die Nächstenliebe zur Fernstenliebe, so kann das Menschheitsideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklicht werden; so können die Logen in intellektueller und moralischer Hinsicht, durch ihre Einheit stärker als irgend eine Kirche mit einem unfehlbaren sichtbaren Oberhaupt, in höherm Sinne Christi Jünger, das Salz der Erde, das Licht der Welt, die Stadt auf dem Berge sein. Und wie unsere Gesamtorganisation, soweit sie völlig dem Grundgesetz der Freiheit gerecht wird, in der Hauptsache den Zwecken unsers großen Bundes angemessen, erziehlich auf die Menschheit zu wirken vermag, so entspricht auch die frmr. Erziehungsmethode, die wir jedem unserer Br. widerfahren lassen, den Gesetzen einer gesunden Psychologie. Die sittliche Vollkommenheit ist in jedem ein Werdendes, sie bleibt ein Ideal, dem man sich nur schrittweise nähert; dies führen wir uns durch die Abstufung in den Lehrlings-, Gesellen- und Meistergrad im Schmuck schöner Sinnbilder zu Gemüte. Gar mannigfach sind die Lehrformen, deren die frmrische. Didaktik sich bedient: das Ganze ist ernste Arbeit und erscheint doch mehr wie eine heitere Kunstübung, als „königliche Kunst"; Kopf und Herz werden in gleichem Maße betätigt, wenn wir in Ordnung stehen, wenn der Hammerschlag ertönt, wenn Lied und Gebet zum Himmel aufsteigt, wenn die Kerzen erglänzen auf den Säulen der Weisheit, Stärke und Schönheit, wenn die ernste, erbauliche Rede erschallt oder die vom Gesetz der Ordnung beherrschte Besprechung unserer Angelegenheiten zu Worte kommt. Es ist gewiß eine der tiefsten philosophischen Einsichten, die wir erlangen können, daß nicht bloß unsere Worte, daß selbst unsere Gedanken, Vorstellungen und Gefühle in hohem Maße nur Bilder, Gleichnisse, Andeutungen von dem Tatbestand einer unergründlich tiefen Wirklichkeit sind; aber jene Gleichnisse und Bilder, deren wir uns zu unserer sittlich-religiösen Erbauung und Anregung bedienen, weisen doch auf die Richtung hin, in der unser Wahrheitsstreben sich zu betätigen hat, um dem Unerforschlichen nah und näher zu kommen; sie erfüllen unser Gemüt mit jener Unendlichkeitssehnsucht, die wir Religion nennen, sie lassen das abstrakte Gute zu einer Angelegenheit unsers Herzens werden, der unsere Liebe gehört. Lehre und Gewöhnung reichen sich auch in der frmrischen. Erziehung die Hand zum Bunde, damit ihr Zögling von Stufe zu Stufe fortschreite. So gewiß die Schule nicht für die Schule, sondern für das Leben zu erziehen hat, so unzweifelhaft müssen wir

die hier erhaltenen Anregungen auch mit hinausnehmen in die Kreise von anderen Menschen, innerhalb deren wir uns bewegen; was wir hier an Licht und Wärme empfangen haben, das muß wieder von uns ausstrahlen in die düstere, kalte Menschenwelt: als Gatten und Väter, im Verkehr mit unsern Berufsgenossen, Vorgesetzten und Untergebenen, mit Bekannten und Verwandten wie mit Feind und Gegner, in der Freude wie im Leide des Lebens — allüberall muß unsere Zugehörigkeit zur Frmrei. im Adel der Gesinnung, des Wortes und der Tat ihren sonnigen Widerschein finden. O meine Br., daß wir nicht unter törichten Vorwänden dem maurerischen Unterricht fern bleiben, daß wir nicht unserer Schule entlaufen, daß wir nicht die himmlische Weisheit verachten, daß wir den Besten unsers Geschlechts, den Genien der besseren Menschheit immerdar zu Füßen sitzen und nichts Wichtigeres kennen als ihren Spuren zu folgen; daß wir immer auch dankbare Zöglinge bleiben, erkenntlich unserer Loge, die uns mit Mutterhänden bisher geleitet, und den schönsten Dank ihr darbringen durch treue Liebe bis zum Grabe!

Schiller in seinem Verhältnis zur Freimaurerei.

Zum 9. Mai 1905.

Der 9. Mai d. Js. ist dem deutschen Volke in allen seinen Schichten und Kreisen ein Tag von einzigartiger Bedeutung: gedenkt es doch alsdann der Tatsache, daß vor einhundert Jahren Friedrich Schiller, um uns eines altdeutschen Dichterausdruckes zu bedienen, „den Weg in die Ferne nahm"; gedenkt es doch seiner als eines Nationalheiligen, als eines durch edle Menschlichkeit im Leiden und Handeln erhabenen Helden, als eines künstlerischen Meisters, der den Ehrenkranz, welchen es an seinen größten poeta laureatus zu vergeben hatte, nur mit einem einzigen zu teilen brauchte. Die Feierzurüstungen weit und breit nicht bloß in deutschen Landen, sondern überall auf Erden, wo die deutsche Zunge klingt, die Tausende von Büchern, Gedächtnisblättern und Gedenkreden, die man ihm widmet, die Festversammlungen, die ihm zu Ehren abgehalten werden, was besagen sie anders, als daß sich vor seiner königlichen Erscheinung alle beugen, alle ihm huldigen, alle ihn verehren und lieben? Wir haben den Eindruck, als sei an Schiller das Wort wahr geworden, das die alte Heliand-dichtung von Christus gebraucht, als er Gestorbene lebendig macht: „Er gab dem Todverfallenen, dem Helden, der schon gerüstet war zum Wege zur Hel, das Leben, ließ ihn auf dieser Welt weiterhin die Wonnen genießen." Auch uns, m. Br., ist Schiller nicht gestorben; auch unsere Stimmen mischen sich in all den Festjubel, der dem großen Denker und Dichter gilt, vielleicht mehr von Herzen kommend, vielleicht mit größerem Recht als die der übrigen Kreise. Wer von uns auch nur oberflächlich mit Schillers Werken bekannt wäre, würde doch aus ihnen den Eindruck gewonnen haben, daß ein echt freimaurerisches Herz darin schlägt, mag er äußerlich auch nicht in der Bruderkette gestanden haben. Daß er in der Tat zu uns gehört hat, bestätigt ein näherer Blick hinter die Kulissen dieses Dichterlebens, und so wollen wir denn

seiner mit den höchsten Ehrenbezeugungen der Königlichen Kunst gedenken, indem wir den Beziehungen Schillers zur Frmrei. eine Betrachtung widmen.

Es liegt nahe, vor allem nach dem Tatsächlichen zu fragen, das sein Leben mit Frmrern. und mit der Frmrei. in Verbindung erscheinen läßt.* Das Schicksal des jugendlichen Schiller war vor allem bestimmt durch den Herzog Karl Eugen von Württemberg. Dieser Fürst zeigte in seiner Natur eine merkwürdige Mischung von humanitärer Gesinnung und despotischer Fürstenlaune und bestätigte diese zwiespältige Geistesart auch in der Einrichtung und Leitung seiner Militärakademie, auf der unser Schiller hauptsächlich seine Ausbildung erhielt. Ein gewisser aufklärerisch-humaner Zug tritt bei Karl Eugen darin hervor, daß er nebst seinen beiden Brüdern Ludwig Eugen und Friedrich Eugen Frmrer. wurde; wir finden ihn 1774 in der Stellung eines Großmeisters. In den Listen der Stuttgarter Logen sind außer sonstigen bekannten und bedeutsamen Persönlichkeiten zahlreiche Professoren verzeichnet, die nach und nach an der Militärakademie angestellt wurden, voran der Professor Abel, der auf Schillers philosophische Entwicklung großen Einfluß gewinnen sollte. Er stand den Schülern mehr als der ältere Freund denn als der strenge Lehrer gegenüber. Von ihm angeregt fanden sich eine Anzahl Zöglinge im Lesezimmer freundschaftlich zum Halten und Hören von Vorträgen zusammen; er gab den jungen Leuten Rat, spornte sie an, führte ihre literarischen Versuche in die Welt und half einzelnen, wenn möglich, mit Geld. Kein Wunder, daß die Schüler diesen Mann, der auch in seinem philosophischen Unterrichte nichts Trockenes hatte, sondern, aus dem Vollen eines reichen Wissens schöpfend, das Schulsystem in Leben umzuwandeln wußte, hochschätzten und liebten. Es zeigte sich dies besonders im Jahre 1777, als Abels Stellung durch Machenschaften von Gegnern erschüttert war; damals wandten sich seine sämtlichen Schüler mit einer Eingabe an den Herzog, die den Erfolg hatte, daß Abel nach einem Jahre seine frühere Vertrauensstellung zurückerhielt. Auch sonst fand der platonische Humanismus, dem einzelne Lehrer der Akademie als Frmrer. zugetan waren, in der Seele der Jünglinge lauten Widerhall. Zeugnis hierfür ist die Entstehung eines geheimen Dichterbundes auf der Karlsschule, dessen Oberhaupt Schillers Freund

* Näheres hierüber findet man in der Schrift von L. Keller, Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. 1905.

Wilhelm Petersen war und dem auch seine sonstigen Freunde Scharffenstein, Haug, v. Hoven, Ludwig Schubart (der Sohn des Dichters), vielleicht auch Friedr. Lempp, Dannecker, Schlotterbeck u. a. angehörten. Die Mitglieder des Bundes nannten sich Brüder; jeder hatte über die bei ihnen geltende Verfassung und den Inhalt der eingelieferten Arbeiten Schweigen gelobt; ein Zug edler Menschlichkeit, freiheitlichen Strebens und schwärmerischer Freundschaft, die unsern Schiller besonders Scharffenstein nahegesellte, ging durch den dichterisch gestimmten Kreis. Wes Geistes Kinder die Mitglieder waren, zeigen die Eintragungen von Freunden in dem Stammbuch des früh verstorbenen, auch von Schiller besungenen Christian Weckerlin, wo es u. a. heißt:

„Dich drück' kein Sklavenjoch zu andern Sorgen hin;
Die Freiheit sei dein Stolz, die Freiheit dein Gewinn!"

oder mit Klopstock:

„O Freiheit, Silberton dem Ohre!"

Nach dem Zeugnis Petersens war Schiller, der bis dahin schüchtern und verschlossen gewesen war, nach zweijähriger Zugehörigkeit zu diesem Bunde ein Jüngling von aufkeimendem edlen Freiheitssinn, ja ein ganz anderer Mensch geworden.

In den Jahren 1778/79 sehen wir bei unserm Dichterjünglinge in der poetischen Beschäftigung eine Pause eintreten. Angeregt durch den im April 1778 in die Akademie eingetretenen neuen Mitschüler Friedr. Lempp, der bald darauf mit ihm das Krankenzimmer teilen mußte, widmete Schiller damals fast alle freie Zeit dem Selbststudium der Philosophie, besonders der Moralphilosophie des Engländers Ferguson, der eine Verbindung Leibnizscher mit Lockeschen Gedanken darstellt. Einen anderen Freund, der von ihm selbst als Liebhaber der Philosophie bezeichnet wird, gewann Schiller an dem bereits erwähnten Petersen, der sich weiterhin sehr für das Erscheinen von Schillers Räubern bemühte und der auch an dessen 1782 herausgegebener lyrischer Anthologie beteiligt war. Erwägt man nun ferner, daß Lempp bereits in jenen Jahren Frmrer. war und daß Petersen später freimaurerisch interessante Werke, wie ein Leben Joh. Val. Andreaes, Erläuterungen zur Geschichte der Rosenkreuzer und Goldmacher, veröffentlicht hat, so wird uns klar, daß Schiller in seiner Jünglingszeit vom 17. bis 20. Jahre von den Stimmen des Humanismus und der Frmrei. geradezu umtönt war, und dieser Umstand läßt

sein damaliges Schaffen in Prosa und Dichtung erst im vollen Lichte erscheinen. Die innere Wiedergeburt, welche der 18- bis 19-jährige Schiller infolge jener freimaurerisch-philosophischen Einflüsse erlebte, ist aufs deutlichste zu ersehen aus den 1782 niedergeschriebenen, 1786 veröffentlichten „Philosophischen Briefen". Darin legt Julius d. h. Schiller dem Freunde Raphael u. a. folgendes Bekenntnis ab:

„Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte . . ., da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing . . . Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab . . . Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung . . . Du hast mich hinausgeführt an den Tag, das goldene Licht und das unermeßliche Feuer haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heißen, — Du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. . . . Ich fühle mich ganz frei; denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt; ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. . . . Alle Geister, eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist, sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen. Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrat für meinen Durst nach Erkenntnis! . . . Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihn wie ein Blitz in der Nacht" usw. Dies Bekenntnis liefert den entschiedensten Beweis dafür, daß Schiller schon während seiner Jünglingszeit den Geist der englischen Aufklärungsphilosophie, welcher zum guten Teil identisch war mit dem des humanistischen Logentums, in sich aufgenommen hat. Ein Gedicht in der von Schiller 1782 herausgegebenen Anthologie, das später in die „Philosophischen Briefe" hinübergenommen ward, — es ist überschrieben „Die Freundschaft" — zeigt die neugewonnene Weltanschauung Schillers in poetischer Form. Man könnte den Grundgedanken desselben kurz so ausdrücken: Gott, der Weltenmeister, ist gewissermaßen die große Zentralsonne, um die sich alle Wesen nach den Gesetzen der Harmonie und Sympathie drehen; Liebe und Freundschaft sind die bewegen-

den Prinzipien der Welt; daher preist der Dichter sich glücklich, in Raphael einen Freund zu haben. Einige Strophen daraus sind:

„Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie;
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Tor genug, der süßen Sympathie.

Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches, —
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit."

Auch die beiden von Schiller am 10. Januar 1779 und 1780 auf der Karlsschule zu Ehren der Herzogin gehaltenen Festreden gaben ihm Gelegenheit, seine platonische Philosophie darzulegen: Die Liebe ist es, die aus der großen Welt des Geistes eine Familie und aus soviel Myriaden Menschen Söhne eines allliebenden Vaters macht. Ähnliches gilt von den beiden Probeabhandlungen, die Schiller zur Erlangung des Reifezeugnisses verfaßte, insbesondere von der „Philosophie der Physiologie". Hat der Herzog diese Arbeit doch, obgleich sie von den Professoren nicht für ganz genügend erachtet wurde, dem großbritannischen Legationsrat von Mosheim, einem regen Frmrer., übersandt, um ihn auf das vorzügliche Talent des jungen Mannes aufmerksam zu machen. Nicht minder sind die Lauraoden mit ihrer Überschwänglichkeit in der Form reich an Anzeichen dafür, wie Schiller mit seiner philosophischen Überzeugung in der damaligen freimaurerischen Weltanschauung aufgegangen ist, die dann in der „Theosophie des

Julius“ in den Philosophischen Briefen nochmals einen umfassenden Ausdruckgefunden hat. Alles dreht sich in diesem „Glaubensbekenntnis der Vernunft“ um Gott als den ewigen Baumeister des Universums, der die Menschen geschaffen hat, damit sie sich denkend betätigen d. h. die Äußerungen des höchsten Wesens in der Natur sich symbolisch deuten, aus den Chiffern der Naturgesetze Gott erkennen; es dreht sich um die Begriffe der Harmonie, Ordnung, Schönheit, Wahrheit und Vollkommenheit. Dann ruft Julius, also Schiller, aus: Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert. Liebe das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend, Liebe ist nur der Widerschein jener einzigen Urkraft. . . . Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. . . . Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werte verzagen? Ich bekenne es freimütig: ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit, die Tugend. . . . Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe aneinanderschließen. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns helle denken, so werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: Liebet euch unter einander! . . . Eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse durch alle Religionen und Systeme geht: Nähert euch dem Gott, den ihr meint!“

Wenn der Herzog Karl Eugen im Laufe des Jahres 1780 seinem bis dahin begünstigten Zöglinge seine Gunst entzog, so geschah das wohl wesentlich deshalb, weil er dessen revolutionäre Gesinnung bereits kannte, die damals in der Abfassung der Räuber sich dichterisch auslöste. Übrigens stand er als Anhänger der strikten Observanz in einem gewissen Gegensatz zu denjenigen Maurern an seiner Akademie, die wie Abel, Petersen, Lempp u. a. dem neuenglischen System angehörten. Frmrer. sind es gleichwohl gewesen, welche an dem Erscheinen und an der Aufführung der „Räuber“ Schillers ihren erheblichen Anteil gehabt haben, Männer nämlich wie die Professoren Werthes und Abel; ihnen hatte Schiller seine Verbindung mit dem Buchhändler Schwan in

Mannheim, dem Verleger des Trauerspiels, und mit dem Freiherrn von Dalberg, dem Intendanten der dortigen Bühne, zu verdanken. Auch bei der so sehr erfolgreichen Aufführung des Stückes am 13. Januar 1782 waren der Brüderschaft angehörige Schauspieler wie Iffland, Beck, Boeck und Beil beteiligt. Das weitere Schicksal des Dichters, der mit so kühnen Umsturzgedanken auf den weltbedeutenden Brettern erschien, ist bekannt: seine Flucht, sein Aufenthalt in Bauerbach und seine im Herbst 1783 in Mannheim erfolgende Anstellung als Theaterdichter. Diese letztgenannte Wendung in seinem Leben, die ja eine stillschweigende Begnadigung des Fahnenflüchtigen zur Voraussetzung hatte, bringt zu der Vermutung, daß es auch hier maurerische Einflüsse gewesen sind, die den Dichter, der schon in heller Verzweiflung gewillt gewesen war, nach Amerika zu gehen, wieder in die Welt einführten. In Mannheim fand Schiller gerade innerhalb der brüderlichen Kreise freundliches Entgegenkommen. Wie er in einem Briefe an seine mütterliche Freundin Frau v. Wolzogen mitteilt, ist damals von brüderlicher Seite der Versuch gemacht worden, ihn für die Frmrei. zu gewinnen und ihm dadurch einen sichern Halt zu bieten, jedoch umsonst. Indessen wissen wir, daß er mit Mitgliedern der Heidelberger Loge, der Dalberg und Knigge angehörten, in freundschaftlichem Verkehr gestanden hat. Auch die aus Frmrern. bestehende „Deutsche Gesellschaft" wählte den Dichter zu ihrem Mitgliede, und er trat damit in eine Verbindung, die er sehr schätzte. Erwähnenswert bleibt, daß der Br. Friedrich Schröder, der berühmte Schauspieler und spätere Reformator der Frmrei., der seit 1780 in Weimar weilte, sich in einem Briefe an den Freiherrn von Dalberg also äußerte: „Der Kaiser will keine Sturm- und Drangstücke und mit Recht. Es ist schade um Schillers Talent, daß er eine Laufbahn ergreift, die der Ruin des deutschen Theaters ist." Dalberg der sich auch schon früher redlich bemüht hatte, Schiller bei seinen dramatischen Schöpfungen von der revolutionären Richtung in ein gemäßigtes, obzwar durchaus der Geistesfreiheit dienendes Fahrwasser zu leiten, mahnte den Dichter nicht umsonst: dieser unterzog den bereits begonnenen Don Carlos einer Neubearbeitung. Als im Dezember 1784 Herzog Karl August von Weimar, mit dem Dalberg als Br. vertraute Beziehungen unterhielt, bei dem Landgrafen Ludwig IX., seinem Schwiegervater, ebenfalls Frmrer., zu Gaste war, erhielt Schiller eine Einladung, im Schloß des Erbprinzen, der gleichfalls Bruder

war, einige Szenen aus Don Carlos vorzutragen; als Belohnung bekam der Dichter bekanntlich den Titel eines sachsen-weimarischen Rates. In jenem Jahre wurde dem Dichter durch seinen ihn persönlich besuchenden Busenfreund Friedr. Lempp nochmals nahegelegt, in eine Loge englischen Systems einzutreten, nicht in eine neufranzösische Hochgradloge, wie die war, der Dalberg angehörte; er riet ihm, sich dieserhalb an den Schauspieler Boeck, den Redner der Mannheimer Loge, um nähere Auskunft zu wenden. Schiller leistete diesem Winke keine Folge; vermutlich ist er dadurch an der Sache irre geworden, daß Vertreter von beiden rivalisierenden Systemen gegenseitig vor einander warnten; dazu kam, daß infolge der Weishauptschen Angelegenheit gerade damals die bayrischen und die pfälzer Logen gewaltsam unterdrückt wurden. So blieb Schiller trotz aller Unterstützung, die ihm aus brüderlichen Kreisen zuteil geworden war, der Loge fern. Manche bisherige Freunde standen ihm nunmehr kühler gegenüber, weshalb er es vorzog, Mannheim nach Jahresfrist zu verlassen.

Schiller begab sich 1785 nach Dresden zu dem Konsistorialrat Gottfried Körner, der bereits seit acht Jahren Mitglied der Loge „Minerva zu den drei Palmen“ in Leipzig war, und gewann an ihm den besten Freund für sein ganzes weiteres Leben. Körner veranlaßte es, daß der Dichter auch hier unter Brüdern herzlichen Anschluß fand. Im Verkehr mit jenen lieben Menschen und für ihren Freundschaftskreis hat Schiller das herrliche „Lied an die Freude“ gedichtet und damit bewiesen, daß er auch jetzt noch völlig durchdrungen war von der freimaurerischen Welt- und Lebensanschauung, nur daß er sie klarer auszusprechen weiß als in seinen früheren Dichtungen. Ich erinnere mich, daß ich in jungen Jahren, als ich noch nicht entfernt daran dachte, Frmrer. zu werden, einmal von einem Nichtfreimaurer nach dem eigentlichen Sinn dieses Liedes gefragt wurde. Ich ließ mir die Sache im Kopfe herumgehen und antwortete jenem Frager: Nach dem, was ich einst als angehender Jüngling über Frmrei. gelesen, müßte das, was in jenem Liede steht, wohl der Sinn jener Vereinigung sein. Der gute freimaurerische Genius, der wohl damals schon unbewußt in mir schlummerte, hat mir die richtige Antwort eingegeben. Man kann in bezug auf die Form einzelnes an jenem Hymnus tadeln; aber keiner vermag sich der unvergleichlichen Gewalt derselben entziehen, auch wenn man ihn nicht mit der Beethovenschen Musik am Schluß seiner 9. Symphonie in Verbin-

dung denkt. Gerade heute soll's unserm Schiller zu Ehren nachgesagt werden, daß er uns eins unserer herrlichsten Lieder geschenkt hat, und von einem Frmrergeschlecht zum andern soll's klingen wie einst in Gohlis:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwert geteilt;
Bettler werden Fürstenbrüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.
(Chor:) Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut,
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut.
(Chor:) Schließt den heilgen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Wie der zwischen Körner und Schiller gepflogene Briefwechsel zeigt, ist der Frmrer. Körner mit seiner hohen Bildung und Geistesreife, mit seinem sichern Urteil und mit seinem liebreichen Gemüt der gute Schutzgeist unsers Dichters gewesen, der an seinen spätern Werken teilnehmend und ratend den lebendigsten Anteil genommen hat. Unter dem Einfluß des drei Jahre älteren Körner hat sich in Schiller als Dichter jener Läuterungsprozeß vollzogen, durch den er hindurchgehen mußte, um zur Meisterschaft zu gelangen. Der damals in Dresden und im Weinberge zu Loschwitz vollendete Don Carlos läßt diese Abklärung deutlich erkennen; wichtiger noch ist uns an dieser Stelle festzustellen, daß Schiller in der Person des Marquis Posa das höchste Freundes- und Menschheitsideal dargestellt hat, wie es damals sein Herz erfüllte. Hat doch Schiller auch in seinen Briefen über Don Carlos ausdrücklich erklärt: „Der ideale Zweck, den die

Verbrüderung der Maurer sich gesetzt hat, ist auch das höchste Ideal, das Marquis Posa sich gesteckt hat, nur mit dem Unterschied, daß das, was die Verbrüderung durch eine Vielheit zerstreuter Glieder zu erreichen sucht, der Marquis vollständiger und kürzer durch eine einzelne Persönlichkeit durchzusetzen trachtet.“ Somit wird Schiller zu einem Vorkämpfer jener edlen Menschlichkeit, die ein Lessing, Herder und Goethe gleichfalls in Prosa und Dichtung vertreten haben. Er ist es auch dadurch geworden, daß er in seinem 1787 erschienenen Roman „Der Geisterseher“ jenes Pseudomaurertum, welches sich damals unter dem Namen der Tempelherren oder der Rosenkreuzer in die Frmrei. einschlich, um dieselbe unter Nachäffung ihrer Formen im jesuitischen Interesse zu vernichten, — daß er diese Gesellschaft, von ihm als Bucentauro benannt, in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit an den Pranger gestellt hat.

Ein Jahr später, nachdem sich Schiller bereits nach Weimar begeben hatte, vollendete er das wundervolle Gedicht „Die Künstler“, das äußerlich und innerlich wiederum zahlreiche Beziehungen zur Königlichen Kunst erkennen läßt. Der Dichter will darin die hohe Bedeutung der Kunst für die Kulturentwicklung des menschlichen Geschlechtes darlegen: nicht durch die reine Wissenschaft, nicht durch das Gebot der Sittlichkeit an sich, sondern durch die Anschauung und Ausübung des Schönen ist der Mensch zum Menschen geworden, und so wird es auch künftig sein:

„Nur durch das Morgentor des Schönen
Dringst du in der Erkenntnis Land . . .“
„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.“

Wenn Schiller den Künstlern zuruft:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, —
Bewahret sie! — Mit euch sinkt sie,
Mit euch wird sie sich heben!“

so darf man darin, wie wir an anderer Stelle (S. 125 ff.) ausgeführt haben, auch die den Vertretern der K. K. gestellte Aufgabe erblicken.

Bei seinem ersten Aufenthalt in Weimar trat Schiller auch Herder nahe, der damals zwar kein tätiges Verhältnis zur dortigen Loge hatte, aber im Herzen und mit der schriftstellerischen Tat, wie wir seinerzeit (vgl. S. 150 ff.) gesehen haben, ein guter Frmrer.

war. Die anfangs recht innigen Beziehungen beider Männer machten später leider, nachdem es auch zwischen Herder und Goethe zum Bruch gekommen war, einer großen Kühle Platz.

Nachdem Schiller 1789 in Jena als Professor der Geschichte angestellt worden war, trat unter den dortigen Amtsgenossen nur ein einziger seinem Herzen nahe, nämlich wiederum ein Frmrer.: der Philosoph Reinhold. Im nächsten Jahre empfing er den Besuch eines für ihn sehr begeisterten Freundes aus Dänemark, des Br. Jens Immanuel Baggesen. Als dieser erfuhr, in welch dürftigen Verhältnissen sich Schiller befand, erwies er sich an ihm als der brave Mann, indem er fernwohnende hochgestellte Br., nämlich den Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg und den dänischen Grafen Schimmelmann, veranlaßte, den erkrankten Dichter mit einem erheblichen Geschenk — einem Jahrgehalt von 1000 Talern auf drei Jahre — zu überraschen, so daß er bald darauf die Erholungsreise in seine schwäbische Heimat antreten konnte. Wiederum sind es also Frmrer. gewesen, die unserm Schiller in der Zeit der größten Not die helfende Hand reichten und ihn von neuem in den Stand setzten, im Angesicht des Vaterlandes das Höchste zu erstreben. Sehen wir ihn doch jetzt, um für seinen Dichterberuf auch theoretisch die beste Ausrüstung zu gewinnen, sich der gründlichsten Beschäftigung mit der Ästhetik widmen: empfangend durch das Studium Kants, selbstschaffend durch Ausarbeitung jener tiefdurchdachten, in Form und Sprache meisterhaften ästhetischen Schriften, in denen er das Vergnügen an tragischen Gegenständen, die tragische Kunst, die Begriffe Anmut und Würde, das Pathetische, die ästhetische Erziehung des Menschen, die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, die naive und die sentimentalische Dichtung, das Erhabene u. a. untersucht. Keller weist darauf hin, wie jener Kantische Einfluß durch Schillers Freund Wilhelm v. Humboldt, der für die Platonische Philosophie schwärmte, ein heilsames Gegengewicht erhalten habe. Insbesondere aber muß daran erinnert werden, daß der Br. G. Körner fortdauernd der philosophische und poetische Gewissensrat unsers Dichters blieb und daß Schiller seit Mitte 1794 mit dem großen Frmrer. Wolfgang Goethe in jenes herzliche Freundschaftsverhältnis trat, das für beide Männer und ihr Schaffen so unvergleichlich segenbringend werden sollte. In diesem goldenen Jahrzehnt gemeinsamen Wirkens gewann Goethe von seinem Freunde die Eindrücke, die er nach dessen Tode im Epilog zur Glocke zu einem

wundervollen Charaktergemälde gestaltet hat. Wir beachten, wie Goethe hier mit der Charakteristik des Dichters die des Menschen Schiller auf das innigste verwebt, wenn er von ihm sagt:

„Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,"

wenn er ihm nachrühmt, daß er mit dem Mute und dem Glauben der Jugend „den Widerstand der stumpfen Welt besiegt",

„Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme",

daß er die Blüte höchsten Strebens an die Poesie, dieses Bild des Lebens, gewendet habe; wenn er ihn preist als den, der sich zum Höchsten emporgeschwungen, mit allem, was wir schätzen eng verwandt, der auch gestorben noch unendlich Licht mit seinem Licht verbindend wie ein Komet vor uns erglänzt. Gibt es ein schöneres Zeugnis dafür, daß eben das Freimaurerische in dem Denken beider Männer dasjenige Band war, das sie miteinander verknüpfte? Und bestätigt nicht jede eingehendere Biographie über Schiller, daß das Idealmenschliche wie in seinen großen Schaffenstaten als Denker und Dichter so nicht minder auch in den kleinen Alltagsdingen des Lebens in ihm Gestalt gewonnen hatte? Dieser glücksbedürftige, mit den Frohen fröhliche, sich an der Pfeife, am Schnupftabak, am Karten- und Kegelspiel, am Glase Bier oder Wein im Kreise guter Menschen erfreuende Mann, dessen Herz auch den Reizen wahrhaft edler Weiblichkeit, wie sie ihm in seiner Lotte entgegenstrahlte, aufgeschlossen blieb, der auch jenes Merkmal des Genies nicht verleugnete, das Gemüt der Kinder zu schätzen und zu lieben, — wie hat er doch allewege dem Menschlichnatürlichen Raum gegeben! Wie hat er die innere Neigung zum Guten, die wir ihn gegenüber Kants ihm rigoros erscheinendem Pflichtbegriff preisen hören, allewege betätigt gegen Eltern und Geschwister, gegen Frau und Kinder, gegen Freunde und Gegner! „Er pflog gern Umgang mit allen Klassen", sagt seine Schwägerin Karoline von ihm. Wie hat er aber namentlich auch jenes heroische Menschentum bewährt, das da leiden lernt ohne zu klagen und das trotz aller äußeren Hemmnisse nicht aufhört, nach Vollbringung höchster Leistungen zu streben! Für die von jedem Frmrer.

zu fordernde Einheit von Erkennen und Handeln, auf die der nazarenische Meister mit den Worten hinweist: Tue das, so wirst du leben! kann Schiller als leuchtendes Beispiel dienen.

Daß das eigentümlich Freimaurerische nicht bloß, wie wir gesehen haben, in Schillers wissenschaftlichen und dichterischen Jugendäußerungen zu finden ist, sondern daß es auch gleich Goldadern die Werke seines reiferen Mannesalters durchzieht, tritt schon in seinen geschichtlichen Prosaaufsätzen hervor. Oft begegnen wir hier Ausdrücken wie Mensch, Menschheit, Menschlichkeit, Aufklärung, Kultur, Vernunft, Freiheit. Die Geschichtsbetrachtung Schillers vollzieht sich durchweg unter dem Gesichtspunkt: Was ist aus den Ereignissen für den menschlichen Fortschritt Gutes erwachsen? Die Wertung des Nationalen wie der Einzelcharaktere geschieht mit dem Maßstabe des Begriffes der Humanität. Nur ein paar Stellen mögen zum Belege herangezogen werden.

„Die Frage kann wohl schwerlich sein, ob der Glücksstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sei und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen, — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. ... Keiner von unseren Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszuteilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer nennen durfte, ... wir haben Menschenfreiheit, ein Gut, ... das an Wert zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns teilen, das von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatsverfassung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet."

„Unüberwunden und wohlbehalten langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und des Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmut gatten soll."

„Freiheit und Kultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind, ... so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe." (Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.)

Was die ästhetischen Schriften Schillers für die Frmrei. interessant macht, ist der Umstand, daß sie den Begriff des Schö-

nen vielfach in Verbindung mit dem Moralischen erörtern; doch können wir die hierher gehörigen schwierigen Begriffe und Gedankengänge an dieser Stelle nicht näher besprechen, und es mögen wiederum nur einige charakteristische Sätze hervorgehoben werden. So spricht Schiller einmal von

„dem hohen Wert einer Lebensphilosophie, welche durch stete Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität entkräftet, im Zusammenhange des großen Ganzen unser kleines Ich uns verlieren lehrt und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Geistesstimmung ist das Los starker und philosophischer Gemüter, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der schmerzhafteste Verlust führt sie nicht über eine ruhige Wehmut hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind, sich von sich selbst zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst teilzunehmen und eigenes Leiden an dem milden Widerschein der Sympathie zu empfinden."

„Nur im Zustand seiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtsein seiner vernünftigen Natur äußert das Gemüt seine höchste Tätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist."

„Nichts ist geschickter, die Sinnlichkeit in ihre Schranken zurückzuweisen als der Beistand übersinnlicher, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft wie an geistigen Stützen aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heiteren Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildeten Völker gehabt haben." (Über die tragische Kunst.)

„Es ist dem Menschen aufgegeben, eine innige Übereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonierendes Ganze zu sein und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität, ist bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann." (Über Anmut und Würde.)

Die bedeutendste unter Schillers philosophischen Schriften ist die dem Herzog von Augustenburg aus Dankbarkeit gewidmete, teilweise aus Briefen an Körner hervorgegangene Abhandlung

„Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen". Das Ziel der geschichtlichen Entwicklung besteht hiernach darin, den bestehenden Notstaat in einen Vernunftstaat umzuwandeln; dies hat die so hoffnungsvoll begrüßte französische Revolution an ihrem Teile leider nicht zuwege gebracht, weil die niederen Stände zu roh, die oberen zu schlaff waren. Allein das Ziel bleibt bestehen, und es ist nur dadurch zu erreichen, daß die Menschen für das Schöne erzogen werden; die Kunst bereitet den Menschen vor für die echte Sittlichkeit, die, wie schon angedeutet, darin besteht, daß die sinnlichen Neigungen und die strengen Forderungen der Vernunft ausgeglichen werden. „In dem ästhetischen Staate", sagt Schiller, „ist alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat". Hier in dem Reiche des ästhetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach erfüllt sehen möchte. Wir alle, m. Br., wissen, daß die Frmrei. längst darauf bedacht gewesen ist, ein solches Reich des ästhetischen Scheines im engern Rahmen darzustellen. —

Nach dem, was wir über Schillers Philosophie vernommen haben, wäre es zu verwundern, wenn nicht auch seine religiösen Anschauungen ihn mitten im Lager der humanistischen Frmrei. stehend zeigten. Auf der Höhe seiner geschichtlichen und philosophischen Auffassungen angekommen, also damals, als seine dichterische Meisterschaft begann, schrieb der Denker: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter (d. i. der Anlage nach) die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben erscheinen uns bloß deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an dem eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderm als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner neuen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder die Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzig ästhetische Religion." Wie wir aus einem seiner Distichen wissen, wollte Schiller aus Religion sich zu keiner Religion bekennen. Wir finden sein Bekenntnis, das wie das christliche aus drei Artikeln besteht, in den „Worten des

Glaubens"; es lautet dem Sinne nach: Ich glaube an die Bestimmung des Menschen zur Freiheit, ich glaube an die Tugendfähigkeit des Menschen, ich glaube an einen heiligen, unveränderlichen, ewigen, alles erfüllenden Gott.

In seinem wundervollen Festspiel „Die Huldigung der Künste" kennzeichnet Schiller diese am Schluß dahin, daß aus ihnen als „aus der Kräfte schön vereintem Streben sich wirkend erst das wahre Leben erhebe." Insbesondere ist ihm nun die Dichtung diejenige Kunst, durch die der Mensch zu sich selbst, zu seinem innersten, eigensten Wesen geführt werden soll; wie das in der „Macht des Gesanges" also zum Ausdruck kommt:

„So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen."

Den Hauptschlüssel zu seinen Dichtungen als dem hohen Liede der Menschheit und der Menschlichkeit aber gibt uns der Dichter namentlich in dem, was er in der „Rezension über Bürgers Gedichte" von der Aufgabe der Dichtung und des Dichters sagt. Wenn das alltägliche Leben und der Beruf die menschlichen Seelenkräfte trennt, so soll die Dichtung sie wieder vereinigen, sie soll den ganzen Menschen in uns herstellen. Sie soll daher auf der Höhe der Zeit stehen: „was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmut sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand." Dementsprechend muß der Dichter intellektuell und sittlich der höchstgebildete Mann sein; seine Individualität muß wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. „Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft"; nur dann wird sein Gedicht der reine, vollendete Abdruck eines durch seine Gemütslagen interessanten Geistes sein, nur dann wird sich mit der schönen Form die schöne Seele paaren. Dies von ihm selbst ausgeprägte Dichterideal hat Schiller in allen seinen großen und kleinen Werken zu verwirklichen gestrebt, und er hat auf seiner künstlerischen Laufbahn die freimaurerischen Stufen des Lehrlings, Gesellen und Meisters im höchsten und

vorbildlichsten Sinne durchlaufen. Am ausgeprägtesten zeigt sich dies in seiner dramatischen Dichtung. Wie verschieden die hierhergehörigen Werke auch sein mögen von den Räubern bis zum Demetrius: das sie alle umschlingende Band, das sie im großen und im kleinen beseelende Motiv ist der Glaube an die durch Sittlichkeit sich zu besseren Zuständen hindurchringende Menschheit, der Glaube an Menschenwürde, an Menschenrecht und an Menschenkraft. In der Periode von den Räubern bis zum Don Carlos läßt der Dichter seine Helden für die um ihr Glück und ihre Freiheit betrogene Menschheit kämpfen, verkündet er namentlich in der Freimaurergestalt des Marquis Posa gleich Lessing im Nathan das Evangelium von religiöser Freiheit und Duldung; in der späteren Zeit der Meisterschaft zeigt er uns Helden, die wie ein Tell, ein Wallenstein, Demetrius und die Jungfrau von Orleans, indem sie „um der Menschheit große Gegenstände" kämpfen, jenes höchste persönliche Menschentum im Tun und Leiden inmitten dieser unvollkommenen Weltzustände verwirklichen, das den menschlichen Willen in seiner herrlichsten Erhabenheit erscheinen läßt und nach dem Worte handelt:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld."

Das ist der wahre sittliche Idealismus, der erkennt und im Leben betätigt: was die Menschheit werden soll, wird sie nur durch den für das Höchste sich aufopfernden Willen des einzelnen Menschen. Wenn wir sagen: darin denkt Schiller freimaurerisch, so kann dies nur heißen: Er unser Meister, wir seine Jünger. In diesem Sinne müssen wir uns denn auch dem durch seine kleineren Dichtungen sich als einen Weisheitslehrer erster Größe offenbarenden Dichter zu Füßen setzen. Er, der so innig und zart in nur wenigen Gedichten von der Liebe der Geschlechter redet, um desto tiefer dringend die Seelenschönheit des Weibes und seiner humanen Aufgabe zu preisen; der selbst seine als Gesellschaftslieder gedachten Dichtungen — An die Freunde, Gunst des Augenblicks, Punschlieder u. a. — in den Bereich des Ideenhaften zu erheben weiß, so daß auch die Freude sittlich verklärt dasteht, wie wir als Freimaurer es wünschen; der in seinen Balladen und Romanzen, mögen sie antike oder mittelalterliche Farben tragen, überall schönes, tiefdenkendes und edelhandelndes Menschentum widerspiegelt: dieser Dichter hat das Hohelied der Humanität vor allem in seinen philosophi-

schen Gedichten laut werden lassen. Volkstümlich und auch dem Kinde verständlich zeichnet er in seinem „Liede von der Glocke", dieser nach Wilh. v. Humboldt „wundervollsten Beglaubigung vollendeten Dichtergenies", das Idealbild deutschen Familien- und Bürgerlebens. Das Denken des Mannes von tiefster Bildung aber findet bei ihm Anregung und Stoff in jenen gehaltvollen kulturgeschichtlichen und philosophischen Dichtungen, in denen sein Geist allüberall wieder die Menschheit und den Menschen zum Gegenstand tiefsinniger Betrachtung erhebt. Wer Gedichte wie „Das eleusische Fest" und den „Spaziergang" nicht mit der Erkenntnis liest, daß hier der Dichter, dem Faden der kulturgeschichtlichen Entwicklung nachgehend, den Menschen in seinem Werden aus niederen Zuständen zu immer vollkommneren und doch allewege an die Natur gebundenen Lebensformen sich selbst verständlich machen will: der versteht das Beste davon nicht. Die übrigen betreffen so sehr die freimaurerischen Grundfragen, wie der einzelne der Menschheit dienen und wie er sich persönlich zum wahren Menschen bilden kann, daß wir wohl Ursache hätten, sie als „Votivtafeln" fromm hier im Heiligtum aufzuhängen. Unsern Schiller zu zitieren, hat mir ja auch manche frühere Rede Veranlassung gegeben, und ich will jetzt nur einiges andeuten.

„Von der Menschheit, — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus."

Wer Gutes wirkt, nährt die göttliche Pflanze der Menschlichkeit, wer Schönes bildet, streut ihre Samenkörner aus. Wer dem Ganzen lebt, sichert sich Unsterblichkeit. Die Begeisterung für den Vernunftstaat mit einer Gleichheit durch ästhetische Bildung verführt den Dichter nicht dazu, einer äußerlichen, demokratischen Gleichmacherei das Wort zu reden; vielmehr gibt er die „Politische Lehre":

„Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne v o l l k o m m e n
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene s e i."

Nicht beim großen Haufen, nur bei wenigen findet unser bei allem Idealismus real auffassender Denker die „Majestät der Menschennatur". Daher entscheidet der Adel der Einzelseele; jeder hat vollendet in sich zu sein, jeder bewußt und wollend darzustellen, was die Pflanze unbewußt in ihrem Wachstum erlangt.

Die liebliche Allegorie „Der Tanz“ lehrt, wie die Harmonie der Gesellschaft darauf beruht, daß der einzelne im Handeln das Maß innehält. Wem die herrliche, von Platonischem Geist erfüllte Dichtung „Das Ideal und das Leben“, wo der Dichter seine Lebensanschauung nicht minder dargelegt hat wie Goethe in seinem „Vermächtnis“, zu schwierig erscheint, der lasse sich die beiden „Sprüche des Konfuzius“ zur Mahnung dienen, insbesondere den zweiten, worin Schiller die dreifache Ausdehnung des Raumes also deutet:

„Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.“

Und nun, m. Br., wollen wir mit unseren Gedanken zu dem herrlichen, von Rietschels Meisterhand im Ilmathen errichteten Doppeldenkmal enteilen und wollen weiter andachtsvoll verweilen in der Fürstengruft vor den Särgen, daran die Namen Goethe, Schiller erglänzen. Schiller, der Frmrer. ohne Schurz, hat einst von seinem Freunde geschrieben: „Die hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute. Darum haben sich Schwätzer und Heuchler in seiner Nähe immer übel befunden.“ Goethe aber sagte von seinem abgeschiedenen Freunde: „Ja, er war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein.“ Hiermit ist uns die Losung gegeben für immer, und so nehmen wir denn Abschied von dieser ernst-freudigen Feierstunde, indem wir den tapferen Schwur der Eidgenossen, den der Dichter des „Tell“ dem Rösselmann in den Mund legt, uns als freimaurerisches Gelöbnis aneignen und deuten:

„Bei jenem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer atmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören:
Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!“

Die Welt des Wissens und die Welt der Werte in ihrer Bedeutung für die Freimaurerei.

Das Thema, dessen Behandlung ich mir vorgesetzt habe, mutet vielleicht diesen oder jenen von Ihnen auf den ersten Blick etwas fremdartig an, und daß die Besprechung desselben für unsern Kreis und die Freimaurerei besondere Bedeutung habe, dürfte auch nicht ohne weiteres klar sein. Indes werden Sie sich sofort mitten in den von mir zu durchmessenden Gedankenkreis versetzt fühlen und die Wichtigkeit des Gegenstandes anerkennen, wenn Sie sich der Feindschaft erinnern, die seit langem zwischen Wissen und Glauben besteht und nicht bloß zu Zeiten die blutige Kriegsfurie entfesselt, sondern auch mit dazu beigetragen hat, im beginnenden Zeitalter der Aufklärung, das jenes Gegensatzes theoretisch und praktisch Herr zu werden suchte, die große eigenartige Geistesbewegung der modernen Freimaurerei ins Leben zu rufen. Die tatsächliche Stellung der Freimaurerei gegenüber dem Zwiespalt zweier das Leben in so bedeutender Weise beherrschender Gewalten ist im allgemeinen ja die, welche Rückert mit den Worten ausspricht:

„Halt dir zwei Freund' im Haus, das Wissen und den Glauben,
Und laß von keinem dir des andern Freundschaft rauben;
Vom einen sei genährt dein Geist und aufgeklärt,
Vom andern dir in Not und Zweifel Trost gewährt."

Gleichwohl hören wir draußen im Leben stets den alten Kriegsruf erschallen, und da wir doch auch zu den Mitlebenden, ja vielleicht zu den Mitstreitenden gehören, so ruft er in gewisser Weise auch uns auf den Plan. Sie haben in den Zeitungen der letzten Tage von zwei Versammlungen gelesen, auf denen Verhandlungen gepflogen wurden, die gerade deswegen, weil sie die volle Schroff-

heit der Gegensätze hervortreten ließen, auch uns zu denken geben. Ich meine den soeben in Braunschweig abgehaltenen Evangelischen Kongreß für innere Mission und die Versammlung der Naturforscher und Ärzte zu Kassel. Da hörten wir drüben die Stimme des Gläubigen erschallen, der seine Klagelieder sang über den Unglauben, den Materialismus, Atheismus, Skeptizismus und Agnostizismus als Begleiter der modernen Wissenschaft; hüben aber wurde ein paar Tage später eben diese Naturwissenschaft und die von ihr abhängige atheistische Weltanschauung als das Heil der Welt verkündet. Als ich von jenen Verhandlungen las, da gedachte mein freimaurerisches Gemüt der Einleitung in H. Lotzes Mikrokosmus, wo es u. a. heißt: „Zwischen den Bedürfnissen des Gemüts und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft ist ein alter, nie geschlichteter Zwist. Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu sehen vermag: diese Entsagung ist zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einsicht gefordert worden. Dürfen wir dem menschlichen Herzen nicht gebieten, seine sehnsüchtigen Fragen zu unterdrücken, so wird es gleichwohl ihre Beantwortung als eine nebenher reifende Frucht der Erkenntnis erwarten müssen. Aber das wachsende Selbstgefühl der Wissenschaft, die nach Jahrhunderten des Schwankens einzelne Gebiete der Erscheinungen zweifellosen Gesetzen unterworfen sieht, droht dieses richtige Verhältnis zwischen Gemüt und Erkennen in eine neue unwahre Stellung zu verschieben. . . .“ Welcher Partei wir als Freimaurer angehören müssen, das ist jedem klar, dessen Geist in beiden Welten heimisch ist und der die Losung befolgt: Liebet Wahrheit und Frieden! Vor allem gilt es freilich, die Wahrheit zu suchen. Hat doch der Gegensatz zwischen Verstandesstreben und Gemütsbedürfnissen mehr als einmal seine Schatten auch auf das Gebiet der Freimaurerei geworfen, und wenn noch in unseren Tagen der Ruf nicht aufhört: Hie Christentum — hie Humanität! wenn dieser Ruf zuweilen sogar dem andern weicht: Hie Christus — dort Belial! — dann haben wir vor allem die Pflicht, uns mit dem Boden bekannt zu machen, auf dem jener Gegensatz erwächst. So glaube ich denn, mit der Besprechung unsers Themas auch in diesem Kreise von Brüdern, der auf einer höhern Warte steht als auf der Zinne der

Partei, ein gutes Werk zu tun. Ich halte meine Aufgabe für erfüllt, wenn das, was ich in der kurzen Spanne Zeit zu einem so schwierigen und so weitgreifenden Gegenstande zu sagen habe, in Ihrer Seele einigen Widerhall findet und Anregung gibt zum weitern Durchdenken desselben.

I.

Jeder Mensch ist nicht bloß ein Teil der ihn umgebenden Wirklichkeit, die dadurch, daß sie ihn unausgesetzt beeinflußt, sein inneres Wesen nach Geist und Charakter bilden hilft, sondern er steht der Außenwelt auch als ein in gewisser Art selbständiges Wesen gegenüber. Dies zeigt sich darin, daß er durch die ihm eigenen Kräfte gestaltend auf sie einwirken und in seinem Geist ein Bild der Wirklichkeit gewinnen, daß er sie in eine Innenwelt verwandeln kann, von der er behaupten darf: „Sie ist mein Werk", ja die so sehr sein eigenstes Eigentum ist, daß er mit Schopenhauer gezwungen wird zu sagen: „Die Welt ist meine Vorstellung". Wir benennen die Art, wie der Mensch die Welt des Gegenständlichen, Zuständlichen und Geschehenden in sich aufbaut, als Erkennen und Wissen. Der Unterschied dieser Begriffe ist der gleiche wie zwischen Tätigkeit und dem durch sie Hervorgebrachten: durch die Tätigkeit des Erkennens gelangen wir zu der geistigen Verfassung, in der wir Wissende sind.

In engem Zusammenhang mit dem Wissen steht das „Bewußtsein". Dieser Ausdruck besagt im weitesten Sinne ein Haben geistiger Zustände in irgend einer Form, im engern Sinne aber ein solches geistiges Erleben, daß wir darum wissen. Dies wissende geistige Erleben vollzieht sich laut den Lehren der Psychologie bei allen normalen Menschen gesetzmäßig in den aufsteigenden Formen von Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung und Begriff. Wir empfinden beispielsweise die grüne Farbe der Blätter; wir nehmen den vor uns stehenden Baum wahr; wir tragen, auch wenn wir ihn nicht mehr wahrnehmen, sein Bild in unserm Bewußtsein; wir sind endlich imstande, das, was wir vom Baume und seinen Beziehungen erfahren haben, in die verdichtete, abgekürzte Denkform des Begriffes zu bringen, der sich etwa in den Satz kleidet: Der Baum ist ein organisches Gebilde, gekennzeichnet durch Wurzel, Stamm und Blätter. In dieser gesetzmäßigen, bei allen Menschen gleichen Form wiederholt sich der Vorgang des Erkennens und Wissens in bezug auf alles, was die Welt außer uns

und in uns erfahrungsmäßig darbietet; so und nicht anders sind wir gezwungen, ein intellektuelles Verhältnis zur Welt zu gewinnen. Keine plötzliche Erleuchtung, keine mystische Eingebung aus höheren Welten führt zur Erkenntnis dieser Welt. Vergeblich wird aber auch alles Bemühen sein, das Seiende in einer anders gearteten Form geistig so widerzuspiegeln, daß wir noch von Erkenntnis reden dürften; denn angenommen, es gäbe eine andere Form des Bewußtseins als das menschliche, so würde sie uns nichts nützen; da es als ein unter- oder übermenschliches Bewußtsein nicht von uns vorgestellt werden könnte, so ginge es uns nichts an. So wahr wir Menschen, so gewiß wir an die psychologischen Gesetze unsers Wesens gebunden sind, so wahr kommen wir über ein bloß menschliches Erkennen nicht hinaus. In welcher Form und in welchem Umfang wir wissen können, das lehrt neben der Psychologie und Logik die Erkenntnistheorie, die demnach den höchsten Standpunkt des Menschen gegenüber seinem eigenen Wissen bezeichnet; durch sie beschaut, begreift und beurteilt das menschliche Erkennen sich selbst. Wer über die allgemeinen Fragen des Wissens reden will, der muß daher diese Wissenschaften beherrschen; sonst redet er wie der Blinde von den Farben, und solche Leute, die sich über den Umfang und die Grenzen des menschlichen Erkennens in der Absicht verbreiten, das menschliche Wissen als recht unbedeutend und geringfügig gegenüber dem hinzustellen, was der Mensch nach ihrer Meinung zu glauben verpflichtet sei, wissen in vielen Fällen nicht, was sie tun, und es wäre ihnen nur dadurch zu helfen, daß sie selbst die Welt des Wissens erst besser kennen lernten.

Denn freilich ist zwischen Wissen und Wissen ein großer Unterschied. Ich lasse dahin gestellt, wie sich das Bewußtsein der Tiere von dem des Menschen unterscheidet; fest steht, daß, wenn auch die Gesetze, auf Grund deren wir zum Wissen gelangen, für alle Menschen die gleichen sind, der Grad der erlangten Erkenntnis doch sehr verschieden ist. Indem ich von höheren und niederen Graden des Wissens rede, bin ich mir bewußt, einen Wertmaßstab an das Wissen anzulegen. So drängt sich uns schon beim Wissen der Begriff des Wertes unmittelbar auf: er ist der Gefühlsreflex derjenigen, die zur höheren Form des Wissens gelangt sind; in der Form ihrer höheren Begriffe empfinden sie den Abstand von den niederen. Mittelst dieses auf seinem eigenen Boden erwachsenen Wertbegriffes mißt das Wissen sich selbst. Wendet der Wissende

diesen Maßstab an, so drängt sich ihm die Überzeugung auf, daß das Wissen in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit und bei den einzelnen sehr ungleich ist. Die Menschheit schreitet wie der einzelne von der niederen zur höheren Wissensform fort; von dem alltäglichen Gemeinbewußtsein der großen Mehrzahl hebt sich allmählich die Wissenschaft ab. Kinder, Wilde und alle die, denen eine wissenschaftliche Bildung nicht zuteil geworden ist, haben zwar Wahrnehmungen, Vorstellungen und rohe Begriffe von der Welt; aber dieses Wissen ist keine Wissenschaft. Was zunächst den Inhalt des Gewußten anlangt, so strebt die Wissenschaft nach genauer, restloser Erfassung des Wirklichen nicht bloß in der Form der Vorstellung, sondern des Begriffes d. i. in einer Denkform, die das Gleiche als gleich, das Verschiedene als verschieden erkennt, die alles Gewußte in einen einheitlichen, widerspruchslosen Zusammenhang bringt, den wir als System bezeichnen und dessen Glieder in einer gesetzmäßigen, notwendigen Verbindung stehen. Die Wissenschaft will lediglich Erkenntnis, Wahrheit, nichts mehr und nichts weniger. Sie fragt nicht danach, ob ihre Gegenstände nützen oder schaden, ob das Erkannte unserm Gefühl wohl oder wehe tue, ob es Werte und Ideale zerstöre, die aus den vom Wissen unbeherrschten Teilen unsers Seelenlebens erwachsen sind. Sie kennt nur einen Wert: das wahre Wissen. Man hat dies Verhältnis oft in die Formel gebracht: die Wissenschaft sei um ihrer selbst willen da, sie habe ihren Zweck in sich selbst. In der Tat muß die Forschungsarbeit diesem Grundsatz folgen; es hieße die Wissenschaft aufheben, wollte man ihr durch Vorhaltung anderer, außerhalb ihrer selbst liegender Zwecke Richtung und Ziel vorschreiben. Das Erkennenwollen ist eben eine Seite des menschlichen Wesens, die ihre Beglaubigung in sich selbst trägt. Übrigens vermag die Wissenschaft auch denjenigen Bedürfnissen des Menschen die wichtigsten Dienste zu leisten, die wir als die Welt der Werte bezeichnen. Nur daß sie selbst ihren Leitstern nicht aus dem Auge verliere, der da heißt Erkenntnis der Wahrheit! Ein großer Teil des Streites auf dem Gebiete des menschlichen Geisteslebens rührt daher, daß man seinen innern Blick mit Schleiern bedeckt, daß man Finsternis und Halbdunkel mehr liebt als das Licht. Leider ist die Begriffsverwirrung zuweilen so weit gegangen, daß man das Licht im religiös-sittlichen Sinne, wie es etwa im Evangelium Johannis als höchster Wert hingestellt wird, an die Stelle des Lichtes der Wissenschaft gesetzt

hat. Demgegenüber fordern wir frank und frei, daß die Wissenschaft sich streng, unnachsichtig und ausschließlich derjenigen psychischen Werkzeuge bediene, die wir zu ihrem Erwerb besitzen: der Wahrnehmung, Vorstellung und des begrifflichen Denkens, jener intellektuellen Vernunft, die das 17. Jahrhundert als „das natürliche Licht" auf den Leuchter gestellt hat.

Die Wissenschaft kennzeichnet sich aber auch durch den Umfang des Gewußten: sie ist auf ein umfassendes, allseitiges Wissen bedacht; sie läßt kein Feld unbebaut, auf dem ihr irgendwie Früchte der Erkenntnis erwachsen können. Für den einzelnen aber bedeutet Besitz der Wissenschaft möglichste Beherrschung ihres Gesamtgebietes. Mag diese nun auch ein bloßes unerreichbares Ideal bleiben, so gibt es doch für jeden Jünger der Wissenschaft einen Weg, sich mit der Gesamtwissenschaft ins Vernehmen zu setzen und das Ganze zu überschauen. Ihn zeigt die alles Wissen vereinheitlichende Philosophie; diese ist die Krone und der Gipfel der Wissenschaft. Hierbei darf man freilich von der Philosophie nicht die Vorstellung haben, daß sie eine einheitliche, für alle Zeiten fertige und in dieser Form zu erlernende Wahrheit sei; sie ist vielmehr lediglich ein Prinzip, das Wissen von der Wirklichkeit, also von Welt und Leben, zur höchsten, einheitlichen Begriffsform, zur Welt- und Lebensanschauung zu entwickeln. Die Philosophie ist die Virtuosität des menschlichen Denkens; sie muß daher immer individuell verschieden sein, sie muß zu verschiedenen Systemen führen; aber sie hört darum nicht auf, die höchste Stufe menschlichen Erkennens darzustellen. Die Einzelwissenschaften geben immer je einem Ausschnitt aus der Wirklichkeit begriffliche und daher begreifliche Fassung; die Philosophie stellt dadurch, daß sie die von jenen gebotenen Begriffe vereint betrachtet und bearbeitet, die Voraussetzungen jener Begreiflichkeit fest. So ist denn das Ideal alles Wissens die Beherrschung des Systems der Begriffe, die als ein reinlicher, zureichender und umfassender Ausdruck einer nachweisbar vorhandenen Wirklichkeit gelten können. Wissenschaften und Philosophie verhalten sich zu dem unterwissenschaftlichen Bewußtsein wie das Mannesalter zum Kindesalter, wie der zivilisierte Abendländer zum Südseeinsulaner. Die Erziehung und Bildung des einzelnen zielt zum großen Teil darauf ab, das höhere, wissenschaftliche Bewußtsein aus dem niedern zu entwickeln; in ähnlicher Weise hat sich in der Menschheit aus dem gewöhnlichen Wissen die Wissenschaft

herausgebildet und zwar zunächst als Besitz einzelner Geister, die damit eine natürliche Aristokratie der Menschheit darstellen.

In dem Augenblick, als Thales von Milet (um 600 v. Chr.) den Satz aussprach: „Alles ist aus dem Wasser entstanden", begann der griechische Geist an die Stelle der bis dahin in Geltung gewesenen mythologischen und allegorischen Naturbetrachtung eine kritische, auf wirkliches Erkennen gerichtete Tätigkeit zu entfalten; in dem, was ein Heraklit von Ephesus, ein Leukipp, Demokrit, Plato (427—347 v. Chr.) und Aristoteles (384—322 v. Chr.) an begrifflichen Hypothesen aufstellten, wurde der Rahmen für eine künftige exakte Welterkenntnis gegeben; allein dieser blieb fast zwei Jahrtausende unausgefüllt. Erst das 16. Jahrhundert leitet das moderne, von wirklicher Wissenschaft beherrschte Zeitalter ein: jetzt treten an die Stelle der alten Naturphilosophie die Einzelwissenschaften Astronomie, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie usw.; es entstehen die Anschauungen des heliozentrischen Systems und von den unzähligen bewohnten Welten als Grundzüge eines neuen Weltbildes; man bedient sich der neuen experimentellen Forschungsmethode, die Induktion und Deduktion, Erfahrung und Denken vereinigt. Kopernikus, Bruno, Galilei, Newton, Kepler, Huyghens, Hobbes, Descartes, Spinoza, Leibniz sind die Väter teils der neuern Naturforschung, teils der von dieser abhängigen Philosophie. Nach Galilei fragt man nicht mehr nach dem Wesen der Ursachen, sondern nach dem Gesetz, nach dem Wie der Naturerscheinungen. Die Aufgabe der Einzelwissenschaften ist damit erledigt, daß man durch Auffindung der alles Geschehen beherrschenden Gesetze die Notwendigkeit der Erscheinungen begründet. Der Fortschritt des 18. und 19. Jahrhunderts aber von Entdeckung zu Entdeckung, von Erfindung zu Erfindung gibt die Probe für die Richtigkeit des von Galilei beschrittenen Weges der Naturforschung. Mit dem allen aber gewinnt auch die die Einzelwissenschaften begleitende und von ihnen abhängige Philosophie eine neue Gestalt; das tatsächliche Erkennen führt zu dem Problem, das als Grundfrage die ganze Philosophie der Neuzeit beherrscht: Welches ist die Voraussetzung, die Tragweite und der Wert des menschlichen Erkennens? Die menschliche Vernunft sucht sich selbst zu begreifen; es ist die Zeit der Aufklärung, in der der menschliche Geist, wie Kant sagt, aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit durch den Gebrauch der Vernunft heraustritt. Den Anfang macht Lockes „Versuch

über den menschlichen Verstand“ (1690), die Fortsetzung Humes „Abhandlung über die menschliche Natur“ (1738), die Höhe bezeichnet Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (1781). Locke zeigte die Grenzen des menschlichen Erkennens hauptsächlich in doppelter Richtung: er weist einmal nach, daß alle höheren, abstrakten Ideen nichts Angeborenes sind, sondern daß sie inhaltlich auf äußerer oder innerer Wahrnehmung beruhen; er zeigt zum andern, daß der damals in der Philosophie viel gebrauchte Substanzbegriff ein bloßes Wort ohne denkbaren Inhalt sei, daß wir aber gleichwohl gezwungen seien, für die Erfahrung das Bestehen eines solchen unbekannten Etwas anzunehmen. Der noch strengere Kritiker Hume untersucht nun den Begriff der Erfahrung und findet, daß sie auf Gewohnheit beruht; sie ist nach ihm ein Glaube, der sich nicht vernunftgemäß begründen läßt; denn die Kausalität, der Zusammenhang, den wir in der Natur zwischen Ursache und Wirkung wahrnehmen, ist nur tatsächlich gefühlsmäßig gegeben, nicht aber als notwendig einleuchtend zu machen. Damit aber wollte Hume das menschliche Erkennen nicht in seinem Werte herabsetzen; im Gegenteil erscheint ihm das durch die Natur auf dem Wege der Gewohnheit in uns begründete Wissen sicherer als das durch Vernunftbeweise gegebene. Noch mehr vertieft wird das erkenntnistheoretische Problem durch Kant, der erstmalig die Frage aufwirft und umfassend beantwortet: Inwiefern entspricht unserer (von Hume angenommenen) subjektiven Erfahrung eine objektive Wirklichkeit von Gegenständen? Er antwortet mit seiner Untersuchung über Raum und Zeit: Wenn die Dinge uns räumlich und zeitlich erscheinen, so weist uns das einerseits zwar darauf hin, daß Raum und Zeit Formen unserer Anschauung sind, andrerseits aber darauf, daß Dinge vorhanden sind, die erscheinen. Ebenso weist Kant nach, daß in unserer Erfahrung ein Intellektuelles vorhanden ist: reine Verstandesbegriffe machen die Erfahrung erst möglich, durch die wir Gegenstände zu denken vermögen. Wo immer unser Bewußtsein Gegebenes verknüpft, da ist dies eine Leistung des Denkens; aber dies Denken fände nicht statt, wenn nicht Dinge uns so erschienen, daß wir Begriffe von ihnen bilden müßten. Die Dinge unterliegen den Denkgesetzen, und darum ist die Erfahrung Erkenntnis.

Über diesen Standpunkt Kants sind wir auch heute noch nicht hinausgekommen, und ich weiß den haltbarsten erkenntnis-

theoretischen Standpunkt nicht besser auszudrücken, als indem ich einen großen Denker der Gegenwart, Alois Riehl *, reden lasse: „Es ist dieselbe Wirklichkeit, aus der unsere Sinne stammen und die Dinge, die auf unsere Sinne wirken. Die nämliche schaffende Macht, die schon in den einfachsten Dingen am Werk ist, setzt ihr Werk in uns, durch uns fort. Sie ist die gemeinsame Quelle von Natur und Verstand. Sie hat den Dingen ihre begreifliche Form gegeben und uns das Vermögen zu begreifen. So stiftete sie den Bund zwischen den Natur- und Denkgesetzen, jene Harmonie, die im einzelnen zu vernehmen Ziel und Lohn aller Forschung ist. Aber nur bis zur Voraussetzung dieser Einheit dringt unser Denken; sie selbst in ihrem Wesen bleibt transcendent. Das Geheimnis des Denkens ist durch das Denken nicht zu ergründen; das Prinzip des Daseins geht dem Denken voran: erst Sein, dann Denken. Und statt unsere Unwissenheit mit Worten zu verdecken, sollten wir vielmehr eingedenk sein des weisen Ausspruches Goethes: Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

Kann es eine andere Stellung der Freimaurerei zum Reich des Wissens geben als die hiermit angedeutete? — Unmittelbare Betätigung in umfassender wissenschaftlicher Forschung liegt der Loge als solcher im allgemeinen fern. Die Freimaurerei vermag ihren Mitgliedern kein Wissen zu übermitteln, das dieselben nicht auch anderweit erwerben könnten, und sogar dasjenige Wissen, das die Freimaurerei selbst zum Gegenstande hat, ist in der Hauptsache auch anderen Kreisen zugänglich. Wissenschaftliches Forschen ist jedoch insofern unsere Angelegenheit, als es einmal gilt, die geschichtliche Entwicklung des freimaurerischen Gedankens in seinen verschiedenen Formen festzustellen, und als es zum andern darauf ankommt, auf Grund des allgemeinen wissenschaftlichen Weltbildes der Gegenwart die Idee der Freimaurerei deutlich herauszuheben und zum Verständnis zu bringen. Stets wird die Freimaurerei abhängig sein von den Antworten, die die Besten unsers Geschlechts auf die Fragen der Welt- und Lebensanschauung gegeben haben und künftig geben werden. Darum wird es der Loge am Herzen liegen müssen, eine recht große Zahl solcher

* Einführung in die moderne Philosophie 1903, ein Werk, auf das ich auf den vorigen beiden Seiten Bezug genommen habe und das ich jedem philosophisch Interessierten aufs beste empfehlen kann.

Mitglieder zu gewinnen, die wissenschaftlich-philosophischer Denkweise in ausreichendem Maße fähig sind. Nach dieser Seite hin bleibt noch viel zu wünschen übrig. Zum mindesten aber muß die Loge wissenschaftliches Interesse an den Tag legen und pflegen, wo immer sich ihr Gelegenheit bietet. Es liegt wohl in ihrer Macht, durch den Geist der Logenvorträge ihre Mitglieder mit Achtung vor der Wissenschaft zu erfüllen; sie kann gar mancherlei tun, um das allgemeine wissenschaftliche Interesse ihrer Mitglieder zu befriedigen, indem sie alle Berufenen zu Worte kommen läßt; sie kann ein rechter Anwalt aller derjenigen Bestrebungen werden, die darauf hinzielen, Bildung und Wissenschaft in immer weitere Kreise zu tragen. Neben den eigentlichen Logenarbeiten sollte es nicht an besonderen wissenschaftlichen Vortragsabenden fehlen, durch die das wissenschaftlich-künstlerische Interesse der Brüder Anregung und Befriedigung erhielte. Um all dieses anzuregen und im Gange zu erhalten, müßte meines Erachtens jede Loge eine besondere wissenschaftliche Kommission ernennen. Nur dann wird die Freimaurerei auf der Höhe bleiben und zu der ihr gebührenden Stellung gelangen, nur dann wird sie eine Vereinigungsstätte der Aristokratie des Geistes sein, wenn sie künftig der Welt des Wissens eine steigende Wertschätzung entgegenbringt. Manche Verirrungen des Logentums, von denen unsere Geschichte berichtet, erklären sich daraus, daß man nicht beherzigte, was Goethe im Faust sagt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft;
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken, —
So hat er dich schon unbedingt."

Freilich ist das nur die Voraussetzung für etwas andres, was uns höher steht. Wir verstehen auch Byrons Wort: „Der Baum des Wissens ist nicht der Baum des Lebens", und das führt uns zum zweiten Teil unsrer Betrachtung, der sich mit dem unermeßlichen Reich menschlicher Werte beschäftigen soll.

II.

Leben heißt tätig sein, sein Wollen auf die Erreichung bestimmter Zwecke richten. Diese Zwecke aber sind nichts anderes als Werte, und es läßt sich zeigen, daß alles normale und gesunde

Leben des Menschen sich mit größerem oder geringerem Bewußtsein seiner selbst auf die Gewinnung oder Behauptung von Werten richtet. Was Werte sind, welches die Stufenleiter derselben ist und worin ihre Bedeutung für das menschliche Einzelwesen wie für die menschliche Gattung besteht — das sind die Fragen, über die wir Klarheit suchen müssen, um zuletzt ein abschließendes Werturteil über die Werte zu gewinnen.

Dort steht ein Mann im Walde, in die Betrachtung einer Eiche versunken. Seine Erwägungen sind nicht die des Naturforschers, sondern die des Forstmannes; er sagt sich: Wenn dieser Baum gefällt wird, so ergibt ihr Stamm so und so viel Nutzholz, so und so viel Brennholz. Sein Denken spricht ein Werturteil über den Gegenstand aus. Dieses beruht auf der allgemeinen Erfahrung von dem, was der Baum für das Wohl der Menschen austragen kann. Verfolgen wir aber die Vorstellung vom menschlichen Wohl bis zu ihren letzten Wurzeln, so gelangen wir zu der Einsicht, daß alles, was wir Wohl oder auch Wehe nennen, ein gefühlsmäßiges Erleben in der menschlichen Seele ist: wir fühlen Nutzen oder Schaden, Lust oder Unlust, Freude oder Leid. Zwar denken wir dabei auch an die Gegenstände, die uns dergleichen bereiten und wir gehn sogar mit unserm Urteil so weit zu sagen: „Der Gegenstand, der uns Lust bereitet, ist gut, der, der uns Unlust bereitet, ist schlecht"; wir fällen somit ein Werturteil über den Gegenstand. Es ist aber klar, daß wir damit nicht sagen, was der Gegenstand an und für sich ist, sondern nur, wie wir die Wirkung beurteilen, die er auf unser Gefühl ausübt. Das Werturteil geht zwar aus unserm Gedankenkreise hervor, aus der in Erinnerungsvorstellungen bestehenden Erfahrung; aber es beruht doch nicht auf einer objektiven wissenschaftlichen Überlegung, sondern wurzelt schließlich im Gefühl, das wir selbst erlebt oder das wir von andern als erlebt, als des Erlebens wert oder unwert haben aussprechen hören. So werden die Werte, die an sich nichts als Gefühlserlebnisse sind, auf die Dinge übertragen. Das Verhältnis des Menschen zur Außenwelt ist unter der Herrschaft der Wertvorstellung ein anderes als bei der wissenschaftlichen Betrachtung; da ist der ganze Mensch beteiligt: Werte werden durch das Gefühl erlebt, von dem Verstande erkannt, vom Willen erstrebt. Sicher werden wir am meisten das erstreben, was wir durch eigenes gefühlmäßiges Erleben als etwas kennen gelernt haben, was uns den Zustand der Lust bereitet oder die Unlust verscheucht. Das Wis-

sen findet sich hierbei ganz von selbst, und was man nicht weiß, macht einen nicht heiß. Das bloß auf Hörensagen beruhende Wissen von Gegenständen löst zwar auch unbestimmte Lust- und Unlusterinnerungen aus, und es kommt oft genug vor, daß wir daraufhin etwas als ein Gut erstreben oder verabscheuen; offenbar gibt dann aber wiederum unser eigenes Gefühl letztlich den Ausschlag für unsern Willen. Das bloße Wissen von Werten ist kein Haben von Werten, sondern nur ein begleitender Umstand, eine Veranlassung und ein Hilfsmittel zu ihrer Erlangung. Erst im Gefühl haben wir die Werte; es ist das seelische Grundvermögen der Wertschätzung. Werte setzen den Menschen in seinem innersten Sein in das innigste Verhältnis zu der Außenwelt und zu seiner eigenen Innenwelt.

Das Reich der Werte reicht offenbar so weit, wie es Gegenstände, Zustände und Vorgänge gibt, von denen unser Gefühl sich irgendwie angezogen oder abgestoßen fühlt. Es brauchen das auch keineswegs solche Gegenstände und Geschehnisse zu sein, deren Wirklichkeit außer Zweifel steht oder die mit dem Schein der Wirklichkeit auftreten; vielmehr können auch bloß als wirklich angenommene, durch die Einbildungskraft als wertvoll vorgespiegelte Dinge die gleiche Wirkung haben. Um eine lebendige Vorstellung von dem zu haben, was alles zum Range eines Wertes gelangen kann, wird man gut tun, sich einmal klar zu machen, was man im Laufe seines bisherigen Lebens als Güter angesehen und erstrebt hat; ja man frage sich, was man an einem einzigen Tage nach einander gewünscht und verfolgt hat. Man erkennt dann, welch eine gewaltige Herrschaft die Werte der verschiedensten Art über unser Dasein ausüben. Unsere Erfahrung belehrt uns aber auch zur Genüge, daß die Menschen nach dem Umfang und der Art der Wertschätzung von Gütern überaus verschieden sind. Kein Mensch hat Gelegenheit, alle Werte als solche kennen und würdigen zu lernen; der Geschmack der Menschen ist bekanntlich sehr verschieden; die Gegenstände bleiben dieselben, doch ihre Wirkung auf das menschliche Gefühl ist eine schwankende Größe. Ob noch einmal eine solche Gleichstimmung des menschlichen Fühlens herbeigeführt werden kann, daß alle Menschen alle Dinge in gleicher Weise werten, ist jedenfalls eine sehr schwierige Frage; die Wirklichkeit weist mehr auf das Gegenteil hin.

Zweifellos ist das Gefühl, schwankend wie es von Natur ist, doch bildsam. Es scheint, als ob in dem Maße, wie der Mensch

sein fühlendes Selbst erweitert und vertieft — und dies kann nicht ohne erhebliche Beihilfe seiner intellektuellen Geistesfähigkeiten geschehen — auch der Unterschied der Werte ihm zum Bewußtsein komme. Bildung des Gefühls auf dem Wege des Erlebens im Bunde mit wachsender wissenschaftlicher Bildung verleiht unserm Bewußtsein Wertmaßstäbe; wir erkennen und fühlen: es ist nicht gleichgültig, worin wir Befriedigung suchen, es gibt höhere und niedere Werte, und es ist des Menschen würdig, das Bessere dem Minderwertigen vorzuziehen. Ja, die Goldwage unseres inneren Menschen verfeinert sich in dem Maße, daß er glaubt, ein Höchstes, ein Schönstes, ein Bestes, ein Vollkommenes vor Augen zu haben: ein Ideal, an dem alles gemessen werden könne, was da Wert heißt im Himmel und auf Erden. Wer von Vollkommenheit, von Idealen spricht, der muß sich bewußt sein, daß er damit einen Wertmaßstab anlegt, der nicht unmittelbar in den Dingen liegt, sondern den er selbst geschaffen hat und mit dem er die Dinge im Verhältnis zu sich selbst beurteilt. Solche Ideale entstehen naturnotwendig mit der Erweiterung unsers Gedankenkreises; denn in diesen geht nicht bloß alles das als Vorstellung und Erinnerung ein, was wir alltäglich sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen, sondern auch das, was wir denkend erfassen, was wir gefühlsmäßig erleben, was wir handelnd vollbringen. An all das knüpfen sich neue Gefühle, und wir erhalten damit neue Werte. Die erkennende Seele aber ist imstande, gewisse Gefühlsgruppen zu einer Gesamtvorstellung zusammenzuschließen: so entstehen Ideen; so gelangt sie zu der Idee des Schönen, des Guten, der Gottheit. Wenn aber diese Ideen zum Gegenstande unsers Strebens werden, so nennen wir sie Ideale, Zweckbegriffe. Wie die Begriffe als der Ausdruck der in der Wirklichkeit herrschenden Gesetzmäßigkeit das Höchste, das Vollkommenste sind, was der menschliche Geist als erkennender zu erreichen vermag, so sind die Ideen als die begriffsmäßige Vorstellung höchster Werte die Blüte und edelste Frucht dessen, was auf dem Boden seines Gefühls erwächst. In Ideen und Idealen macht der menschliche Geist den Versuch, die Welt seines Fühlens, die zunächst ein Chaos darstellt, zum Kosmos zu erheben. Ideen und Ideale machen den Menschen zum Herrn über die Welt von Gefühlen, die ihn hierhin und dorthin zerren und nicht zur Ruhe kommen, die ihn sich verzehren lassen in zwecklosem, vergeblichem Streben. Durch sie ist er imstande, das Kleine am Größern zu

messen, das Wertvollere dem Minderwertigen vorzuziehen. So werden die Ideen und Ideale als höchste Wert- und Zweckbegriffe die Leitsterne seines Handelns, und er steht auf jener hohen Warte, daß er seinem Leben ein höchstes Ziel, einen vollwertigen Zweck, wie einen höchsten Wert oder höchste Werte zu geben vermag. Halten wir fest, daß hier nicht ein blindes, wie immer auch gesteigertes und vertieftes Gefühl maßgebend ist; der logisch denkende, in Begriffen sich betätigende Geist kommt auch hier zur Geltung; doch kann er dessen, was rein gefühlsmäßig gegeben ist, nicht in derselben Art Herr werden wie auf dem Gebiete derjenigen Wissenschaft, wo er es nur zu tun hat mit Massen und mit Kräften, die er quantitativ und daher gesetzmäßig zu bestimmen vermag. Wertbezeichnungen haben mehr das Gepräge des bloß Sinnbildlichen; daher ist die Psychologie des Gefühls auch so unendlich schwierig, daher gibt es hier so viel Unwägbares, Unbezeichenbares, nur durch Bild und Umschreibung Andeutbares. Daß wir aber fähig sind, die Gebiete der Gefühlswerte logisch zu sondern, sie unter leitende Begriffe zu stellen und ihnen die Form der Wissenschaft zu geben, beweist doch wiederum, daß wir der Welt der Werte wissenschaftlich nicht als einer terra incognita gegenüberstehen. Der Geist der Wissenschaft schwebt über den dumpfbrausenden Wogen des Gefühlsmäßigen und schafft seine Welten; derselbe erkennende Geist, der sich der Außenwelt bemächtigt und ihre Gesetzmäßigkeit zeigt, sieht auch in der menschlichen Innenwelt, so weit sie gefühlsmäßigen Boden hat, keine unergründlichen Tiefen, und so zeigt sich hier die Wahrheit des apostolischen Wortes: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.“ Wir treten also mit Wertbegriffen und Werturteilen an das individuelle und allgemeine menschliche Innenleben heran und charakterisieren dasselbe von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Diese verschiedenen Gesichtspunkte haben ihren Grund in gewissermaßen gesetzmäßigen Grundrichtungen unsers Gefühlslebens, die sich nicht weiter erklären lassen, die wir eben als gegeben annehmen müssen. Es ist doch zweifellos ein in der Natur unsers Gefühlslebens gegebener Unterschied vorhanden, wenn wir jetzt sagen: der Wein ist gut, oder aber: der Mensch handelt in diesem Falle gut, oder aber: das Bild ist schön, oder aber: Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wir erkennen im Leben zunächst solche Werte, die mit dem rein leiblich-organischen Leben und Lebensgefühl des

Menschen zusammenhängen, also diejenigen, die wir durch die tägliche Handarbeit kennen lernen, weiterhin aber durch die technischen Wissenschaften aller Art und durch die Volkswirtschafts-, Handels- und Gewerbslehre wissenschaftlich bestimmt sehen. Die Nationalökonomie sieht ja gerade im Begriff der Werte einen ihrer Grundbegriffe. Die ganze Entwicklung der Neuzeit hat durch das Aufblühen der Naturwissenschaften einen immer größer werdenden Reichtum an ökonomischen Werten erzeugt, und die zivilisierten wie die unzivilisierten Völker dürfen im Hinblick auf diese einer großen Zahl von Menschen zu gute kommenden Lebensgüter jubelnd verkünden, „wie wir es jetzt so herrlich weit gebracht". Man lese nur einmal den Anzeigenteil einer großen Tageszeitung: was wird da alles angepriesen, wieviel tief gefühlte Bedürfnisse erhalten da Aussicht, befriedigt zu werden! Dürfen wir aber in der Erzeugung und dem Genuß derartiger Werte den höchsten Triumph des Menschengeistes sehen? Werden damit alle Wünsche des Herzens befriedigt, hat darin das Leben seine höchste Wertsteigerung erlangt? — Nur wer nichts Höheres kennt, wird diese Frage bejahen; allein es gibt doch einen Standpunkt, und die Weisen aller Zeiten haben ihn vertreten, auf dem das ganze Gebiet der äußern Kultur nur als Unterlage oder als angenehme Begleitung höherer Lebensgüter erscheint; ja, es hat nicht an solchen Meistern der Lebensführung gefehlt, die das alles für schädlich, ja für hassenswert angesehen und die Rückkehr zu einfacheren Lebensformen empfohlen haben. Da ist denn die Losung: „Nichts bedürfen ist göttlich"; da heißt es mit dem Apostel: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so laßt uns begnügen!" Da lebt man nach Art der Asketen des Buddhismus und des christlichen Mittelalters, da wünscht man mit Tolstoi einen großen Teil unsrer heutigen Kultur zum Teufel. Man kommt zu einer derartigen Wertbeurteilung von Standpunkten aus, die man als höher betrachtet; um s i t t l i c h e Werte folgerecht zur Geltung zu bringen, meint man andere, niedere Werte verneinen zu müssen.

Sittliche Werte: wie gelangt man zur Anerkennung solcher? — Der Name Sittlichkeit, der mit „Sitte" zusammenhängt, erinnert schon daran, daß es sich um das Verhältnis des Menschen zum Menschen handelt, wie es durch Gesinnung, Wort und Handlungsweise Gestalt gewinnt. Nicht jedes Verhalten gegen andere erscheint gut oder gleich gut. Die Grundvoraussetzung ist hierbei wiederum die eines Wertes: jeder gilt als Mensch und muß als

solcher geachtet und behandelt werden; jeder ist nach dem persönlichen Wert zu schätzen und zu lieben, den er im Vergleich mit allen anderen Menschen beanspruchen darf. Wenn man die Sittlichkeit als das Ganze der Tugenden, die ein Mensch im Verkehr mit den übrigen betätigen soll und kann, auf Gerechtigkeit und Liebe zurückführt, so beruht das auf einer eigenen Art von Wertbeurteilung. Diese gründet sich darauf, daß man das Sein und den Wert der Gemeinschaft wie jedes einzelnen im vollen Maße bejaht und anerkennt. Die einzelnen Tugenden, wie Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit, Nachsichtigkeit usw., geben als besonders hervortretende Eigenschaften — Tugend kommt von taugen — dem, der sie hat, einen besondern persönlichen Wert. Wer das Gemeinschaftsleben und das persönliche Einzelleben als hohe, das Menschendasein begründende und fördernde Werte und Zwecke erkannt hat und bejaht, der muß auch diejenige Beschaffenheit des einzelnen anerkennen und billigen, wodurch jene Werte zur Verwirklichung gelangen, für den ist der Begriff der sittlichen Werte kein leeres Wort. Er ist es um so weniger, als sein Gefühl den Resonanzboden bildet für die Art, wie sich das Fühlen anderer gegen ihn äußert. Was gibt es Beglückenderes als die Liebe, was zieht uns inniger zu andern als Mitfreude und Mitleid? Wir wünschen, daß andere sich gegen uns äußern, wie wir selbst möchten, daß sie es gegen uns tun. Sittlich sein heißt vor allem menschlich fühlen: in dem Verbande derer, die solche Seelenverwandtschaft haben, gilt Schillers Wort:

„Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund!“

Was macht uns gewisse Menschen unsympathisch? Was kann uns unter Umständen menschenfeindlich werden lassen? Nicht bloß blinder Haß, nicht nur anmaßender Hochmut, sondern das auf mehr oder weniger Erfahrung beruhende Bewußtsein, daß jene Menschen unserer Liebe nicht würdig sind. Es zeigt sich hier, daß auch die sittlichen Wertgefühle wegen ihrer Relativität zu dem verschiedensten Verhalten führen können. Es heißt aber alle Sittlichkeit aufheben, wenn man dabei vergißt, daß das menschliche Gefühl sein Maß und seine Grenzen hat an dem wirklichen Menschen: wer von andern hohe Werte verlangt, darf nicht außer acht lassen,

daß auch sein eigner Wert innerhalb jener Grenzen bleibt, die die irdischen Verhältnisse und die menschliche Natur der Menschengüte ziehen, und verächtlich erscheint der, der an andere die höchsten, an sich selbst aber sehr niedere Anforderungen stellt. Nur der ernste, unablässige Wille, gut zu sein, Wert zu haben, steigert unsern Wert und berechtigt uns, Gleiches von andern zu verlangen. Hierauf beruht es auch, daß alle diejenigen, die in irgend einer Stelle herrschend sein wollen, durch ihren persönlichen Wert das Beste hinzufügen zu dem, was ihnen ihre Stellung formell als Recht verleiht: alle wahre Autorität beruht auf wirklichem d. h. auf persönlichem Werte. Wohl dem, der sich des Beifalls der Guten in solchem Maße erfreut, daß man von ihm sagt, er sei eine wahrhaft schöne Seele! — Erziehung, Selbstbildung, Umgang mit den Besten unsers Geschlechts sind die wichtigsten Faktoren, wodurch wir unsern persönlichen Wert erhöhen und dem sittlichen Ideal näher kommen. Aus den einzelnen Persönlichkeitswerten aber setzt sich der sittliche Wert der Menschheit zusammen, und wer mit der Menschheit nicht zufrieden ist, der kann nichts Besseres tun als das Dichterwort beherzigen:

„Wie's nun ist auf Erden,
Also sollt's nicht sein:
Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein!“

Was nun die sittlichen Werte anlangt, so wird man die Frage, ob das bloße Wissen von erheblicher Bedeutung für die Begründung derselben sei, nur mit Vorbehalt bejahen können. Man macht nicht ohne Grund die Unterscheidung zwischen unbewußter und bewußter Sittlichkeit. Es wäre auch schlimm um die sittliche Hebung der Menschheit bestellt, wenn man allen Menschen, um sie zu sittlichem Verhalten zu bringen, erst wissenschaftliche Bildung und Gelehrsamkeit aneignen müßte. Einer so umständlichen Zurüstung bedarf die Sittlichkeit nicht. Es gibt eine gewisse sittliche Beanlagung, ein natürliches Gefühl für das Gute, wodurch manche Menschen unmittelbar die rechte Art des Verhaltens gegen sich selbst und andere finden, so daß Schiller recht hat, wenn er im „Genius“ sagt:

„O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!“

Mit Recht wird man auch darauf hinweisen dürfen, daß den meisten Menschen der Kreis ihres Umgangs mit andern und da-

durch ihrer Beziehungen zu größeren Gemeinschaften ziemlich eng gezogen ist und daß dieser Kreis kein erhebliches Wissen voraussetzt. Gut aber sollen und können sie sein in ihrer kleinen Welt und dadurch auch der großen Welt zur Zierde und Hebung dienen. Von solchen aber, die in irgend einer Art für weitere Kreise maßgebend und vorbildlich sein sollen, muß man fordern, daß ihre Sittlichkeit im vollen Maße eine bewußte sei, daß sie ruhe auf dem Grunde einer umfassenden Erkenntnis von Welt und Leben. Da heißt es: Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Da genügt ein bloß legales Verhalten nicht, da wird man verlangen, daß das sittliche Denken eine solche wissenschaftliche Begriffsform gewonnen habe, wie sie in den verschiedenen Aufstellungen ethischer Systeme vorliegt. Dem wird alsdann der höchste sittliche Wert zuzusprechen sein, der seinen Blick erweitert hat zum Begriff der Menschheit und der bei seinem Tun auf Grund umfassender Einsicht die Interessen der Menschheit beharrlich und ohne Vorbehalt vertritt und zur Geltung bringt, der sein Leben in solcher Weise erhöht, daß er das von den Großen der Vergangenheit angefangene Werk durch die Gegenwart fortpflanzt und unter Umständen neue Bahnen für die Zukunft zeigt oder Samenkörner des Guten ausstreut, die für die Ewigkeit blühn. Eine Umwertung von Werten aber, nicht, wie Nietzsche wollte, eine solche aller Werte, kann nur ausgehen von dem Fortschritt der Wissenschaft: nur die Erweiterung und Vertiefung unserer Erkenntnis von Welt, Leben und Menschheit kann darauf ein Anrecht geben; denn was wir sein sollen, bleibt allemal gebunden an die Wirklichkeit, in der wir uns befinden und in der sich alle menschliche Entwicklung vollzieht. Die Wahrheit wird frei machen auch von Vorurteilen auf sittlichem Gebiet!

Haben wir nun hier erkannt, daß die Welt der Werte nicht unabhängig ist von der Welt des Wissens, so wollen wir nunmehr einen raschen Blick auf das Gebiet des Schönen werfen, um auch diese Sphäre des Wertvollen in ihrem Verhältnis zur Welt des Wissens zu prüfen. Beim Anblick von Naturgegenständen und von Landschaften rufen wir manchmal aus: Wie schön! Unser Gemüt fühlt sich eigenartig berührt; unsere Gefühlsstimmung sucht alsdann einen Ausdruck in Worten wie schön, lieblich, erhaben, feierlich, ernst, gewaltig, hinreißend usw. Die Empfänglichkeit für das Schöne ist eine Gabe, die der Menschheit in die Wiege gelegt worden ist; das zeigt der Umstand, daß der Mensch,

von einfachsten Anfängen ausgehend wie das sich an seinen Zeichnungen oder an seinem Liedchen ergötzende Kind, eine neue Welt des Schönen geschaffen hat, für die ihm das Naturschöne nur Anregung und Vorbild gab. Die kleinen und großen Werke der Dichtung, der Musik, der Baukunst, Malerei und Bildhauerei und was sonst unter den Begriff der Kunst fallen mag: alles beruht auf der Tätigkeit unserer Phantasie, die aber umspielt wird von Gefühlen wunderbarster Art, so daß es uns scheint, als ob die Berührung mit jenen Werken uns in eine ganz neue Welt versetzte. Der Mensch tut nur, was er für wertvoll hält, und jene Schöpfungen sind daher ein neues Gebiet innerhalb der Welt der Werte. Es gibt wohl keinen an Geist und Gemüt so armen Erdensohn, der nicht irgend ein Verhältnis zu irgend einem Kunstgebiet zu finden vermöchte: nachempfinden, nachschaffen, das können fast alle, wenn auch die Gabe des Vorempfindens und Schaffens das Vorrecht besonders begabter Geister ist, die damit die Schöpfer von Werten für ihr Volk und für die Menschheit werden. Die Entwicklung der Künste zeigt einen Wandel des Geschmacks, das ästhetische Gefühl versucht sich auf vielerlei Art zu befriedigen; die Kunstgeschichte läßt aber zugleich erkennen, daß gewisse Geschmackstypen durch lange Zeiten herrschend sein können und daß, wenn auch kein absoluter ästhetischer Maßstab aufgewiesen werden kann, doch gewisse Kunstrichtungen Schöpfungen gezeitigt haben, die ganzen Geschlechtern als Werte erschienen. Wenn viele Jahrhunderte das Gebiet dieser Werte einen gewissen aristokratischen Anstrich hatte, so scheint die Neuzeit auch hier einen Wandel herbeizuführen; die Losung heißt jetzt: Kunst für jedermann! Wir stehen noch mitten in dieser Bewegung und vermögen noch nicht zu sagen, wohin sie führen wird. Die Überzeugung aber kann uns niemand nehmen, daß, wo immer die Verhältnisse ein tieferes Eindringen in dies Wunderland gestatten, damit eine Vertiefung, Erweiterung und Erhöhung des Menschenwertes in die Wege geleitet wird. Auf der Höhe seines von dem Gedanken der Humanität geleiteten Jahrhunderts stehend, hat Schiller in seinem Gedicht „Die Künstler“ von diesen gesagt: „In die erhabne Geisterwelt wart ihr der Menschheit erste Stufe.“ Schiller meint hier sogar, daß die Ausübung der Kunst dem werdenden und wachsenden Menschengeschlecht eine Vorschule und Fortbildungsanstalt zur Sittlichkeit und Wissenschaft gewesen sei und daß einst alle auf dem Kunstgebiet gemachten Anstrengungen und gewonne-

nen Fortschritte das Menschengeschlecht zum höchsten Licht, zur Wahrheit führen würden. Wir wollen diese Gedanken in dem vorliegenden Zusammenhang nicht kritisch prüfen, möchten aber darauf hinweisen, daß zum vollen Menschentum neben der Wissenschaft sicher die Kunst gehört; so gewiß der Mensch nicht rein logischer Natur ist, sondern auch in der Empfänglichkeit für das Schöne die Möglichkeit hat, sein Dasein zu genießen. Die bloß wissenschaftliche Beschäftigung läßt die menschliche Geistesanlage nicht vollauf zur Entfaltung kommen; da bleibt eine Lücke im Gefühlsleben, die nur von der Anschauung des Schönen ausgefüllt werden kann. Aber auch hier ist es nicht so, daß die Wissenschaft den Werten feindlich gegenüberstände: viele große Kunstschöpfungen erwachsen doch auf dem Boden einer Geistesbildung und geistigen Urteilsfähigkeit, die von Wissenschaft unzertrennlich ist, und auch das Gebiet des Schönen erfordert zu seiner Beurteilung die sich in logischen Denkformen vollziehende Geistestätigkeit: die Ästhetik wäre gar nicht imstande, irgendwelche Urteile auszusprechen, wenn die Gebilde der Kunst so ganz alogisch wären. Ferner ist nach der bisherigen Entwicklung der Künste anzunehmen, daß der Einfluß, den die Wissenschaft auf das gesamte Denken einer Zeit ausübt, auf den verschiedenen ästhetischen Gebieten einen Nachhall finden werde; denn es wird immer so sein, daß Gefühle des Schönen sich an entwickelte d. h. durch Wissenschaft geleitete Gedankenreihen anknüpfen. Wie sehr diese Gebiete in einzelnen Persönlichkeiten einander nahe liegen, ergibt sich aus dem Umstande, daß die Philosophiesysteme einzelner Denker sich von künstlerischen Bedürfnissen beeinflußt zeigen. Das ist nun zwar nicht als der normale Weg der Wissenschaftsforschung anzusehen: der Denker soll die Welt des Gefühls kennen und in ihr die vorhandenen Werte der von ihm gewonnenen Weltanschauung einzufügen verstehen; aber die Grundzüge seines Weltbildes müssen durch das streng logische, unbildliche und daher unphantastische Denken gezeichnet sein. Die Kunst darf nicht, wie die Romantiker wollten, alleinige Beherrscherin des Lebens sein, sie kann nicht Aufgaben lösen, die der Wissenschaft zukommen. Sie darf Herrin sein auf ihrem Gebiet, aber sie darf sich nicht lösen von der Wissenschaft, und wenn ein Rangstreit entsteht zwischen der Wahrheit und Gefühlsbedürfnissen, dann darf die Antwort, welche die Kunst den letzteren gibt, nicht einen höheren Wert beanspruchen als die Stimme der Wahrheit, die in der Wissenschaft

laut wird, vorausgesetzt, daß es sich um wirkliche unzweideutige Wissenschaft handelt. Schließlich ist alles, was wir als ästhetische Werte rühmen mögen, doch nur eine an die individuelle Menschenseele und zwar an ihre Phantasie und ihr Gefühl gebundene Wirklichkeit, ein Ausschnitt also aus der großen Wirklichkeit, die Himmel und Erde umfaßt und welche die Wissenschaft, von Sinnen- und Verstandestätigkeit geleitet, bedingungslos als Wirklichkeit erfaßt. Wie unbefriedigend daher die Wissenschaft in ihren Ergebnissen sein, wieviel Fragen sie übrig lassen mag; wie süß und wohllautend, wie beglückend dagegen die Stimmen sein mögen, womit die Kunst uns umtönt: das Höchste bleibt doch die Wahrheit, die wir als solche haben, und was nur wirklich ist, weil und solange es uns beglückt und uns mit einem schönen Schein umgaukelt: das kann ihr gegenüber nicht als höherer Wert erscheinen.

Und nun noch das letzte Gebiet, das seinen Beitrag liefert zu dem, was dem Menschenherzen wertvoll ist: ich meine das der Religion. Der Fromme betrachtet alles, was dazu gehört, als das Allerheiligste seines innern Lebens; er spricht von seinem allerheiligsten Glauben, von heiligen Orten, heiligen Zeiten, heiligen Handlungen, heiligen Männern und Frauen, heiligen Büchern usw. Alles dreht sich hier zuletzt um das höchste oder um die höchsten Wesen, um die Gottheit in irgend welcher gedanklichen Vorstellung. Die Gottheit ist dem Frommen die höchste Realität, der höchste Wertgegenstand; ihr steht er mit Furcht, Liebe und Vertrauen gegenüber, mit Gefühlen der Wertschätzung also. Die Religionen, verschieden wie sie sind an Glaubensvorstellungen und Bekenntnissen, an Institutionen und Kultusformen, haben alle das gemeinsam, daß sie das eigene Sein des einzelnen Menschen und das aller Dinge anknüpfen an ein höchstes Sein in der Hoffnung, durch dieses zu wahrer Befriedigung zu gelangen; man sucht den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft und der da mehr beseligt als alles, was wir kennen im Himmel und auf Erden. Dem Glauben an eine Gottheit aber geht der an Götter voraus; das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten und die Wertschätzung dieser geht von der Erfahrung der Naturgewalten aus, die man nicht wissenschaftlich erklären kann und die infolgedessen die Phantasie mit ihren Bildern umflicht. Da die religiöse Gedankenwelt, sei es auf der Stufe des Mythus, sei es auf der höheren der religiösen Abstraktion, das Höchste für das Menschenherz bedeutet, so erklärt sich, wie hier das Vorstellungsmäßige sich

immer mehr entwickelt und in gleichem Maße das Gefühl mit sich fortzieht. Es dauert lange, bis auch das logisch-wissenschaftliche Denken in der Religion zur Geltung kommt; immerhin versucht dasselbe allmählich auch hier seine Kraft; es bemüht sich endlich, das Widerspruchsvolle des religiösen Gedankenkreises in Einklang zu bringen mit der Vernunft. So hat es beispielsweise die Scholastik im Mittelalter getan, so glauben noch heute manche Theologen es zu können, indem sie das geschichtlich Gegebene zeitgemäß umdeuten oder als Bild und Gleichnis fassen. Da ist man denn längst hinaus über den Begriff einer göttlichen Offenbarung; da faßt man diesen nicht mehr mechanisch, sondern dynamisch; da nimmt man an, daß die Spuren der Gottheit allüberall in der Welt und Natur wie in der Geschichte und im Menschenleben zu entdecken seien, und wenn man hier keine wissenschaftliche Erkenntnis gewinnen könne, so müsse man eben glauben d. h. durch einen alle Bedenken niederschlagenden Willensentschluß die Gottheit als über und in allen Dingen seiend betrachten und verehren:

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Herrscherthron."

Schon in der heiligen Poesie des Alten Testaments heißt es, daß die Seele des Menschen „dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott" (Ps. 42, 3). Gott muß sein, weil wir ihn nötig haben, und unsere Seele ist mit Augustin unruhig, bis daß sie ruhet in Gott. Es ist kein Zweifel: wo das Herz so zu Gott steht, da ist der Glaube stärker als alle Vernunft. Lange freilich glaubte man auch, das Dasein Gottes begreifen, weil beweisen zu können; man tat sich viel zu gut auf sogenannte Gottesbeweise. Da kam der große Kant und bewies mit besserer Vernunft, daß die Vernunft Gott nicht zu beweisen vermöge. In der heiligen Schrift heißt es: „Wachset in der Erkenntnis Gottes", und Paulus schreibt auch den Heiden das Vermögen einer natürlichen Erkenntnis Gottes zu. Die heutige Wissenschaft wird demgegenüber sagen, daß Gott so unerkennbar ist wie alles, was die Erfahrungswelt überschreitet. Die Theologie oder Gottesgelehrtheit ist von diesem Standpunkt aus keine Wissenschaft mehr; sie ist es jedenfalls nur relativ, da sie lediglich geschichtliche Data interpretieren und von gewissen Voraussetzungen aus ein religiöses Gedankensystem entwickeln kann. Aber diese Voraussetzung ist schließlich der Grundbegriff, um den sich alles dreht: das Dasein und das Wesen Gottes. Will die Gottesvor-

stellung wissenschaftlich werden, so gleicht sie dem Schiff auf dem schwankenden Meere. Die Religionsphilosophie, welche die Glaubensvorstellungen der Völker nach ihrem geschichtlichen Werden und in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu verstehen sucht, kommt schließlich nur dahin festzustellen, daß zu allen Zeiten und bei fast allen Völkern so etwas wie ein Zug zum Transzendenten gefunden werde; aber der Inhalt der dazu gehörigen Gedankenwelten läßt sich nicht auf einheitliche Formeln zurückführen; hier ist das Inhaltliche so wenig fest, daß selbst der soviele Millionen Anhänger zählende Buddhismus im Grunde Atheismus bedeutet. Wo das reine Denken entscheidet, da löst sich die Gottesvorstellung in nichts auf. Wenn trotzdem große Denker an dem Gottesglauben festgehalten haben, so taten sie dies nicht auf Grund ihrer wissenschaftlichen Weltanschauung, sondern trotz derselben. Ein Kant jagt Gott vermittelst der reinen Vernunft zur Vordertür aus der Philosophie hinaus und läßt ihn durch die Hintertür der praktischen Vernunft d. h. auf Grund sittlicher Erwägungen wieder herein; der Gott eines Giordano Bruno ist eine rein dichterisch-phantasievolle, aus dem Gefühl geborene Vorstellung; auch Galilei, der Vollender des wissenschaftlichen Weltbildes, das ein Kopernikus geschaffen, bleibt bei dem Gottesglauben stehen. Verhältnismäßig wenige Denker haben die volle Konsequenz des Denkens gezogen: den Atheismus. Tatsache ist: Gott ist kein Erkenntnis-, sondern ein Wertbegriff. Hier tritt der Fall ein, daß die Erkenntnis verneint, was das Gefühl bejaht, und es fragt sich, welches von beiden die stärkere Macht besitzt. Die Religion ist daher ein Gebiet, das dem wissenschaftlichen Streit entzogen sein sollte; nur durch wissenschaftliche Gründe würden folgerichtige Denker zu bekehren sein. Andrerseits ist das nach dem höchsten Frieden, nach einem harmonischen Abschluß seiner Welt- und Lebensanschauung begierige Herz nicht damit zufriedengestellt, daß man ihm die ganze Welt rein quantitativ erklärt, alles auf Massen und Bewegung zurückführt, die sich mathematisch formulieren lassen; es hört nicht auf zu schreien nach dem lebendigen Gott.

Wohin wird der Streit zwischen Verstand und Gefühl einmal führen? Wird die fortschreitende Naturerkenntnis etwa unsere Begriffe von Welt und Leben einmal so heben, daß der Gegensatz verschwindet, daß dem Ja des Gefühls auch ein Ja des Verstandes entspricht? — Wir können nicht in die Zukunft schauen, wir können nur wünschen, wir können nur streben, daß die Welt des Be-

greiflichen sich immer mehr vergrößere, daß aber auch die Werte des Herzens nicht aufhören, ihren beglückenden Einfluß auszuüben, daß die von der Wissenschaft gebotene Umwertung der Werte kein Aufhören der Werte bedeute. Denn eine Menschheit und ein Menschenleben ohne Werte kann nicht das Ziel der Entwicklung sein; sonst wäre es besser, daß die Menschheit an ihrer eigenen Vernichtung arbeitete. Noch aber leben wir, noch leuchtet die Sonne Homers auch über unsern Häuptern; noch streben wir nach Freude und Befriedigung, und dies Streben macht den Kern unsers Lebens aus. Der Drang zur Erkenntnis ist nicht das einzige, was uns vorwärts treibt. Sie ist zwar die höchste Betätigung, die höchste Leistung des Menschengeistes, und der würde die Menschheit ins Dunkel der Barbarei zurücktreiben, der dem Erkennen ein Halt geböte. Aber auch unser Herz verlangt sein Recht: ihm blühen die Blumen der Freude, des Trostes und des Friedens in allem, was gut, was schön und was jenseitig heißt. Darum sagen wir mit Schiller:

„Sie geben ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen;
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!“

Unsere Darstellung des Verhältnisses zwischen der Welt des Wissens und der Welt der Werte hat uns zu dem Ergebnis geführt, daß wir beide in der ihnen zukommenden Würde zu belassen haben. Alles Wissen steht schließlich unter der Herrschaft des Glaubens, daß es selbst einen höchsten Menschenwert bedeute; alle anderen Dinge aber, die wir Werte nennen, sind zunächst gebunden an die Welt des Wissens, und wenn schließlich, soweit die Welt des Glaubens in Frage kommt, das Wissen zum Stammeln des Kindes wird, das für das geglaubte Jenseits der Erfahrung keine Worte hat, so mag es sich begnügen mit der Sprache des Sinnbilds, die auch auf dem Gebiet des Schönen die Bezeichnung bleibt für eine Welt der Wirklichkeit, welche sich dem logischen Erkennen nicht völlig fügen will. Erkennen und Fühlen ergänzen sich wie Mann und Weib, die durch beides ja in etwas charakterisiert werden, und auch hier heißt es: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden“. **Die Freimaurerei ist eine Weltanschauung, die auf der Wissenschaft beruht, sie ist eine Lebensanschauung, die sich auf die Anerkennung von Werten gründet.**

Freimaurerei bedeutet Streben zur Harmonie; sie haßt alle Einseitigkeit, sie bejaht den ganzen Menschen und sein Streben; sie stellt dies Streben unter das Wissen, das wir tatsächlich besitzen, und unter die Werte, die mit jenem Wissen vereinbar sind. Der Gegensatz von Erkenntnis und Gefühl, von Wissenschaft und Werten ist kein solcher, daß eins das andere ausschließt; über den Einseitigkeiten des Erkennens und Fühlens steht die höhere Einheit Mensch. Das Menschliche verwirklichen heißt glauben an die höhere Einheit beider und beiden als Leitsternen folgen. Das volle Menschentum betätigen und verbreiten heißt sein Leben unter den Humanitätsgedanken stellen. Freimaurerei ist das Streben nach Werterhöhung des Menschen und der Menschheit durch Wissen und Werte, und darum ist uns der künftige Weg vorgezeichnet von dem Stern, der bisher der Freimaurerei leuchtete: von der Idee der Humanität.

Namenverzeichnis.

Abbt 142.
Abel 229. 233.
d'Alembert 143.
Alexander d. Gr. 105. 158.
Amalia, Herzogin v. Weimar, 147.
Andreae, V., 152. 230.
Aristoteles 5. 58 f. 220. 254.
August, Prinz v. Gotha, 149. 151.
Augustinus 35. 59. 118. 269.

Baco v. Verulam 210.
Baggesen 238.
Beck 234.
Beethoven 235.
Behr 144.
Beil 234.
Berens 141 ff.
Bode, J. J. Chr., 143 ff. 151.
Boeck 234 f.
Böttiger, K. A., 152.
Brockdorff IV. 81 n.
Bruno 58. 69. 93. 97. 254. 270.
Buddha 19. 57. 134. 192. 199. 207. 214. 262. 270.
Bürger 243.
Byron 257.

Calvin 64.
Campe, J. H., 174.
Chamisso 202.
Claudius 31. 143. 145. 147. 161. 208.
Comenius 22. 59. 148. 152. 168.

Dalberg, Fr. v., 147.
„ K. v., 149.
„ W. H., 234.
Dannecker 230.
Darwin 127. 132 f.
Demokrit 158. 254.
Descartes 254.
Dickens 77.
Diderot 143.
Diogenes 5.
Dubois-Reymond 29.
Dürer 98. 203.

Ebert 103.
Einsiedel 149. 151.
Epikur 43.
Eschenburg 103.

Falk 168.
Fechner 94. 163 f.
Ferdinand, Herzog von Braunschweig, 60. 103.
Ferguson 230.
Fichte 70. 188. 198.
Fischart 209.
Flachsland, K. 144, 149, 151 f.
Franklin 148. 170.
Freidank 88.
Friedrich Christian von Holstein 238. 241.
Friedrich Eugen v. Württemberg 229.
Friedrich d. Gr. 103. 148. 173.
Friedrich Wilhelm II. 173 f.
Fritsch 150.

Galilei 58 f. 94. 158. 174. 177. 210. 254. 270.
Garve 81.
Gellert 13.
Gerson 35.
Gleim 36. 145 f.
Gluck 150.
Goethe 12. 14. 18. 35 f. 37 f. 54. 58. 63. 65. 67. 71 f. 94. 99. 106. 109. 115 f. 124. 126. 129. 131 f. 134. 137. 144 f. 149 f. 153. 157. 166 f. 168 ff. 175. 193. 195. 198 f. 205. 210. 215 f. 218 f. 221. 237 ff. 246. 256.
Grotius 148.

Hamann 140. 145. 179.
Händel 150.
Hartknoch 140 ff.
Haug 230.
Hebbel 35.
Hegel 70. 147. 188.
Heine 11.
Heraklit 69. 254.
Herbart 188. 205.
Herder 63. 78. 95. 106. 126. 137—156. 170 f. 188. 193. 202. 237 f.
Herschel 177.
Herz, M., 173.
Heydenreich 172.
Hippel 140.
Hobbes 254.
Holbein d. Ä. 161.
„ d. J. 160.
Hölderlin 206.
Hölty 112. 159.
Homer 144. 206.
Hoven 230.
Hülsen 173. 194.
Humboldt, W. v., 149. 238. 245.
Hume 94. 177 f. 255 f.
Huyghens 177. 210. 254.

Iffland 234.

Jacobi, Fr. H., 147. 149.
Jean Paul 149. 170.
Jerusalem 147.
Jesaja 219.
Jesus Christus 2 f. 5. 13. 19 f. 21 f. 32. 35. 38. 57. 62. 64. 80 ff. 119. 130 f. 134. 158. 168 f. 186. 191. 193 ff. 196 f. 219 ff. 222. 233. 240.
Johannes d. T. 1 f. 19. 26. 35. 57. 67 f. 125. 130. 134. 136. 191. 193. 195 f. 197 f. 219.
Joseph II. 148.
Jung-Stilling 144.

Kant 13. 48. 58 f. 70. 83. 94. 120. 126. 140. 148. 158. 164. 170—189. 205. 221. 238 f. 242. 254 f. 269 f.
Kanter 139 f.
Karl I., Herzog v. Braunschweig, 60. 103.
Karl August, Herzog v. Weimar, 109. 145. 147 f. 150. 234.
Karl Eugen v. Wüttemberg 229. 233.
Keller 138 f. 150 f. 158. 229 n. 238.

Kepler 177. 254.
Kinkel 11. 110.
Kißleben 60. 103. 217.
Klopstock 147.
Knebel 149.
Knigge 234.
Kolumbus 58.
Konfucius 57.
Kopernikus 58 f. 69. 93. 177. 209. 254. 270.
Körner, G., 149. 235 f. 238. 241.

Ladenburg 165. 249.
Lambert 177.
Lamprecht 58.
Lange, Fr. A., 188.
Laplace 177.
Lavater 145.
Leibniz 13. 22. 70. 80. 176 f. 181. 230. 254.
Lempp 230 ff. 235.
Lenau 207.
Leonardo da Vinci 215.
Lersé 144.
Lessing 21. 29. 41. 62. 90. 106 f. 126. 143. 146. 158. 193. 218. 237. 244.
Leukipp 255.
Lindner 140 f.
Locke 13 f. 59. 177. 179. 230. 254 f.
Lorm 207.
Lotze 94. 147. 249.
Ludwig Eugen v. Württemberg 229,
Ludwig IX. 234.
Luise, Herzogin v. Weimar, 148 f.
Luther 19. 57. 68. 85. 158.

Merck 143.
Milton 141.
Mohammed 19.
Moses 19. 57.
Mosheim 232.
Mozart 150.
Müller, Fr. v., 151.
Musäus 141.

Newton 177. 254.
Nicolai 145. 151.
Nietzsche 3. 9. 77. 83. 121. 131 ff. 208. 265.

Ossian 141. 144.
Overbeck 119. 264.

Paulus, der Apostel, 19. 21 n. 29. 43 f. 47. 49. 63. 84. 86 f. 92. 97. 105. 121. 158. 167. 192. 197. 210. 214. 222.
Pestalozzi 31. 196. 218.
Petersen 229 ff.
Petrarka 148.
Plato 58. 142. 158. 162. 229. 232. 238. 246. 254.
Pythagoras 69. 142.

Rauch 174.
Reinhold 238.
Rethel 89 ff.
Riehl, A., 256.
„ F. H., 55.
Rietschel 246.
Roquette 1.
Rousseau 22. 35. 128. 179.
Rückert 55. 87. 169. 248.

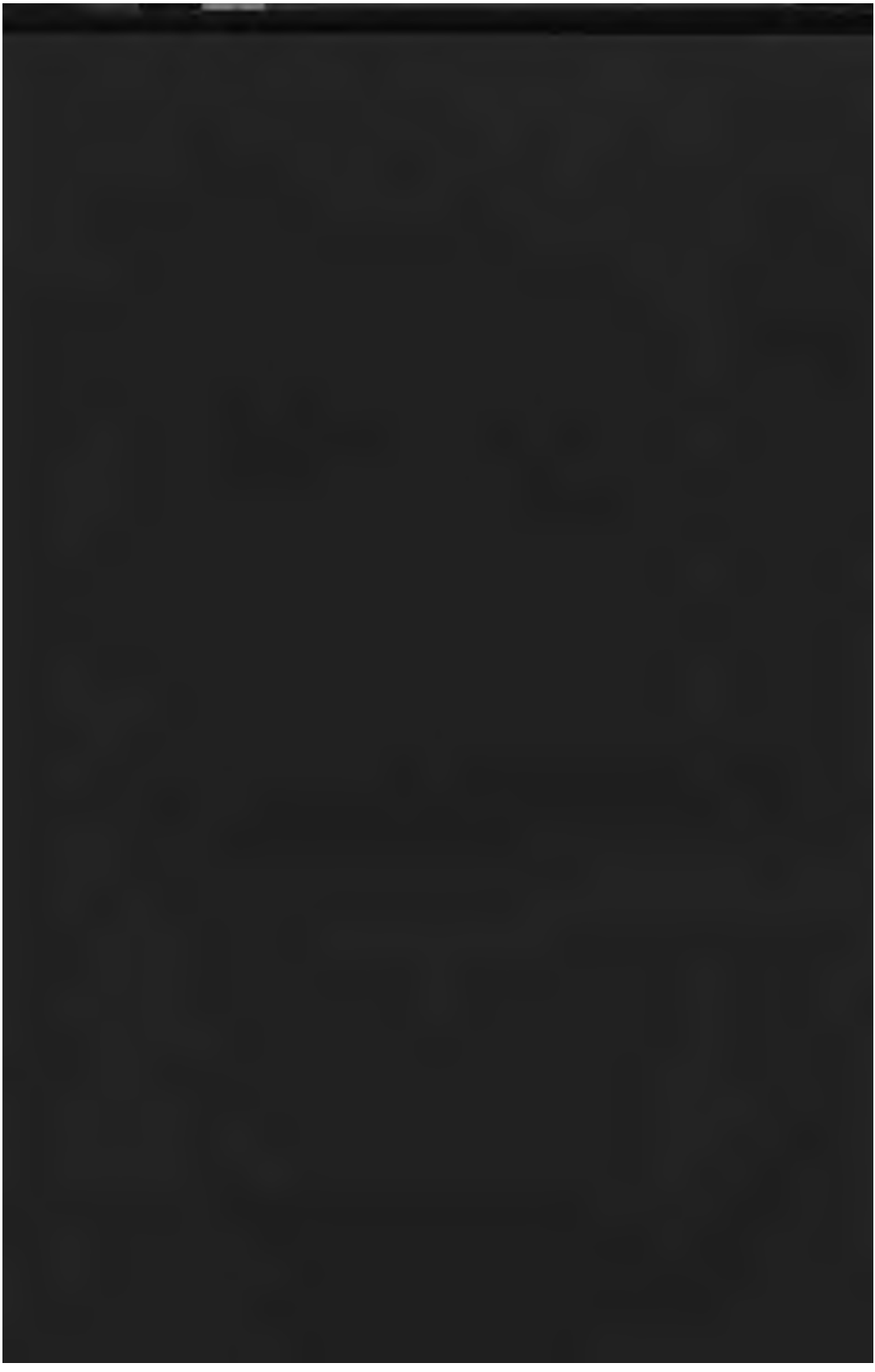
Salomo 43. 201.
Salzmann 144.
Schardt 151.
Scharffenstein 230.
Schelling 70. 147. 188.
Schiller 8. 22. 25. 37 f. 48. 55. 58. 62. 65. 71. 75. 78. 85. 91. 106. 109. 116. 125 f. 129. 135. 149. 185. 187. 189. 204. 211 f. 218. 221. 223. 228—247. 263 f. 266. 271.
Schimmelmann 238.
Schlegel, A. W., 149.
Schleiermacher 57.
Schopenhauer 14. 41. 43. 70. 72. 77. 81. 114. 126. 131. 160. 174. 181. 188. 206.
Schröder, Fr., 60. 143. 151 f. 217. 234.
Schubart 230.
Schultz 172.
Schwan 233.
Shakespeare 34. 58. 141. 144. 208.
Sokrates 28 f. 71. 82. 84. 134. 158. 162 f. 174. 178.
Spalding 145.
Spinoza 47 f. 58 f. 71. 74. 81. 83. 94. 97. 147. 153. 174. 254.
Stöckl 211.
Swedenborg 179.

Terenz 88.
Thales 254.
Thomas v. Aquino 59. 211.
Titus 169.
Tolstoi 5. 128. 262.
Treitschke 135.
Trotzendorf 123.
Türck 174.

Uhland 200.

Voltaire 180.

Wagner, R., 219.
Watts 212.
Weckerlin 230.
Weishaupt 235.
Werthes 233.
Wieland 145. 149. 168.
Winckelmann 146.
Wolf, Chr., 13. 59. 80. 177 f. 181.
Wöllner 173 ff.
Wolzogen 234.
„ K., 239.
Zacharia 103.
Zedlitz 173.
Zelter 168.

Druckfehler.

Auf S. 109, Zeile 18 v. u. ist zu streichen: für den.